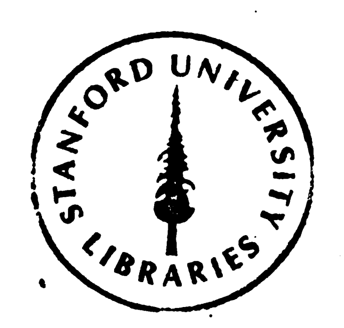
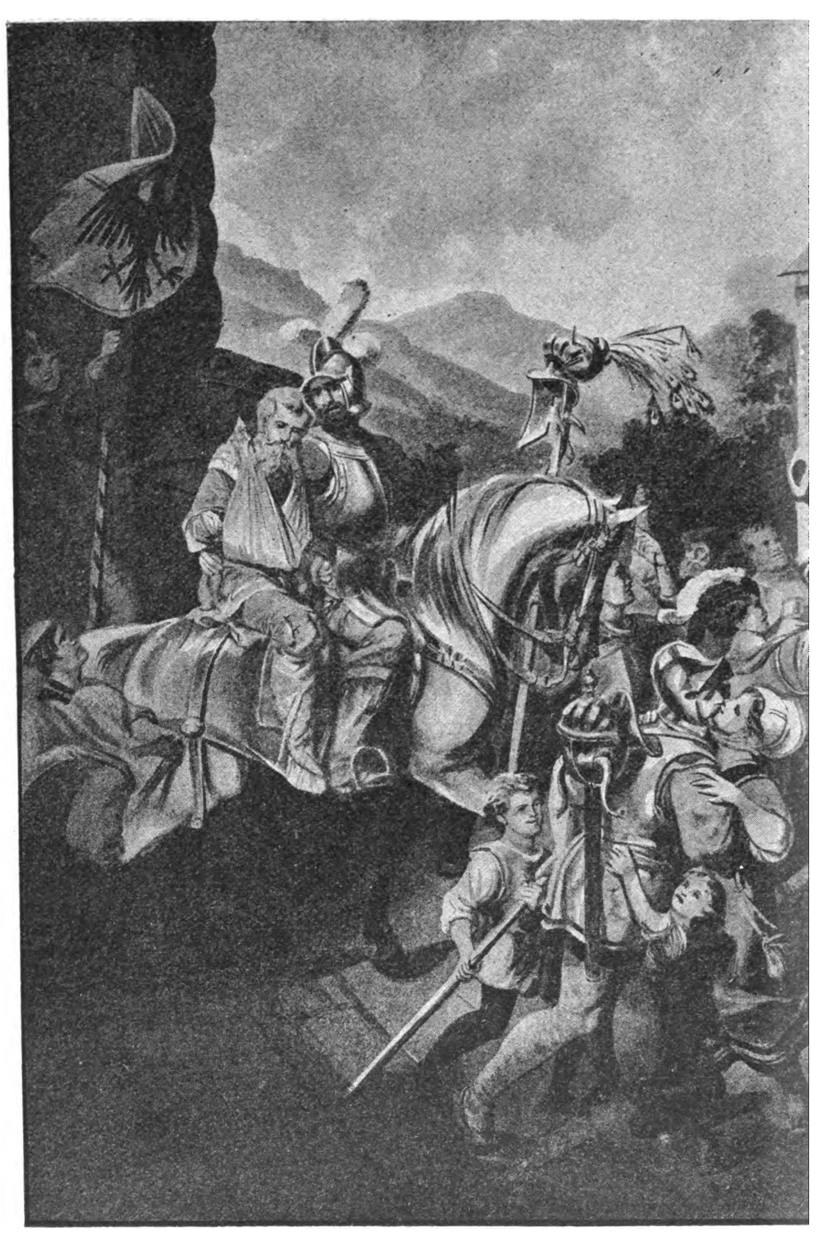


Vom Jura zum Schwarzwald

Franz August Stocker





Die Vorstädter Kirch

Vom Jura zu



…chweih von 1499 zu Solothurn.
…zum Schwarzwald 1892, Seite 90.

Vom Jura zum Schwarzwald.

Geschichte, Sage, Land und Leute.

Herausgegeben

unter Mitwirkung einer Anzahl Schriftsteller und Volksfreunde

von

F. A. Stocker,

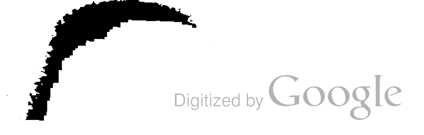
Redaktor der „Basler Nachrichten".

Neunter Band.

Aarau,

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer & Co.

1892.



Inhalt.

Das Volksschulwesen in den Jura-Kantonen am Ende des 18. Jahrhunderts.

Von **Walther Gimmi**, Pfarrer in Schönengrund.

IV.

Thun wir an Hand der Schulberichte zunächst einen Blick in die Art und Weise der Lehrerbestellung, so treten uns da schon die mannigfaltigsten Verhältnisse entgegen. Wir beginnen mit dem Kanton Aargau. Zur Vollständigkeit fehlen die Angaben der vier Schulen von Lenzburg.

30 mal heißt es: Vom Pfarrer examinirt, dem Amtmann vorgeschlagen und von diesem erwählt. Für den ganzen Distrikt Kulm mit 31 Schulen gilt die Notiz: Vom Pfarrer im Beisein der Ortsvorgesetzten geprüft, dem Oberamtmann vorgeschlagen und von diesem gewählt. Im Distrikt Brugg sind 2 Lehrer durch den vormaligen Magistrat von Brugg, 5 durch den jeweiligen Bürger Pfarrer erwählt und vom vormaligen Oberamt Königsfelden ernannt, 24 durch den jeweiligen Pfarrer erwählt und vom vormaligen Oberamt Schenkenberg ernannt, einer, erst seit 3 Monaten im Schuldienst, ist vom Erziehungsrath des Kantons eingesetzt worden.

3 mal heißt es: Vom Pfarrer und den Vorgesetzten geprüft, dem Amtmann vorgeschlagen und von ihm bestätigt, 1 mal (Braunegg): die Gemeinde bestellt den Lehrer, der Amtmann bestätigt ihn; 8 mal (Seengen 2, Egliswyl 2, Fahrwangen, Meisterschwanden, Tennwyl, Alliswyl): die Petenten wurden vom Pfarrer geprüft, vorgeschlagen und von der Herrschaft von Hallwyl bestätigt. In Niederhallwyl, Hunzenschwyl (2) und Seon (2) geschah die Erwählung auf gleiche Weise, ebenso in Holderbank und Möriken, nur erfolgte die Bestätigung dort durch die Landvogtei Lenzburg, hier durch die Herrschaft Wildeck. In Hendschiken wurde der Petent vom Pfarrer examinirt und vor-

geschlagen und vom Amtmann in Lenzburg gewählt; in Rupperswyl wurden zum Examen durch den Pfarrer die vorgesetzten weltlichen und geistlichen Gerichte zugezogen; die Bestätigung geschah durch den jeweiligen Landvogt auf Lenzburg; der erst im Winter 1798/99 in Dienst getretene Lehrer in Boniswyl wurde von der Verwaltungskammer in Aarau gewählt.

Im Kanton Baden ist die Frage: „Wer hat bisher den Schulmeister bestellt?" beantwortet: 9 mal: die Gemeinde, 8 mal: der Pfarrer und die Gemeinde, 3 mal: die Gemeindevorgesetzten und der Pfarrer, 5 mal: der Pfarrer, 7 mal: die Examinatoren in Zürich („Von dennen Herren Extsamy No. thoren"; „die Ehmöligen Examennatren von Zürich" schreiben die Berichterstatter von evangelisch Würenlos und Waldhausen).

Im Bericht von:	heißt es:
Dättwyler Hof	der reformirte Pfarrer in Baden.
kath. Würenlos	der Gerichtsherr in Wettingen.
Fislisbach, Oberrohrdorf	der ehemalige Magistrat von Baden.
ev. Gebensdorf	der Oberamtmann von Königsfelden.
Mellingen	die Obrigkeit von Mellingen.
Leuggern	der Kommandeur.
Oberlunkhofen	die Mehrheit der Hausväter.
Klingnau	der Obervogt, Pfarrer und die 6 Kastvögte.
Zurzach	„von der Stift."
Dietikon, Spreitenbach	der Prälat in Wettingen.
Wettingen	der Abt von Wettingen auf Vorstellung des Pfarrers.
Baden, deutsche Schule	die frühere Obrigkeit.
Bremgarten, „ Schule	die Ortsobrigkeit.
Döttingen	der Obervogt von Klingnau auf Vorschlag des Pfarrers und der Gemeinde.
Kaiserstuhl	der ehemalige Stadtrath nach einem Examen durch Stimmenmehrheit.

Die Berichte von Würenlingen, Ober- und Unterdorf schreiben: „Die gemeind pflegt Einen Pfaarrer Von den anhaltenden Subjektis drey durch die Mehrheit der stimmen auß gemehrete Vor Zu-

stellen, Von welchem der Pfaarrer Einen Von disen Auß Zuwöllen, Zuernen (ernennen) hat."

Der Lehrer von Sins sagt: „der schullmeister, der zugleich organist ist, hat eigentlich Sich selbsten bestellt, Weil er Bloß auß gutem Willen schulhält, obgleich Man eß für gebräuchlich hält, daß der organist Auch schulhalte." 6 Antworten fehlen.

Für die Kantone Schaffhausen, Solothurn, Basel und Leman lassen wir je eine Anzahl der hieher gehörigen Berichterstattungen folgen; bei der Auswahl hatten wir es auf eine möglichste Erschöpfung der damaligen Verhältnisse abgesehen.

Schaffhausen. Die Lehrer für die Mädchenschule in Schaffhausen wurden nach vorausgehender Prüfung vom kleinen Rath durch das Loos gewählt; der neugewählte Lehrer war jeweilen an die erste Klasse versetzt und die anderen rückten hinauf. In Buchthalen und Ründlingen wurde der Lehrer vom Pfarrer und dem ehemaligen Obervogt nach einer Prüfung in Gegenwart der Ortsvorsteher, die aber nur berathende Stimme hatten, erwählt. Der Bericht von Thayngen sagt uns, daß vor der Revolution nur Bürger von Schaffhausen als Lehrer gewählt werden konnten. In Dörflingen setzte der Examinatorenkonvent von Zürich auf einen Dreiervorschlag der Gemeinde die Lehrer ein. In Merishausen wählte die Gemeinde durch ihr Stimmenmehr in Gegenwart des ehemaligen Obervogts und Pfarrers, in reformirt Dießenhofen der ehemalige evangelische Kirchenrath. In Opfertshofen und Büttenhart fand eine jährliche Wiederwahl des Lehrers, Bestätigung oder Wahl eines Andern, statt; in erster Linie wurden Petenten aus der eigenen Gemeinde berücksichtigt; eine jährliche Wahl des Lehrers wird auch aus Stetten gemeldet.

„Wer willens ist" — schreibt der Schulmeister aus Bargen — „Schullehrer zu werden, der mußte sich bey dem Bürger Pfarrer melden und vor ganzer Ehrsamer Gemeindt darum anhalten. Nach disem wird Er Von dem Bürger Pfarrer vor ganzer Ehrsamer Gemeindt Examiniert und nach Gutbefinden ihme den Dienst übergeben." Aus Siblingen wird berichtet: „Bei der alten Regierung wurde ein Schulmeister bestellt, in Beysein, Hrr. Landt Vogt, Landtschreiber, Pfarrer, Vogt, Stabhalter, Gschwornen, Kirche Pfleger, durch Mehrheit der Stimmen nach abgehaltnem Examen." Auf des Ministers Frage antwortet der Lehrer von Beggingen: „Bisher hat Es die Eh-

malige Obrigkeit Pfarrer des orts Vogt und geschworne durchs Examidet oder durchs Loß die Schullehrer Bestelt." Wir schließen für den Kanton Schaffhausen mit der Antwort aus Unterschlatt: „die gemeind in Beiseits eines Hrr. Pfarerß und ist Examamert worden vom Bürger Pfarer Melcheor Kirchhofer von Schafhausen und vom Bürger Presedent stocker von Schafhausen bestetiget worden."

Solothurn. In Lostorf wählte die Gemeinde den Lehrer „durch das allgemeine los"; in Solothurn, Knabenschule, der tägliche Rath der vormaligen Regierung in offener Wahl; Prinzipi, die 6 Häupter der Regierung und die 6 ältesten Chorherren; Waisenhaus, die Waisenhaus-Inspektoren; in Grenchen Gemeinde und Pfarrer durch Stimmenmehr; in Aeschi die Gemeinde mit Bestätigung durch den Schulrath; in Olten die Gemeinde durch geheimes Stimmenmehr; in Günsberg die Gemeinde, der Pfarrer und der Obervogt; in Selzach früher die Gemeinde, seit der normalischen Einrichtung die Schulkommission; in Messen die Gemeinde nach „Examynacion" durch den Pfarrer; in Büsserach die Gemeinde, aber seit Einführung der Normalschule mit nachheriger Bestätigung der Obrigkeit (jetzt vom Unterrichtskommissär); in Mümliswyl „die Vormahlige Regierung mit zu Freydenheit der gemeindt"; in Aetigen Gemeinde und Pfarrer nach öffentlichem Examen; in Dornach die alte Regierung; in Mazendorf die Schulkommission in Solothurn. Auf mangelhafter Kenntniß der Grammatik eher als auf Thatsächlichkeit dürfte es beruhen, wenn der Leher von Oensingen schreibt: „der schulmeister hat die Gemeinde erwöhlt."

In Grenchen mußte der Lehrer jedes Jahr bestätigt werden. Manche Gemeinden schickten ihren Schulmeister auf eigene Kosten in die Normalschule nach Solothurn; so wird aus Egerkingen geschrieben: „Von der Gemeind bestellt und auf Konto derselben unterrichtet" und aus Büren: „und ihne nacher Solothurn geschickt um die Unterweißung der Normal zunemmen nach ausgestandenem Examen wirt er durch ein Patent zum Schullehrer anerkent." Enttäuschung schaut aus der Antwort des Lehrers von Meltingen heraus, wenn er sagt: „der bürger Franz Gluz presidenten hat zu mir gesagt ich solle auf Solothurn gelehren man mache Schullöhn ist aber nichts gemacht worten."

Basel. Die Frage nach der Bestellung der Schulmeister findet hier folgende Beantwortungen: Münsterschule, Basel: „Der akkademische Senat mit Zuziehung der Deputaten der Kirchen und Schulen und

des jeweiligen Antistes durch das Loos und zwar das ternarium.“ Schule der Kirchgemeinde St. Peter, Basel: „von dem Kapitel des Stifts St. Peter, den 2 regierenden Häuptern und dem Pfarrer der Gemeine durch das Loos erwählt.“ St. Martins-Mägdlein-Schule in Basel: „der Oberlehrer dieser Schule wurde bisher von den ehemaligen Standeshäuptern, den Deputirten zu den Kirchen und Schulen mit Zuziehung eines jeweiligen Bürger-Antistes und einem jeweiligen Pfarrer der St. Martinsgemeinde bestimmt.“ Knabenschule bei den Baarfüßeren in Basel: „zu der Stelle eines Oberlehrers dieser Schule wurde bisher von den ehemaligen Standeshäuptern, den Deputirten zu den Kirchen und Schulen mit Zuziehung eines jeweiligen Br. Antistes, des Br. Pfarrers und Br. Diaconi der St. Leonhardsgemeinde wie auch des Pfarrers bei den Baarfüßeren und im Spittahl unter den Candidaten durch die Mehrheit der Stimmen 6 in die Vorwahl gezogen, woraus der Kleine Raht Drey in die Haubtwahl nahm und unter diesen das Loos zog.“ Provisorschule der minderen Stadt: „die Bestellung des Lehrers geschah bis gegenwärtig durch das blinde Loos aus einer willkürlichen Wahl von dreyen durch beide regierende Häubter, den Bürger Antistes, durch die 4 Deputaten, durch die neuen im Quartir wohnenden Rähte, die regierenden Obst. Meister (Oberst Meister) der drey Gesellschaften, durch den Schultheiß, durch die drey Prediger und Bannbrüder der minderen Stadt.“ Riehen: „das Deputatenamt in Basel aus dreyen durch das Loos.“ Bettingen: „der jetzige Schulmeister in Bettingen erhielt (auf Begehren der Gemeinde) von dem Deputatenamte in Basel die Erlaubniß, zwischen den Schulstunden zu Riehen, wo er als Schulhelfer angestellt ist, auch in Bettingen Schule zu halten. Das Deputatenamt ernannte ihn zum Schulhelfer in Riehen.“ Auch aus den übrigen Gemeinden des Kantons ist die Frage immerwiederkehrend beantwortet: das Deputatenamt für Kirchen und Schulen nach vorhergegangener Prüfung durch den Pfarrer.

Leman. Auf die Frage: „Qui a établi jusques ici le Régent? et de quelle manière?“ antwortet der Bericht aus Robellaz: „Les Particulliers,“ derjenige aus Chavannes-le-Chêne; „la Commune Létablit,“ derjenige aus Villars-Epeney et la Maugettaz: „le pasteur en Suite d'Un Examen,“ derjenige aus Givrins: „le Pasteur, et les préposés de la commune sans examen“. Der Regent in Bercher: „a été éxaminé par le Pasteur, et bréveté par le ci



devant Seigneur Baron [Monsieur De Dortau]"; Jean Jaques Durussel à Ballaigues dès le 1 Janvier 1799: „a été nommé par le pasteur après un examen de concours, puis établi par le Conseil d'Education". Wir lassen noch zwei Berichte über diesen Punkt reden.

Aus Chêne wird gemeldet: „Le Citoyen Pasteur faisait l'éxamen en Presence du consistoire et la nommination des deux plus capables admis a l'éxamen étoit envoyé au Baillif, qui donnait le Brevet au plus capable des deux suivant la declaration du Pasteur". Noch ausführlicher schreibt Jean Siméon aus Pailly: „La Commune de Concert avec le Pasteur ont toujours établi le Régent de la manière suivante La Régence étant devenue vacante; le Pasteur de Concert avec la Commune fixoient un jour pour l'éxamen et le faisoient publier par les feuilles Publiques, et au temps marqué les aspirans étoient éxaminés à huis ouverts en présence de toute la Commune par le Pasteur qui après la verification des Talans nommoit les deux, ou trois plus Capables; lesquelles nominations étoient ensuite présentées au Seigneur de l'endroit; puis on sen [s'en] referoit à son Choix pour l'élection de l'un d'entreux (entre eux)."

Und nun etwas über das Alter, die Herkunft, Civilstand, früheren Beruf und Nebenbeschäftigung der damaligen Schulmeister. Zur Zeit der Berichterstattung standen im Kanton Aargau:

im Alter zw.		Lehrer	im Alter von		Lehrer
im Alter zw.	20 u. 30 Jahren	15 Lehrer	im Alter von	30 Jahren	2 Lehrer
" " "	30 u. 40 "	29 "	" " "	40 "	3 "
" " "	40 u. 50 "	27 "	" " "	50 "	3 "
" " "	50 u. 60 "	20 "	" " "	60 "	3 "
" " "	60 u. 70 "	12 "	" " "	70 "	3 "
" " "	70 u. 80 "	1 "	" " "	80 "	— "

Die Addition ergiebt für 119 Schulen nur 118 Lehrer, weil die Schulen auf dem Rütihof, in Räfenthal und Liebegg, Gemeinde Gränichen, nur einen Lehrer hatten. Von diesen 118 Lehrern hatten — es fehlen 4 Antworten —

51	weniger als 10 Jahre Dienstzeit	6	hatten 10 Jahre Dienstzeit	
22	zwischen 10 u. 20 " "	2	" 20 " "	
20	" 20 u. 30 " "	1	" 30 " "	
7	" 30 u. 40 " "	2	" 40 " "	
2	" 40 u. 50 " "	—	" 50 " "	
1	" 50 u. 60 " "	—	" 60 " "	hinter sich.

Hinsichtlich der Herkunft fehlen die Antworten aus dem Distrikt Kulm und 5 weitere; von den übrig bleibenden 82 Lehrern sind 78 Bürger der Orte, wo sie wirken.

In Bezug auf Civilstand, Beruf und Nebenbeschäftigung lassen wir für die beiden Distrikte Kulm und Brugg Zahlen folgen: Von den 31 Lehrern des ersteren sind 4 ledig; von den 27 verheiratheten sind 22 Väter von Kindern. Hinsichtlich des Berufes vertheilen sie sich wie folgt:

Beruf:	Lehrer:	Beruf:	Lehrer:
„Baurengewerb" und Webstuhl	8	Baumwollengewerb	5
„Baurengewerb", Landbau	6	Maurer und Steinhauer	1
Landbau, Säckzeichnen und Municipal-Präsident	1	ehemals Soldat, jetzt Strohdecker	1
Feldmesser und „Baurengewerb"	1	„Küefer" und Sigrist	1
„Paßementer"	2	Baumwollenspinner	1
Kirchmeyer, „Tuchmeßer", Bezirksrichter	1	Landbau und Baumwollenarbeit	2
		Strumpfweber	1

Von den 32 Lehrkräften des Distrikts Brugg sind 2 unverheiratet, die übrigen haben, mit Ausnahme eines einzigen, Kinder. Bei der Besprechung der Berufsverhältnisse fallen die beiden Lehrerinnen (Mädchenschule in Brugg und Birrenlauf) zum Voraus weg. Die Lehrer vertheilen sich auf folgende Berufsarten:

Beruf:	Lehrer:	Beruf:	Lehrer:
Rothgerber	1	Zimmermann	2
Strumpfweber	3	Baumwollenweber	1
Landbau und Wagner	1	Baumwollenfabrikation u. Landbau	1
Landbau und Schuhmacher	1	Landbau und Vieharzt	1
Landbau und Leinweber	3	Landbau	12
Landbau, Küfer und Vieharzt	1		
Landbau und Baumwollenweber	3		

Die Frage: „Was hatte er vorher (gemeint ist vor dem Antritt des Lehramts) für einen Beruf?" ist meistens beantwortet: „betrieb seine Profeßion". Johannes Rauber in Windisch schreibt: „seine Profeßion und Advokatur"; Hs. Ulrich Eichenberger in Birr war „18 Jahre Viehhirt"; Johannes Weibel in Effingen in Kriegsdiensten. Hs. Heinrich Brak in Mönthal war neben seinem Beruf „Gehülfe seines Bruders in der Schule".

Von den beiden Lehrerinnen versteht es sich von selbst, daß sie



keine Nebenbeschäftigung hatten. Das theilen 13 Lehrer mit ihnen; die übrigen 17 vertheilen sich auf folgende Nebenbeschäftigungen:

Mitglied der Municipalität und Organist	1
Distriktsrichter, Vorleser und Vorsinger in der Kirche . . .	1
Municipalbeamte	5
Vorleser in der Kirche . . .	1
Posaunist und Viehinspektor . .	1
Zollinspektor, Vorleser und Vorsinger in der Kirche . . .	1
Besorgung einer Salzbütte . .	1
Distriktsrichter, Vorleser und Vorsinger in der Kirche . . .	1
Munizipalbeamter, Posaunist und Vorleser	1
Sigrist	1
Sigrist und Posaunist	1
Filialsigrist und Posaunist . .	1
Weibel der Munizipalität, Vorleser und Vorsinger in der Kirche .	1

Diesen Zahlen reihen wir noch einige hiehergehörende Notizen aus dem übrigen Kanton Aargau an. „Den Sommer hindurch geht er" — der Lehrer von Meisterschwanden — „dem Schärmausen nach";

der	Schulmeister	von	Stauffen,	obere Schule,	war	Indienendrucker;
"	"	"	"	untere "	"	Indienendrucker;
"	"	"	Schafisheim	" "	"	Posamenter;
"	"	"	Hendschiken		"	Sächzeichner;
"	"	"	Möriken		"	„Nadlemacher";
"	"	"	Asp		"	Korbmacher;
"	"	"	Suhr, Unterschule		"	„Geschwind Bleicher";
"	"	"	Ammerswyl		"	‚Ohmgeltner d. Dorfes;'
"	"	"	Dintiken		"	Landmann, Agent und „Ohmgeltner" im Dorf;
"	"	"	Thalheim, Knabenschule		"	seiner Begangenschaft ein Schuhmacher;
"	"	"	Lenzburg, größ. Töchterschule		"	Kupferschmied;
"	"	"	"	kl. Knabenschule	"	Glaser;
"	"	"	"	größ. "	"	früher „Schuhmacher"; jetzt beschäftigt er sich „mit einem kleinen Handel und Schreiblectionen";
"	"	"	Küttigen „treibt Agricultur, Medecin und Chirurgie";			
"	"	"	Otmarsingen, früher ein Strumpfweber, beschäftigt sich mit vorfallenden Scripturen und kleinen Handlungsgeschäften und ist zugleich Küster der Filialkirche und „Ohmgeltner";			
"	"	"	Fahrwangen, wurde als guter Rechner „bei Theilungen, Vogts- Gemein- und andern Rechnungen viel gebraucht".			

Baden. Zur Zeit der Berichterstattung standen:

im Alter zw. 20 u. 30 Jahren	7 Lehrer		im Alter von 30 Jahren	5 Lehrer
" " " 30 u. 40 "	13 "		" " " 40 "	— "
" " " 40 u. 50 "	14 "		" " " 50 "	— "
" " " 50 u. 60 "	8 "		" " " 60 "	2 "
" " " 60 u. 70 "	4 "		" " " 70 "	— "
" " " 70 u. 80 "	2 "		" " " 80 "	— "

3 Antworten fehlen.

Von den 58 Lehrern — 6 Antworten fehlen — hatten

24	weniger als 10 Jahre Dienstzeit	5	hatte[n] 10 Jahre Dienstzeit
11	zwischen 10 u. 20 " "	1	" 20 " "
3	" 20 u. 30 " "	1	" 30 " "
2	" 30 u. 40 " "	1	" 40 " "
3	" 40 u. 50 " "	—	" 50 " "
1	" 50 u. 60 " "	—	" 60 " " hinter sich.

Ueber Herkunft, Beruf, Nebenbeschäftigung, Vergangenheit, Persönliches geben wir einigen Berichten das Wort. Xaveri Huber in Oberwyl schreibt: „alzit gebürtig in ober wil" früher war er ein Bauer; jetzt ist er neben dem Lehramt Agent. Heinrich Fuchs in und von Fislisbach ist ein „Leinwäber"; er „arbeitet Nach der Schulle auf Seyner brofäßyon". Conrad Markwalder in evang. Würenlos ist „der Mahlen in der Muntzybalideth (Municipalität)". Caspar Strebel von Ekwyl „Müäste daß gantz Jahr an Sontäg vnd feirdäg in der kirchen bey der Jugent Sorgen die Voß heit Ver hüöthen — mit Singen vnd Bätten daß Maul Zuo erst auf Thuon". Sigristendienst, Vorbeten und Vorsingen in der Kirche bildeten auch für die meisten Schullehrer des Kantons Baden die Nebenbeschäftigung. Keine solche hatte „Antony" Moll von und in Klein Dietwyl, der in Italien und Ferrara gewesen ist. Die meisten kamen nie über ihre Gemeinden hinaus und auch nur die wenigsten genoßen eine ordentliche Vorbildung für ihren Lehrerberuf. Eine Ausnahme machen der Schulmeister von Klingnau, der „5 Schulen jm Closter Syon absolvirt" hat, Jakob burcket-Buocher in Beinwil, der zur Erlernung der „schuhlart" in Hochdorf gewesen, Caspar Bürgisser von und in Oberlunkhofen, der früher und noch zur Zeit der Berichterstattung ein Küfer, 1¼ Jahr in Hochdorf bei J. Fridolin „Wiß" schreiben, lesen und Orgelschlagen lernte, Johann Baptist-Nägeli aus Markdorf in Schwaben, Lehrer in Kaiserstuhl, der, früher Amtsschreiber in Bohlingen, sich den Wissen-

schaften widmete, 2 Jahre Lehrer an der Normalschule in Buchau am Federsee war und nun in Kaiserstuhl neben der Schule in Choral- und „Viguralsingen", Geigen, Klavier- und Orgel schlagen Unterricht gab. Fridolin Ranz in Leuggern, gebürtig aus Säckingen, war früher beim fürstlichen Oberamt in Säckingen als Schreiber gebraucht.

Wir haben früher darauf hingewiesen, wie die deutsche Schule in Bremgarten über das gewöhnliche Niveau hinausging; dennoch kommt uns unwillkürlich der Pharisäer im Gleichniß in den Sinn, wenn der Lehrer Fulgenz Fridolin Frey, ehevoriger Kaplan zu Bellikon über sich selbst schreibt: „Er ist kein gewöhnlicher, oder alltags Dorfschulmeister . . . kein Schreyer, Schmäher, Polterer, kein Stecken und Ruthenmagister, kein pedantischer Schlendrian, Wort- und Frakturenprahler; sondern ein durch lange Selbstüb- und Prüfung erfahrner Kinder, Jugendkenner und Freünd. Auf vieles Nachdenken, Nachlesen, Prüfen, Versuchen und Vergleichen mit andern Lehrarten fand er keine schicklichere, keine, die die Seele des verbesserten Unterrichts eigentlicher kann genennt werden, — wo die Jugend während des Unterrichts angenehmer und lehrreicher unterhalten, ihre Aufmerksamkeit allzeit gespannt und so einzig erhalten wird, und gerade das ist, was zum Besten der Schüler je gewünscht werden kann, als — die sokratische Lehrart. Izt braucht er die sokratische nach Salzmann, Campe, Schlez, Basedow und Rochow — —. Das Lehramt ist seine ganze und einzige Verrichtung und Beschäftigung außer der Zeit des Gottesdienstes."

Einer eingehenden Beantwortung der Fragen des Unterrichtsministers enthebt sich der Schulmeister Leonty Koller von Vnder berckhen (Unterberikon) durch folgendes Demissionsschreiben:

„Ihr Thuont ganz Recht an mich begähren
Daß ich mich Vor Eüch Soll er Klären
Ob ich der schuoll Dienst noch wölle Treiben
Oder der selbige wölle laßen bleiben
Weil ich sechs ucd [und] sibenzig Jahr im Alter
schon zweü und fünfzig Jahr schuoll gehalten
So Möcht ich jetzt ein Rüöhigs Läben
Vnd Thuon die schuoll mit Dankh aufgäben."

Auffällig ist die Uebereinstimmung dieses launigen Verses mit einem laut Hunzikers Geschichte der schweizerischen Volksschule aus dem

Kanton Säntis eingegangenen und a. a. O. Bd. II, 26 abgedruckten. Verschieden ist nur die Orthographie; sonst stimmen sogar die Zahlen: 76 Jahre Alter und 52 Jahre Schuldienst. An Zufall läßt sich dabei nicht wohl denken; vielleicht ist ein solches poetisches Abschiedsbegehren in Lehrerkreisen bekannt gewesen und etwa ohne Berücksichtigung der jeweiligen Verhältnisse und Aenderung nach denselben sinnlos nachgeschrieben worden.

An den 48 Schulen des Kantons Schaffhausen sind laut den Berichten 66 Lehrkräfte thätig gewesen: An der Mädchenschule in Schaffhausen 3 Lehrerinnen, an der deutschen Knabenschule in Schaffhausen 4, in Thayngen 3, in Neunkirch 3, in Gächlingen 2, in Unterhallau 3, in Beringen 2, in Siblingen 2, in Schleitheim 3, in Beggingen 2 Lehrer, in Schlattingen 1 Lehrer und 1 „Fikar", an den übrigen 37 Schulen je 1 Lehrer.

Dem Alter nach — 4 Angaben fehlen — vertheilen sie sich wie folgt:

Zwisch. 20 u. 30 J. alt	sind	7 Lehrer.	30 Jahre alt	sind[ist]	2 Lehrer
" 30 u. 40 " "	"	14 "	40 " "	"	1 "
" 40 u. 50 " "	"	13 "	50 " "	"	1 "
" 50 u. 60 " "	"	10 "	60 " "	"	1 "
" 60 u. 70 " "	"	7 "	70 " "	"	2 "
" 70 u. 80 " "	"	4 "	80 " "	"	— "

Weitaus die meisten sind Bürger der Orte, in denen sie wirken. Nur bei wenigen kann man von einer Vorbildung zum Lehrerberufe reden; Michael Gener in Buch hat in früheren Jahren seinen Vater, der auch Schulmeister war, unterstützt; Conrad Meßmer in Dörflingen hat in holländischen Diensten schreiben, rechnen und singen gelernt; Heinrich Böhm in Wilchingen ist 6 Jahre Beilehrer gewesen, ebenso Heinrich Pfeifer, Oberschulmeister in Neunkirch; Johs. Graf in Ramsen genoß einige Zeit den Unterricht des Schulinspektors Büel in Hemishofen. Jo. Fidelis Kiesling in kathol. Dießenhofen erzählt über seine Vergangenheit: „Vorhin war er in Deutschland in dem Collegiatstift Beüron, wo er die Logik, Metaphysik, die Moralphilosophie, das Naturrecht, die Geometrie und mehrere Theile der mathematischen Wissenschaften studirte, auch die Tonkunst theoretisch und praktisch lernte, von da er im 17. Jahre seines Alters, als er seine Studien auf einer Akademie weiters fortsetzen wollte, in seiner Laufbahn aufgehalten und gegen seine Neigung diese Lehrstelle anzunehmen gezwungen wurde."

Von früheren Berufen — es kehren hier auch die für die Kantone Aargau und Baden schon genannten wieder — notiren wir: Maler, Gerber, Schiffer und Fischer, Weinbauern, Petschaftstecher, Wagner oder „Krumholtz" und Mühlenmacher. In Ausübung ihres Berufes sind einige gereist, einige haben in fremden Heeren gedient.

Fast alle Schulmeister des Kantons haben eine Nebenbeschäftigung. Derjenige von Buch hat „die Uhre Täglich zu besichtigen und aufzuziehen Und Mittag läuten".

Aus 2 Orten vernehmen wir etwas über Aushilfdienst. In Thayngen stellte der Schulmeister, wenn er wegen Arbeitsüberhäufung sich selbst der Schule nicht widmen konnte, einen Aushelfer. Alexander Keßler, Lehrer und Gemeindeschreiber in Unterhallau, schreibt: als die Truppen einrückten, 1798, da häuften sich seine Geschäfte als Gemeindeschreiber so an, daß sein Bruder, Melchior Keßler, den Schuldienst für ihn versehen mußte.

Im Kanton Solothurn vertheilen sich die Lehrer dem Alter nach folgendermaßen:

20	Jahre alt	sind[ist]	1	Lehrer	Zw.	20 u. 30	Jahre alt	sind	13	Lehrer
30	"	"	2	"	"	30 u. 40	"	"	26	"
40	"	"	1	"	"	40 u. 50	"	"	22	"
50	"	"	6	"	"	50 u. 60	"	"	9	"
60	"	"	—	"	"	60 u. 70	"	"	3	"
70	"	"	—	"	"	70 u. 80	"	"	3	"

Es fehlen 4 Antworten. Die Addition ergiebt 90 Lehrer für 89 Schulen; es wirken nämlich am Waisenhaus in Solothurn 2.

In Betreff der Herkunft dieser Lehrer fehlt 8 mal die Auskunft, 63 sind Bürger der Orte in denen sie amten, 19 stammen anderswoher.

Die meisten haben keine Vorbildung erhalten, mit Ausnahme derer, von welchen schon bei der Bestellung in dieser Hinsicht die Rede war, haben Joseph Zuber in Günsberg, Joseph Ripstein von und in Neuendorf, Joseph Otter von und in Herbetswyl, Urs „Wys" von und in Seewen, Johs. Brunner von und in Kleinlützel, Joseph Remund von und in Riedholz, Ludwig Schuhmacher von und in Wangen, „Aloysi Roth" von und in Flumenthal eine Normallehre in Solothurn (Waisenhausschule) durchgemacht. Andreas Knittel aus Fulda, Schulmeister in Bettwyl hat Universitätsstudien hinter sich, „Joannes" Henggi von und in Büren die Principia in Solothurn absolvirt. Urs Arb von Neuendorf, Lehrer am Waisenhaus in Solothurn studirte am

Seminar in „Annecj". Von den übrigen sind nur wenige in die Fremde gekommen. „Niklaus weibel" von und in Bettlach war „soldat in Corsica", „Vrs Gubler" in Lostorf „in kriegsdiensten gewesen in Frankreich und biemonth". Von der damaligen Solothurner Lehrerschaft hat sich Urs Joseph Späti von Heinrichswyl, erster Lehrer der Waisenhausschule in Solothurn einen Namen in der Geschichte der schweizerischen Volksschule erworben. „Durch ihn" — schreibt er in seinem Bericht — „wurde das wirkliche Waysen- und Erziehungs-Institut angefangen und seit 1782 fortgesetzt; durch ihn wurden die Lehrer der Normal zu Stadt und Land in dieser Lehrart unterrichtet; durch ihn die jährliche Schulvisitation gehalten."

Weitaus die Mehrzahl der Lehrer gaben sich neben der Schule mit Nebenbeschäftigungen ab; es sind zum guten Theil die anderorts schon genannten, so daß wir nur ganz wenig zu bemerken haben. Einen großen Contrast zur früheren kriegerischen Beschäftigung bildet es, wenn der 34jährige „Vrs Gubler" in Lostorf neben der Schule sich abgiebt mit „Ein wenig lismen oder stricken und Ein wenig Daglönen". Großer Verdienste um seine Gemeinde ist sich Joseph Zuber in Günsberg bewußt, wenn er schreibt: „Nebst dem Lehramt Verrichtet der schulmeister Vielle sachen, Er thut die gesetze, beschlüße, proklamationen und decret ofendlich in und außer der Kirchen Ver-Lesen und bekantmachen, Wie auch das Volksblatt denen Leuthen Vorlesen und erklären, Er ist ein Friden Stifter, Er verhoft eine belohnung von der Neuen Regierung zu erhalten, Er macht den Unter-agent aus."

Gelehrte und studirte Herren treffen wir unter der Lehrerschaft im Kanton Basel, vorab in der Hauptstadt. So hat Joh. Jak. Leucht von Basel, Lehrer an der Münsterschule, auf der Universität seiner Vaterstadt humaniora, dann Rechtsgelehrsamkeit studirt, war hernach Privaterzieher und begann und absolvirte nach dem Amtsantritt das Studium der Theologie. Johs. Werenfels von Basel, an der Provisorschule in der minderen Stadt, ist Philosophiae Magister und S. M. C., beschäftigte sich früher mit Jugendunterricht und Predigen in Murten und Basel. Samuel Wettstein von Basel, Lehrer an der Mädchenschule in der minderen Stadt, 70 Jahre alt, seit 20 Jahren Lehrer, unverheirathet, war vorher Pfarrer an der reformirten Gemeinde Neureuth bei Karlsruh, Vicar bei Pfarrer Anoni

in Muttenz, dann bei Pfarrer Burghart auf Gelterkinden, dann bei Pfarrer Roth in Reigoldswyl. Joh. Jakob Baßler von Basel, S. M. C., Lehrer in Riehen, war vor Antritt des Schulamts 2 Jahre Pfarrvikar in Rothenfluh; Johannes Meyer von Binningen, in Bettingen, 39 Jahre alt und seit 7½ Jahren im Schuldienst, „war als Sänger bei dem Conzert in Basel" angestellt; nachher ging er in Kriegsdienste.

Emanuel Heintzgen von Basel, Lehrer in Muttenz, 51 Jahre alt, hat 7 Kinder, von denen 4 bei ihm sind und ihm auch bei den Kindern, welche stricken, gute Dienste leisten. Er ist seit 1790 Lehrer in Muttenz. „Ehe dessen war er auf einem Gütlein. Er hatte in seiner Jugend, nachdem er bald alle Klassen des Gymnasij passiert, 3 Jahre die Zeichnungsschule besucht, denn er hatte eine besondere Lust zum Zeichnen und Kupferstecherey; er ward auch von Bürger Christian von Mechel als der erste in seine Lehre genommen, erlernte daselbst noch die Geometrie und Feldmessen und anderes mehr — . . . . . . ohngeachtet seiner Kenntnisse und Beweißthums des Wohlverhaltens lernte ihn Br. C. Von Mechel das Kupferstechen nicht, sondern wollte ihn zu seinen Einschlagenden Geschäften widmen. Sein Vater, der mehrere Kinder hatte, vermochte nicht, diesen Sohn anderswo in die Lehre zu thun, nahm ihn also zu Hauß, lernte ihn wider seinen Willen die Schreiner Profeßion, auf welcher Profeßion er hernach ein baar Jahre gewendet, aber in seiner Rückkehr nur ein Jahr die Profeßion getrieben, er erwehlte das Landleben, welches er dem andern vorzog und auch ein guter Kenner in der Oekonomie ist. Paulus Noerbel, Lehrer in Liestal ist S. M. C.; Johann Jakob Roth, A. L. M., in Bukten hatte ebenfalls Theologie studirt.*

* Es scheint aber das nicht immer, wie man meinen sollte, ein Vortheil gewesen sein. „ . . . unglücklicher Weise (sagt Fäsch) brachte es die alte Verfassung mit sich, daß sie (die Lehrerstellen) ausschließlich mit Bürger aus der Stadt Basel und zwar mit sogenannten Studirten besetzt werden mußten. Hier fand also nicht selten ein alter übelstudirter Student, ein verrosteter Magister oder Kandidat, die sonst zu nichts taugten, die Belohnung seines Titels, und den unseligen Beruf, eine ganze Generation von Bürgern zu verpfuschen, deren viele von Natur zu etwas Besserem als ihr Lehrer, bestimmt gewesen wären. Das diesen Mißbrauch erzeugende Gesetz ward zwar kurz vor der Revolution durch einen Beschluß des Großen Rathes abgeschafft, die Sache selber aber dauerte fort." (Rudolf Luginbühl: Ph. Alb. Stapfer, Basel, 1887, p. 73.)

Was die Nebenbeschäftigung betrifft, gaben sich die Lehrer der Stadt meist mit Privat-Informationen ab, etwa auch mit Predigen. So schreibt Melchior Berri, Lehrer an der Schule der Kirchgemeinde St. Peter: „unterstüzt sowohl in der Stadt als auf der Landschaft in den Geschäften des Predigt-Amts alte und kranke Geistliche. Auch ist ihm die religiöse Unterhaltung der Gefangenen am Schellenwerk auf alle Sonn- und Festtage von der vorigen Regierung aufgetragen worden. Samuel Wettstein hilft im Predigen aus und giebt Privatunterricht in der christlichen Religion im minderen und großen Basel. Joh. Hch. Herſperger, Provisor an der Mädchenschule zu St. Martin, der den Magistergrad besitzt, ertheilt ebenfalls Privatunterricht und ist überdies, „wie es schon 300 Jahre Sitte war", auch Sigrist zu St. Martin. Johannes Waltner in Oberdorf berichtet: „vorher war er Nirgend gewässen er ist ein Bassementer Neben dem lehr ampt hat er noch das siegrist ampt und Vorsingen alle sonn Tag Vnd Wöchentlichen Gottesdienst wan er gehalten wird". Im Baselland beschäftigten sich die Lehrer hauptsächlich mit Posamenterie und den damit verbundenen Berufszweigen.

Beim Kanton Leman angekommen, haben wir nur noch wenig Neues zu sagen. Im Allgemeinen ist uns aufgefallen, daß die Schulmeister dieses Kantons sich mit ihrer Wirksamkeit viel weniger an die Scholle der Heimath banden als ihre Kollegen in den deutsch redenden Kantonen; Vaulion und das Jouxthal haben dem Kanton manche Lehrer gegeben. Ferner schien es uns, daß der Lehrerstand sich, wenn auch nicht ausschließlich, so doch zum größeren Theil aus jüngeren Leuten rekrutirte und dies nicht zum Nachtheil der Schulen. Hinsichtlich des Berufes und der Nebenbeschäftigung kehren die schon mehrfach geschilderten Verhältnisse wieder; neben der Schule nimmt auch da der Kirchendienst die Lehrer am meisten in Anspruch. Am Schlusse diese Kapitels mögen noch einige spezielle Antworten folgen. Jean Pernet in Villeneuve beantwortet mit wahrhafter Begeisterung die Frage des Ministers nach der früheren „vocation": „celle de paysan Cultivateur! o heureux état pourquoi t'ai-je quitté pour la pénible et ingrate vocation d'Instituteur? — Quand j'eus communié, mon pére me plaça chez le Citoyen Joneli, à présent Préfect National du Canton de l'Oberland pour apprendre la Langue Allemande, — de là

j'ai été à Genève cinq ans et demi, Commis dans le Commerce — Au mot de Genève mon coeur s'épanouit . . . . . Immortel Rousseau! C'est là, c'est dans la ville qui t'a vu naitre que j'ai commencé à connaitre tes sublimes écrits . . . mon patriotisme datte depuis cette époque, et il y a près de vingt ans — Doux et vertueux Fénélon! modèle de l'honnête homme et du Chrêtien, c'est aussi à Genève que j'ai apris a taimer [t'aimer] . . .". Ueber seine Nebenbeschäftigung spricht er sich folgender Weise aus: „Je conduit le Chaut des Psaumes et fait les lectures d'usage à l'Eglise (et il réunit à son office, la fonction de Commis de la Poste aux Lettres, objet de la plus minime conséquence pour le profit)".

Der Schulmeister von Combremont-le-petit war „astrologue Privilegié par le ci devant Sonverain de Berne", derjenige von Noville war „Clerc et copiste Chéz un Notaire du district de Vevey et a travaillé ensuite à des cartes géographiques". Gerührt haben muß den menschenfreundlichen Minister die Antwort, welche David Olivier Reymond in Vaulion auf die Frage nach dem Civilstand gab, er schreibt: „il n'est pas marié La pension n'étant pas assés Lucrative pour Elevé une famille".

Wir kommen zu einem letzten Kapitel, das sich über die ökonomischen Verhältnisse der damaligen Schule verbreiten soll. Unter diesem Titel hat der Minister Erkundigungen eingezogen über Schulfonds, Schulstiftungen, Schulgelder, Schulhäuser und Einkommen der Schullehrer. Von den Schulhäusern war schon die Rede und so bleibt uns denn noch etwas zu sagen über die anderen Punkte, zunächst über die Schulfonds und Schulgelder, die dann bei den Einkommen der Lehrer eine Rolle spielen.

Wir beginnen mit dem Kanton Aargau. Daselbst besitzt Hendschiken 100 Thaler zur Anschaffung von Büchern, Rupperswyl fast 300 Gulden Legat für Schulgeld armer Kinder, Veltheim 150, Oberflachs 350 Gulden, Entfelden hat ein Legat von 300 Gulden für vierstimmige Psalmenbücher, Muhen 325 Gulden Legat für Bücher und Prämien und 400 Gulden für „Schu und Strümpf den armen Kindern anzuschaffen". Im Bezirk Kulm haben 13 Schulen besondere Fonds: Gontenschwyl, Ober- und Unterdorf zusammen 100; Zezwyl,

obere und untere Schule zusammen 90; Schloßrued, Schmidrued und Schiltwald zusammen 1316; Reinach, obere und untere Schule zusammen 775; Menzikon, obere und untere Schule zusammen 200; Beinwyl, obere und untere Schule zusammen 200 Gulden. Von den 32 Schulen des Distrikts Brugg besitzen 17 obrigkeitliches Kapital zur Verbesserung der Besoldungen, eigentliche Fonds oder Stiftungen, nämlich: Hausen, Mülligen, Habsburg und Altenburg je 250 Gulden, Elfingen, Bözen und Effingen zusammen 200 Gulden, Mönthal 100 Gulden, Ursprung 133 Gulden 5 Batzen, Gallenkirch 166 Gulden 10 Batzen, Rein 20 Gulden, Rüfenacht 26 Gulden, Remigen 213 Gulden, Villigen 750 Gulden, Stilli 100 Gulden, Mandach und Hottwyl zusammen 100 Gulden. Hier müssen wir auch verewigen, wie Jakob Töbeli, der Schulmeister von Meisterschwanden dieser Gemeinde zu einem Schulfond verholfen hat. „Die Schule zu Meisterschwanden hatte — schreibt der Schulinspektor — ebensowenig als die anderen Gemeinen des Kirchspiels einen Schulfond, bis der dermalige wackre Schullehrer, Jakob Töbeli, nach eigenem nachdenkenden Triebe auf folgende Weise einen anfänglich so sehr schwachen Grund dazu legte Am Neüjahrstag 1789 zeigte er seiner Schuljugend in einer herzlichen Anrede: wie schön, nüzlich und Gott gefällig es wäre, wenn wohlhabendere, die so manchen Kreuzer zu ihrer Freude hätten, eingedenk ihrer armen Mitschüler, nach freyem Willen, je an den Sonntagen in der Kinderlehre, den Winter hindurch, sich etwan einen Kreüzer abbrechen, und zu einer Schul Kaßa zusammenlegen wollten; aus deren man seiner Zeit armen Schülern die Bücher kauffen oder auf andre Weise etwas erleichteren könntte ec. — Es gefiehl den Schülern, man ließe jeden Sonntag in der Schule ein Schüßeli unter den Schülern herumgehen; — das gesammelte wurde in ihrer Gegenwart gezehlt und eingeschrieben; So gieng es einige Winter mit dem besten Willen so fort, daß allgemach ein Kapitälchen von 25 Gulden zusammenkam, und an Zinß gelegt werden konntte. — worauf denn in einer Gemeine mit samtlichen Hausvättern geredet, und da der Schluß genommen wurde, daß diese Schul Kaßa niemals mit dem Gemeinegut vermischt, oder zu Reparationen des Schulgebäudes angewandt; sonder einzig und allein ein Fond für die Schüler werden und bleiben solle: seye es, um arme Schüler zu unterstüzen, oder beßere Einrichtung in dem Schulweßen selbst zu treffen. — So hatte des Schul-

meisters schöne idee bisher den gesegneten Fortgang, daß nun allbereits ein Zinß tragendes Kapital von 214 Gulden 8 Batzen beysammen ist. wobei das rühmliche Zusammenlegen der Schüler bisher alle Winter noch fortdaurt. — Von den Zinßen wurde bisher nur einmal Gebrauch gemacht; nemlich, allen so schreiben wollten für einen Winter das nöthige Papier umsonst herbeizuschaffen: bey wenigen Jahren wird sich auch dieser Fond durch ein par Vermächtniße vermehren, welche 2. sehr betagte in der Gemeine allbereits rechtförmig testiert haben. — Möge diese vom Schulmeister getroffene Anstalt ihm immerhin zum Segen, und zu seinem verdienten Lob gereichen! — Umsonst ist bisher gehofft worden, daß es in andern Gemeinen des Kirchspiels Nachahmung erwecken sollte."

In den Berichten von Untersiggingen und Fislisbach, Baden, ist von einer kleinen Stiftung die Rede, ohne daß der Werth derselben angegeben wäre. Wettingen besaß 380, Dietikon 1000, Neuenhof 250, kathol. Würenlos 475, Spreitenbach 500, Nußbaumen 60, Kirchdorf 155 und Klingnau 390 Gulden Fonds.

Nur ganz wenig Schulfonds fanden wir in den Schulberichten des Kantons Schaffhausen erwähnt. Es waren solche vorhanden in Barzheim 400, in kathol. Basendingen 270 und in Ramsen 300 Gulden. Stein a. Rh., deutsche Knabenschule und Mädchenschule, hatten „ein klein Vermächtniß, von einem Georg Schmid, welches in 3 fl. bestehend, dem Schullehrer auf Georgi Tag aus dem Waisen-Amt bezahlt wird". Der Mädchenschule fielen von dieser Seite jährlich nur 2 Gulden zu; aus ihrem Bericht erfahren wir ferner, daß der Testator ein gewesener Bürgermeister war.

Aus dem Kanton Solothurn haben wir uns folgende Schulen mit folgenden Fonds notirt: Nuglar 22 Pfund 4 Schilling, 6½ Pf.; Kleinlützel 1061 Pfund Stebler; Himmelried 100 Pfund Stebler; Büren 252 Franken (?); Büsserach 533 Fr. (?) 6 schill. 6 pf.; Hochwald 225 Pfd.; Grindel 360 Pfund; Breitenbach 434 Pfund und 11 Schilling; Berschwyl 750 Pfund; Witterswyl 220 Pfund; Seewen 400 Pfund Stebler; Rodersdorf 1300 Pfund Stebler; Waisenhausschule in Solothurn „ungefähr" 59000 ehemalige Solothurner Pfund; Bellach 300 Pfund; Günsberg 300 Pfund; Hubersdorf 500 Pfund; Rickenbach 200 Gulden; Rothacker 500 Gulden; Fulenbach 80 Gulden; Obergösgen und Winznau je 100 Gulden. Schnotwyl hatte „140 Kronen am Zins,

welcher alle Oster-Examen den Kindern nach der Wissenschaft ausgetheilt wird."

Im Kanton Basel fanden wir nicht viele Schulfonds. Der Berichterstatter der Münsterschule in Basel schreibt: „Ueber den beträchtlichen Schulfond disponirte bisher der akkademische Senat. Wie stark er sey, weiß ich nicht, aber ansehnliche Stipendien von Vermächtnissen und anderen frommen Stiftungen fließen vierteljährlich aus dieser Quelle den Eltern meiner Schüler zu, die — da diese Eltern meist arm sind — ganz dem Endzwecke dieser Vermächtnisse zuwider, statt für Bücher und Schulgeld, für die Anschaffung anderer ökonomischer Bedürfnisse verwendet werden; denn alle Schulbücher werden den armen Schülern auf Begehren aus einem anderen Fond, den der Bürger Antistes Merian, wie ich glaube, zu verwalten hat, unentgeltlich dargereicht." Kleinhüningen und Füllinsdorf haben einen Schulfond von je 600 Pfund; an letzterem Orte ist er „von einer Zäslischer Familie" gestiftet, „aus Bedauern mit den Kindern, welche über Feld in die Schule mußten".

Nur beispielshalber notiren wir auch einige Fonds von Schulen aus dem Kanton Leman. Im Bericht von Bercher lesen wir: „L'an 1670 Samuel De Dortan Seigneur de Bercher etc. donne pour augmentation de pension 270 L. en Créances, lesquelles ont resté entre les mains de la Charitable Direction des Pauvres, laquelle remet l'intérêt de dite somme au Régent." Valleyres-sous-Ursins hat „L. 328 donné par l'ancien Gouvernement". Coppet, Myes et Tannay, Commugny, Founex et Chavannes-des-Bois besitzen alle Vermächtnisse, die von einer Baronin Lotscher gestiftet sind zur Gehaltsverbesserung der Lehrer und welche jährlich 60, 40, 40, 40, 40 L. abwerfen. Die deutsche Schule in Yverdon, Montcherand und Agiez haben je 200 L. par le ci devant Gouvernement; Correvon 600 florins.

Allfällig der Gemeinde gehörende Schulhäuser, Gärten, Wiesen, Pflanzland, haben wir entgegen manchen Berichten unter den Fonds nicht aufgeführt.

Wir kommen zum Schulgeld und beginnen auch da wieder mit dem Kanton Aargau. An 15 Schulen des Distrikts Brugg ist gar kein Schulgeld eingeführt, an 4 bezahlt die Gemeinde für das reichere Kind 10 Batzen, für das ärmere 5 Batzen, wie denn die Aermeren



fast überall berücksichtigt werden, auch da, wo die Schulkinder selber bezahlen müssen. In Habsburg legen die Eltern für den Winter 7 Gulden zusammen; die Eltern von Schulkindern bezahlen etwas mehr daran als andere Gemeindsbürger.

In 8 Gemeinden des Distrikts Kulm wird die Besoldung des Lehrers von den Hausvätern, in 11 durch das Kirchengut und die Gemeinden bestritten; 1 Bericht fehlt. In den 6 Schulen der Kirchgemeinde Kulm erhalten die Lehrer noch von jedem Kind, das nicht in der Gemeinde Bürger ist, 6 Batzen aus dem Grund, weil der fixirte Schullohn ganz aus dem Kirchengut bezahlt wird und die „fremden zur Errichtung desselben nichts beytragen". So gerne wir auch hier eine Statistik durchgeführt hätten, konnten wir den Berichten der genannten Distrikte nicht mehr entnehmen.

Was die übrigen 56 Berichte betrifft, die uns aus dem Kanton Aargau noch zur Verfügung standen, fehlten uns 3 Antworten; 5 mal sind unter dem Schulgeld Examenprämien verstanden worden. An 27 Schulen war laut den Berichten kein Schulgeld üblich; von 2 können wir nur das Vorhandensein eines solchen konstatiren.

An 4 Schule[n] bezahlte jeder Bauer per Kind u. Woche 2 kr., jeder Tauner* 1 kr.
„ 1 „ wurde per Kind und Winter 9 Batzen } bezahlt;
„ 1 „ „ „ „ „ Sommer 3 „ }
„ 2 „ „ „ „ die ganze Schulzeit 6 Bz. 3 kr. bezahlt
„ 4 „ „ „ „ „ „ „ 5 „ „
„ 2 „ „ „ „ „ „ „ 8 „ „
„ 2 „ „ „ „ „ „ „ 10 „ „
„ 2 „ „ „ „ „ „ „ 10 „ „

In Rupperswil war ein Schulgeld eingeführt nach Maßgabe des Vermögens und der Kinder, die ein Hausvater in die Schule schickt. In Niederentfelden bezog der Lehrer 47 Gulden 7 Bz. 2 Kreuzer zusammengelegtes Geld; ob daran nur solche steuerten, welche Kinder in die Schule schickten, ob also daselbst ein eigentliches Schulgeld bezahlt wurde oder nicht, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen.

Was die Nachtschulen angeht, sind wir nur für Holderbank und Möriken ein Schulgeld von 5 Kreuzer per Schüler und Woche zu notiren im Stande. Der Schulmeister von Holderbank fügt dieser Notiz klagend hinzu: „aber der Schulmeister hatte immer Müh bezalt zu werden

* Taglöhner.

Man wolte abmärten für diejenige Tage, wo dise Kinder nicht kamen. Man versäumte ganze Wochen, nur daß man nichts zahlen müße die Bürger Laue u. Comp zalten diese abendschulen 2 Winter hindurch für die allerärmsten Kinder, da wolte alles arm seyn. Die Fürgesezten wolten dem Schul Meister disen Lohn für Abend-Schulen nicht einziehn — Er machte sich durchs Heüschen unwerth. Mußte oft allerley verdrießlichs hören von schlechten Elteren. Bekam disen Lohn ganz verträmpelet ward ihm noch vergönnt, obschon Er alle Abend 2 ½ biß 3 stund Unterricht gab und 3 : 4 lampen brennen mußte zu der Zeit, wo das Oehl so theür ist." Der Bericht von Möriken meint, die Notiz von Holderbank passe für Möriken „noch in einem vorzüglicheren Grad." Für arme Schüler bezahlte mancherorts das Kirchengut.

Baden. Es fehlen von den 58 Schulen 4 Antworten; 10 Berichte sagen nichts von einem Schulgeld; wo ein solches eingeführ war, wurde es bald pro Tag, bald pro Woche, bald pro Quartal und endlich auch für die ganze Schulzeit fixirt.

Per Kind u. Tag	betrug der Schullohn	in 1	Schule[n]	1 „Zürry angster' „und ein schith"
		„ 3	„	1 Scheit,
„ „ „ Woche	„ „ „	„ 3	„	1 Batzen,
		„ 4	„	1 Batzen u. tägl. 1 Scheit (i. Oetweil 1 Bz. u. 1 Sch. od. 2 Bz u. kein Sch.),
		„ 2	„	2 Batzen,
		„ 1	„	3 Batzen,
		„ 2	„	1 ½ Kreuzer,
		„ 1	„	1 Schilling,
		„ 2	„	1 Groschen,
„ „ „ Quartal	„ „ „	„ 1	„	2 Batzen,
		„ 1	„	6 Batzen,
„ „ „ gz. Schulzeit „	„ „	„ 1	„	1 Batzen u. täglich ein Scheit,
		„ 1	„	5 Batzen,
		„ 1	„	6 Batzen,
		„ 2	„	10 Batzen,
		„ 1	„	20 Batzen,
		„ 1	„	30 Batzen,
		„ 1	„	1 Gulden,
		„ 1	„	1 Gulden 10,
		„ 2	„	16 Schilling,

Per Kind u. gz. Schulzeit betrug der Schullohn in 1 Schule 16 Sols,
„ 1 „ 1 Franken,
„ 1 „ 12 Krz. f. Bürg. kind.,
4 Krz. f. Beisäßkind.

Von 6 Schulen können wir nur das Vorhandensein eines Schulgeldes melden. In Dietikon bezahlten die Schulkinder nichts, hatten aber das Holz zum Heizen der Schulräumlichkeit zu liefern. In Fisibach legten die Hausväter 24 Gulden zusammen; ob dabei auch diejenigen sich betheiligten, welche keine Kinder in die Schule schickten oder nicht, ist nicht gesagt. In Koblenz finden wir eine Schulsteuer und daneben ein Schulgeld, indem die Bürger ohne Unterschied 10 Kreuzer an die Schule zu leisten hatten, während das zur Vervollständigung der Lehrerbesoldung (26 Batzen per Woche) noch Fehlende gleichmäßig auf die Kinder vertheilt wurde.

Hinsichtlich der Nachtschule ist uns nur aus Hüttikon ein Schulgeld bekannt geworden; dort giebt für Sommer- und Nachtschule jeder Bürger, der Kinder schickt, ob viel oder wenige, 5 Batzen.

In Schneisingen bekam der Schulmeister „Von den Armen, witwen und weißen nichts", in Klingnau bezahlte für die Armen die Kirche.

Von den 48 Schulen des Kantons Schaffhausen fehlen 2 Antworten. An 11 Schulen wird kein Schulgeld erhoben, von einer ist nur das Vorhandensein, nicht aber auch der Betrag desselben vorgemerkt; ähnlich verhält es sich mit Altdorf, woher geschrieben wird: „die mit dem Jeweiligen Schulmeister arcortierte Summe Gelt für die Sommer und Winter Schul wird auf die Schul Kinder außgerechnet". Wo ein Schulgeld eingeführt war, ist es bald für jede Woche, bald die ganze Schulzeit, bald für den Winter und Sommer besonders angegeben.

1 mal beträgt das wöchentl. Schulgeld per Kind 1 1/2 Kreuzer,
5 resp. 6 mal „ „ „ „ „ „ 2 „ (in Herblingen ebensoviel aber nur für die Beisaßen),
2 mal „ „ „ „ „ „ 3 Kreuzer,
1 mal „ „ „ „ „ „ 4 „ .

Für die ganze Schulzeit wurde per Kind bezahlt:

an 1 Schule[n] 14 Kreuzer, 11 für diejenigen, welche nicht schreiben (Bargen).
„ 2 „ 15 „

an 5	Schule[n]	24	Kreuzer,
„ 2	„	30	„
„ 1	„	36	„
„ 2	„	1	Gulden.

Oft auch wurde das Schulgeld für den Winter und den Sommer besonders entrichtet. Es betrug diesfalls

an 1	Schule per Woche u. Schüler im Winter	8 Kreuzer,	im Sommer 2 Kreuzer
„ 1	„ „ „ „ „ „ „	12 Batzen,	„ „ 3 Batzen,
„ 1	„ „ „ „ „ „ „	15 Kreuzer,	„ „ 7 1/2 Kr.
„ 1	„ „ „ „ „ „ „	24 „	„ „ 20 „
„ 1	„ „ „ „ „ „ „	30 „	„ „ 20 „
„ 1	„ „ „ „ „ „ „	30 „	„ „ 12 „

In Beggingen bestand das Schulgeld in Naturalien und Geld, nämlich per Kind aus 1 Vierling Korn, 12 Kreuzer und täglich 1 Scheit Holz, in Guntmadingen nur aus Naturalien; jedes Kind hatte daselbst „10 Mäßly Mülyfrucht" zu bringen. Außer dem Schulscheit, das die Schüler im Winter jeden Tag in die Schule trugen, scheint man in reformirt und in katholisch Basendingen weniger ein Schulgeld als vielmehr eine Schulsteuer gekannt zu haben. Vom ersteren Orte wird diesbezüglich geschrieben: „das eingeführte Schulgelt ist so auf alle Hausväter bisher verlegt gewesen, daß diejenigen, welche ein Hauptvieh besaßen 8 kr., die übrigen 6 kr. dem Schulmeister Jährlich geben mußten. NB. dazu waren auch diejenigen verpflichtet, welche keine Kinder in die Schule zu schicken hatten — —". Denselben Sinn dürft der Bericht aus kath. Basendingen haben: „An Geld von jedem Tauner 6 Kr., von jedem Bauer 15 Kr.

Eine von den 11 oben genannten Schulen ohne Schulgeld giebt den Grund seines Fehlens an; im Bericht von Oberschlatt heißt es nämlich: „Schulgelt ist keins eingeführt, weil viele Arme Leüte da wohnen, hat man Besorgt es möchte nicht bezahlt werden".

Ueber das an den Nachtschulen erhobene Schulgeld haben wir mehr Auskunft gefunden, als in den übrigen Kantonen. An einer wird kein Schulgeld bezahlt, in Lohn und Opfertshofen bezahlen diejenigen Tagschüler, welche die Nachtschule auch besuchen, für diese letztere nichts. In Dörflingen entrichten die Nachtschüler „etwas Geringes". An einer Schule beträgt das Schulgeld per Schüler und Woche 2 1/2 Kreuzer, an einer andern per Schüler und ganze Schulzeit 8, an zwei 12, an sieben 15 und an einer 20 Kreuzer.



Auf der Steig ist für die Armen das Schulgeld von 4 Kreuzern per Kind und Woche auf die Hälfte herabgesetzt und diese bekommen sie aus dem kleinen Schulfond. In Buchthalen wird das Schulgeld für ganz Arme aus milden Beiträgen, in Buchberg aus dem Armen- oder Kirchengut bezahlt. Es scheint, daß der Schulmeister von kath. Ramsen die armen Kinder umsonst unterrichten mußte; wir schließen es daraus, daß er nach Nennung des Schulgeldes beifügt: „aber nur von den reichen Bauernkindern.“ In Osterfingen gab der Schulmeister in der Tag- und Nachtschule fürs Schulgeld noch „Dinten, federn und Papier“.

Aus dem Kanton Solothurn lassen uns nicht weniger als 15 Berichte im Stich. An 19 Schulen kommt kein Schulgeld vor, an 3 können wir nur das Vorhandensein eines solchen feststellen; an drei Schulen besteht der tägliche Tribut eines Kindes in einem Scheit. In einer Schule bezahlt jedes Kind jeden Tag einen „fierer“.

In 2 Schule[n] bezahlt ein Kind per Woche 1 Kreuzer,
„ 20 „ „ „ „ „ „ 2 „
„ 4 „ „ „ „ „ „ 2 „ u. bringt tägl. 1 Sch.
„ 2 „ „ „ „ „ „ 1/2 Batzen,
„ 3 „ „ „ „ „ „ 1 „
„ 1 „ „ „ „ „ „ 6 Rappen,
„ 2 „ „ „ „ „ Quartal 3 Batzen,
„ 1 „ „ „ „ für die gz. Schulzeit 3 Batzen,
„ 1 „ „ „ „ „ „ „ „ 3 „ u. tägl. 1 Sch.
„ 1 „ „ „ „ „ „ „ „ 5 „
„ 1 „ „ „ „ „ „ „ „ 10 „
„ 1 „ „ „ „ „ „ „ „ 1/2 Gulden.

Aus Guntzgen wird ein Schulgeld von 1/2 Batzen, aus Aeschi ein solches von 8 Kreuzern gemeldet, aber es ist nicht gesagt für welche Zeit.

In Hochwald wird nur für die Zeit, um welche die Schule 1/4 Jahr überdauert, 1/2 Batzen per Kind und Woche Schulgeld entrichtet. Eine ähnliche Einrichtung dürfte gemeint sein, wenn der Berichterstatter aus Seewen schreibt: „die Kinder zahlen nach abzug des zinses von obgemelten Kapital (400 ℔) den noch für die ruckstäntigen wochen wochentlich Eines 1/2 bazen“. In Grenchen bezahlen nur die Hintersäßkinder wöchentlich 1 Sols, in der Waisenhausschule in Solothurn die Nichtwaisenkinder im Schuljahr 12 Franken 7 Batzen (offenbar alle zusammen). In Gänsbrunnen legen die Hausväter, welche Kinder in die Schule schicken, wöchentlich 45, in Herbertswyl und

Nuglar 25 Batzen zusammen. In Dornach muß der Schullehrer „zehn die aermsten Kinder umsonst Instruiren"; auch der Lehrer in Günsberg spricht nur von einem Schulgeld für die „Vermögenden Kinder"; für die Armen der deutschen Knabenschule und der Prinzipi in Solothorn bezahlten der Staat, für diejenigen der Schulen in Unter- und Obererlinsbach und Wangen die Kirche. Der Schulmeister von Grenchen klagt, das Schulgeld werde „durchgängig nachläßig bezalt". „fille geben eim gar nichts" schreibt der Lehrer aus Meltingen, „Jetzt schon bey fünff Jahr wollen sich einige weigern, dise 2 Kreüzer per Wochen zu bezahlen" derjenige aus Berschwyl.

Es folgen einige Beispiele aus den Kantonen Basel und Leman.

Dem Lehrer Joh. Jakob Leucht an der Knabenschule am Münster in Basel bezahlte ein Schüler fronfastentlich 3 Batzen; für die Armen bezahlte der fiscus gymnasii; in der Klasse des Lehrers Hagenbach betrug das Schulgeld per Quartal und Schüler 5 Batzen; zudem hatte jeder dem Schulwärter oder Custos 4 Pf. zu entrichten.

An der Schule der Kirchgemeinde St. Peter betrug das Schulgeld fronfastentlich 3 Batzen, an der St. Martins-Mädchenschule fronfastentlich 4 Basler Schilling, an der Knabenschule zu den Barfüßeren 26 Rappen; an jenen beiden kam 1/3 desselben dem ersten und das übrige dem zweiten Lehrer zu; an dieser bezog der Unterlehrer 1/4, der Oberlehrer 3/4. An der Provisorschule in der minderen Stadt bezahlte man vierteljährlich pro Kind 3, an der Mägdleinschule in der minderen Stadt 6 Schilling. In Riehen bezogen von dem vierteljährlich per Schüler 3 Batzen betragenden Schulgeld Schulmeister und Schulhelfer je die Hälfte. In Bettingen wurde vom Schüler per Woche 1 Basler-Schilling, in Diegten 1 Rappen, in Eptingen pro Winter 1 1/2 Schweizerfranken, im Sommer 8 Schilling, in Lampenberg 1/2 Batzen, in Böckten „6 raben" erhoben. Dazu hatten die Kinder, resp. die Eltern der Schüler an den letztgenannten Orten den Lehrer auch zu verköstigen. „Wochendlich für jedes Kind Schulgelt ein halbbatzen. Und dem Schulmeister das Esse", „Wochentlich Pr. Kind 6 raben auch Pr. Kind einen Tag zu essen" heißt es in den Berichten.

„Chaque Enfant paye six batz à la Commune dès lage de cinq ans jusqu'à 14 ans et la Commune fait le reste" schreibt der Régent aus Oppens. Wir lassen noch einige Antworten ihrem

Wortlaute nach folgen: „Chaque Enfant paie, dés l'age de 5 ans à 15 ans un tiers ou un demi quarteron de graine, ce qui varie suivant le nombre, la Commune fixe et retire ce que chaque Enfant doit paier.“ (Bercher). „Les Etrangers doivent payer pour y être admis. Les Péres de familles payent 1 L 5 S pour Les Enfans de 6 ans à 14“ (Biolay). Aus dieser Antwort könnte man schließen, es habe für die Fremden noch über das gewöhnliche Schulgeld hinaus eine Taxe bestanden. „Les Péres paie 4 bâtz par Chaque Enfans depuis l'âge de 6 ans à 15 ans“ (Ogens); le même de „6 ans à 16 ans“ (Chavennes sur Moudon). „Un père paye un qtron de Ségle et 4 baches en Argent par an pour un enfant, et cela dequis l'âge de 7 ans a 15 ans; un père qui aura 4. 6. 8. 10. enfans ne paye que pour 2.“ (Démoret). „Chaque Enfant paye à la commune dès l'age de 8 ans, un quarteron graine mélée et 4 baches chaque année.“ (Montcherand). Mit diesen verschiedenen Zahlen (dès l'âge de cinq ans à 14 ans, à 15 ans etc.) dürften die Grenzen des schulpflichtigen Alters in den verschiedenen Gemeinden bezeichnet sein. „Les proprietaires des biens Communaux ne payent rien, mais les non proprietaires payent à la Commune un quarteron de Seigle par année et pour Chaque Enfant. Ce qu'ils ont refusé pour l'Année 1798“ (Yvonnand). „Chaque enfant paye à la Commune et non au regent 5 batz par ennee de puis lage de 5 ans“ (Nonfoux). „Les écoliers Bourgeois payent a la finance de Commune 3 Batz par Année et les écoliers non Bourgeois payent 9 Batz à la ditte finance“ (Mathod). „Chaque enfant doit donner une Javelle de blé, Les habitans payent dix baches par enfant à la Commune et les Bourgeois rien“ (Montagny). „Chaque enfant paye 2 Batz par Mois“ „que le Régent est chargé de retirer“ (Coppet). „Les Bourgeois et habitants payent trois Sols par mois“ (Myes et Tanay). „Dix crutzer par mois par chaque enfant. Neuf crutzer pour ceux qui sont assisté du bien des pauvres“ (Commugny). „douze baches par Ecolier qui Ecrit par annee six baches pour ceux qui n'écrivent pas (Chavannes-de-Bogis). „rien si ce n'est les Etrangers qui donnent une petite retribution au Régt. qui se fixe de gré à gré entre les Intéressés“ (Crassier et Borrex). „Les particuliers ne payent rien au

régent, mais à la commune 10 batz par chaque ménage bourgeois annuellement et 20 batz par chaque ménage d'habitant" (Duillier). Auch im Kanton Leman haben wir an einigen Schulen das sogenannte Schulscheit, das vielleicht noch häufiger vorkam, als die Berichte es angeben, gefunden.

Zur Besprechung der Besoldungsverhältnisse stand uns kaum ein anderer Weg offen, als die Mittheilung einer Anzahl Beispiele aus jedem Kanton, wobei wir es angelegen sein ließen, die Vielfältigkeit möglichst zur Anschauung zu bringen. Interessant wäre freilich auch da eine Statistik gewesen, aber die Herstellung einer solchen bietet viele Schwierigkeiten, deren Ueberwindung wir uns nicht zutrauten*. Einzig für den Distrikt Kulm im Kanton Aargau können wir mit ein paar Zahlen aufwarten. Die Besoldung der Lehrer wurde daselbst in 9 Fällen durch Geld und Getreide, in einem durch Geld und Nutznießung eines Baumgartens, in 20 durch Geld allein gebildet. Eine Antwort fehlt.

Die	Besoldung	betrug	weniger als	10	Gulden	in	1	Schule[n].
"	"	"	zwischen	10 u. 20	"	"	3	"
"	"	"		20	"	"	2	"
"	"	"	"	20 u. 30	"	"	3	"
"	"	"		30	"	"	3	"
"	"	"	"	30 u. 40	"	"	6	"
"	"	"		40	"	"	4	"
"	"	"	"	40 u. 50	"	"	4	"
"	"	"		50	"	"	3	"
"	"	"	"	50 u. 60	"	"	—	"
"	"	"		60	"	"	1	"

Es folgen nun eine Anzahl Schulen mit ihren Besoldungen nach den Kantonen geordnet.

Kanton Aargau:

	Veltheim:	Oberflachs:
an Geld:	50 Gulden, 2 Batzen, 2 Kreuzer,	42 Gulden, 7 Batzen, 2 Kreuzer,
an Getreide:	16 Vrtl. Kernen,	4 Vrtl. 1 1/2 Vrlg. Kernen,
an Holz:	2 Klafter für die Schulstube.	1 Klafter Holz.

* Um ein ganz klares Bild von den Besoldungsverhältnissen zu gewinnen, müßten die Naturalien in den damaligen Werth umgerechnet und überall unterschieden werden, was die Lehrer für die Schule und was sie für anderweitige damit verbundene Beschäftigungen und Funktionen bezogen.

Quellen dieser Besoldungen:

	Veltheim:	Oberflachs:
Schulgeld:	20 Gulden,	12 Gulden,
Stiftungen:	—	2 „
Gemeindskasse:	— 10 Batzen,	7 „ 7 Batzen, 2 Kreuzer,
Kirchengüter:	22 Gulden,	7 „
Fonds:	7 Gulden, 7 Batzen, 2 Kreuzer,	14 „
Bodenzinsen:	obiges Getreide,	obiges Getreide. Das Holz aus der obrigkeitlichen Waldung.

Thalheim:

	Knabenschule:	Mädchenschule:
an Geld:	23 Gulden, 7 Batzen, 2 Kreuzer,	25 Gulden,
	(aus dem Kirchengut)	
an Getreide:	24 Vrtl. Kernen,	11 Vrtl. Kernen, 8 Vrtl. Haber,
	(aus den abgeschafften Bodenzinsen)	
an Holz:	was für die Schulstuben nöthig ist.	

Gränichen:

	Dorf:	Vorstadt:
an Geld:	56 Gulden, 5 Batzen,	47 Gulden, 10 Batzen,
an Getreide:	4 Vrtl. Kernen, 8 Vrtl. Roggen,	4 Vrtl. Kernen, 4 Vrtl. Roggen,
an Holz:	6 Klafter.	—

Rütihof und Räfenthal:

an Geld: 69 Gulden, 5 Batzen,
an Getreide: 4 Vrtl. Kernen, 4 Vrtl. Roggen.

Quellen dieser Besoldungen:

	Gränichen Dorf:	Gr. Vorstadt:	Rütihof u. Räfenthal:
Aus abgeschafften Lehngefällen: (Zehnten, Grundzinsen?):	ob. Getreide,	obiges Getreide,	obiges Getreide,
Schulgeldern:	28 Guld. 5 Batz,	22 Guld. 10 Batz.,	39 Guld. 5 Batz.,
Stiftungen:	—	—	—
Gemeindskassen:	—	5 Gulden,	—
Kirchengütern:	20 Gulden,	20 Gulden,	30 Gulden,
Zusammengel. Geldern der Hausväter:	—	—	—
Liegenden Gründen:	8 Gulden,	—	—
Fonds:	—	—	—

Lenzburg:

Gr. Knabenschule:	160 Guld.,	5 Mütt Kernen,	5 Mütt Rogg.,	32 Guld. Hauszins.
„ Töchterschule:	112 „	5 „ „	5 „ „	—
Kl. Knabenschule:	70 „	5 „ „	5 „ „	—
„ Mädchenschule:	100 „	—	—	—

Alle: Holz für die Schulstuben.

Braunegg: 15 Gulden, 10 Batzen und 4 Mütt Kernen und 1 $^1/_2$ Klafter Holz.

Rupperswyl: 76 Gulden, etwas Boden und Holz genug für die Schule.

Schinznach, obere u. untere Schule: Geld: 30 Gulden (20 Gulden Schulgeld, 10 Gulden von den Kirchengütern),
Getreide: 8 Vrtl. Kernen (von der Gemeinde),
Holz: ein kleines Fuder, zum Haus geliefert.

Biberstein: an Geld: 37 Gulden, 9 Batzen und 2 Kreuzer (34 Gulden, 2 Batzen Schulgeld; 2 Gulden, 7 Batzen 2 Kreuzer aus den Kirchengütern; 1 Gulden von der Regierung),
an Getreide: 8 Vrtl. Kernen (von der Regierung),
an Holz: 2 Klafter.

Küttigen: an Geld: 67 Gulden, 7 Batzen, 2 Kreuzer (64 Gulden Schulgeld; 2 Gulden, 7 Batzen, 2 Kreuzer aus den Kirchengütern, 1 Gulden von der Regierung),
an Getreide: 8 Vrtl. Kernen (von der Regierung),
an Holz: 4 Klafter.

Kanton Baden:

Jonen: 10 Gulden, 1 Mütt Kernen und 1 Fuder Holz.

Untersiggingen: 25 Gulden nnd $^1/_2$ Klafter Holz.

Fislisbach: 11 $^1/_2$ Gulden, 6 Vrtl. Kernen, 6 Vrtl. Roggen und $^1/_2$ Klafter Holz.

Degerfelden: 30 Gulden und von der Kirche 1 Mütt Kernen und 3 Gulden für das Vorsingen.

Wettingen: 40 „schweitzer livers" 10 Sols, 1 Mütt Kernen, 1 Fuder Holz, alle Fronfasten 3 Pfund Brod.

Kath. Würenlos: 15 Gulden, wöchentlich „2 Barr Brod aus dem Gotts Haus Wettingen" und täglich von jedem Kind ein Scheit Holz.

Ober-Endingen: 28 Gulden 24 Kreuzer (von den Hausvätern zusammengelegt) und 1 Viertel Kernen.

Unter-Oettweil: „Von iedem Kind in der Wochen ein halb Batzen und alle tag ein scheit, oder 2 b. in der Wochen und kein scheit. Von einem ieden Hauß Vater hab ich Empfangen Jährlich ein Hauß Brod — es belauft sich dermalen auf 19. Brod — Von dem Kirchen Pfleger Von Würenloß hab Jählich Empfangen 4 Gulde . . .

Von dem Herren öbersten Pfarer und denen Herren Exsamanatoren in Zürich Hab ich Jählich Empfangen 4 gulde . . in dem triten Jahr. hab ich Empfangen Von dem Herren öbersten Pfarer 5 gulde . . ."



Zurzach: „Er war" — schreibt Johann Nepomuk Gfrörer — „von d Stift besoldet, vor oder nach Martini jedes Jahrs bezog er seine Besoldung, und diese bestund in Früchten, theils Zehenden, theils Grundzinsen aus dem Kelleramt, an Kernen, Roggen, Haber, Gersten, Schmalsat . . . . . an Geld aus verschiedenen Stiftungen . . . . . von den Schulkindern und einigen accidentien . . . Wein . . freie Behausung und Krautgärtel . . . . im Ganzen berechnet nach dem wirklichen Anschlag belauft sich die Besoldung auf fl. 464. 38 1/2 Kr."

Schlieren: 5 Mütt Kernen. An Geld: 3 Gulden. „Sonst hat er nichts zu Beziehen von keinem Ort her".

Kanton Schaffhausen:

Schleitheim: Die 2 ersten Lehrer: Schulgeld: 48 Gulden; von der Kirche 5 Gulden 40 Kreuzer, 3 Mütt 2 Vrtl. Kernen und den Schullohn für arme Kinder; der erste Schulmeister hat 4 Juchart Ackerfeld, 3 Vierl. Wiesen, 1 Vierl. „Hanfbündt", der zweite 3 Juchart Ackerfeld, den halben Kirchhof und 1/2 Vierl. „Bündt", der dritte 3 Gulden von den beiden ersten Lehrern für seine Hilfe in der Nachtschule, von der Kirche per Woche 1 Gulden 48 Kreuzer, aber nur im Sommer. Die beiden ersten Lehrer versehen zugleich den Meßmerdienst und haben „a) Von jeder Leiche ein großes Brot nebst 2 Maß Wein; b) Von der Kirchen auf die heiligen Festtage 3 Gulden 12 Kr."

Unterhallau: Lehrer der 1. Klasse: an Geld: 13 Gulden, Wein: 1 Saum, „Müllinkorn 7 Mütt", Holz: 6 Klafter, „wird auf kosten des Armen Säcklein im Wald gehauen. auf Kosten des Säckelamts heimgeführt. Der Schulmeister mußte Speis und Trank geben; auf eigene Kosten klein Spalten lassen."

Lehrer der 2. Klasse: Geld: 21 Gulden, Wein: 6 Eimer, „Müllikorn": 7 Mütt, „1 Vrl. Acker-Rüthj von geringem ertrag".

Lehrer der 3. Klasse: Geld: 12 Gulden, Wein: 6 Eimer, „Müllikorn": 6 Mütt.

Ev. Dießenhofen: 11 Dublonen

Buchthalen: An Geld: 15 Gulden (aber erst seit einigen Jahren). „Das übrige hängt von der mehr oder minder zahlreichen Schuljugend und von mehr oder minder fleißigen Besuchen der Kinder ab, die oft ganze Wochen von Eltern abgehalten werden um 2 Kr. Auslag zu ersparen. —" „6 Fiertel Mühlenfrucht (Korn, Roggen, Gersten, Wicken, Haber und

Bohnen, alles durch einander) für das Ablesen eines erendgebets am Samstag und für das Halten einer Kind lehre an den Sonntagen, wo der V.Pfarrer solche im Dorf Büesigen hält, 3 Klafter eichen Holz zur Feuerung".

Barzheim: Das Schulgeld, welches die Schüler vom Zins des Schulfonds erhalten; 2 Klafter Holz; 1 Mütt Kernen, 1 1/2 Mütt Mühlenfrucht. „Aus dem Spithal 156 Pfd. Brod und 5 fl. 12 kr. gelt dise Spend aus dem Spithal ist Eigentlich nicht für Lehrer sonderen für die Brotlosen im land Bestimmt." Aus dem Armengut zu Thayngen 10 Gulden.

Kath. Ramsen: Das Schulgeld; 11 Malter Frucht und 12 Gulden für Lehrer- und Meßmerdienst zusammen. „Ferners Von jeglicher Hochzeit an gelt 30 kr. nebst einem Naßbuch bey Leichbegängnus für Leüthen der Glocken 1 Leib Brott nebst einem Massly Salz."

Nündlingen: Das Schulgeld der Kinder; an Frucht 24 Vrtl., 3 Vrtl. Mühlenfrucht; statt 1 Saum Wein das betreffende Geld; 4 Klafter Holz. Das Kirchengut bezahlt das Schulgeld für die armen Kinder. „Daß Kirchen Gut gibt auch Federn, Dinten und Papier in die Schulen und Kertzen in die Nachtschulen."

Stein a. Rhein, deutsche Knabenschule: freie Wohnung; an Geld: 204 Gulden, 12 Malter Kernen, 13 Eimer Wein, 11 Klafter Holz. „Wegen dem Vorsingen an Hochzeiten und Leichen mag es ungefähr 15 bis 20 fl. jährlich abwerfen." „Ein Krautgarten 1/2 /4 Stund von der Stadt."

Mädchenschule in
Schaffhausen: 1. Klasse: Geld: 30 Gulden 24 Kreuzer, an Früchten: 12 Mütt, an Wein: 5 Saum 1 Vrtl. 6 Mß., 8 Klafter Buchenholz und einige Accidentien.

2. Klasse: An Geld, Frucht, Wein wie vorhin. Eichenholz: 15 Klafter. „Aus dem Kloster jegliches Examen 1 Mß Wein und 1 Pfd. Brodt."

3. An Geld: 37 Gulden 36 Kreuzer, an Frucht: 12 Mütt, an Wein: 8 Saum 3 Vrtl. 2 Mß., für 2 Examen zwei Paar Brod und 4 Maß Wein, 15 Klafter Holz.

Bei dem Geld ist jedesmal 1 Gulden eingerechnet, welcher der Lehrerin aus dem Kloster floß und statt dessen sie 1 Lachs wählen konnte.

Schaffhausen, deutsche Knabenschule: 3. Klasse: Geld: 52 Gulden, Frucht: 18 Mütt, Wein: 7 Saum 3 1/2 Vrtl., Holz: 8 Wagen. — Extra für die Examina 18 Maß Wein und 2 fl. 12 kr., 1 Lachs oder dafür 1 fl., Krautgartengeld 1 fl., „Herbstbaad und Rechnunggeld" 1 fl. 12 kr., alles



alles aus dem Allerheiligen Kloster. Aus dem „Spitthal Herbstbad „Geld" 36 kr.".

Kanton Solothurn:

Selzach: Per Schulwoche 2 ½ Schweizerfranken „und mit der schuhl hört auch der Lohn auf. Jedoch wird dieser Lohn in Früchten Bezahlt, und zwar nach dem Laufenden Preise; so das er weniger, oder mehr Früchten zu Beziehen haat, je nach dem solche Theurer, oder wohlfeiler angeschlagen sind. Jhm stets endlich ob, diese Früchten selbst Von Haus zu Haus, die Früchten einzusammeln, an diesen eben gemeldeten Schullohn Bezahlt die Brüderschaft 7 ½ Schweitzer Franken; Um die Gemeinde zu erleichtern, Ferners Liegts dem Schulmeister ob das Holz für die Schull- und Wacht-Stuben selbst zu fehlen (fällen), und zu spalten, Welches sodann Frohnsweise zum Schull Hauße gefürt Wird. wiederum liegts dem schullmeister ob, das Holtz Bey dem schuhlhaus zu Ver Fertigen für den Schull- und Wacht Ofen zu heizen". Der Lehrer hat dazu noch die Nutznießung eines kleinen Gartens und eines kleinen Stücks Land.

Biberen: „am barrem Gelt wochendlich 30 btz. Nebst meiner Kost in der kerre bei den Hauß vättern". Auch das Geld bekommt er von den Hausvätern.

Goßliwyl: 12 Kronen, von den Haushaltungen zusammengelegt. „Der Schulmeister . . . . wird von Haus zu Haus ernährt."

Unter-Ramseren: 16 Kronen. „freye Kost in der Kehre bey denjenigen Hausvätern, welche Kinder in die Schule schicken". Die 16 Kronen werden auch da von den Hausvätern zusammengelegt.

Günsberg: Die Gemeinde rundet das Schulgeld wöchentlich auf 25 Batzen = 1 Krone auf, macht im Ganzen etwa 17 Kronen. Für Heizung der Schulstube erhält der Lehrer 2 Klafter Holz.

Solothurn, Principi: An Geld: 450 Pfd. 1 Schilling, das Pfund à 7 ½ Batzen, ferner 10 Kronen 22 Batzen; an Holz: 7 Klafter Tannenholz, 700 Reiswellen; ferner ein Garten und 1 „Määs" Salz; 12 Mütt Korn.

Oensingen: 16 Neue Thaler.

Neuendorf: Von den Bauern „31 ½ Mäs Korn", von den übrigen Bürgern 12 „Mäs" Haber; von den armen Bürgern und den Schulkindern 12 Gulden 6 Batzen. „Von Jeden Schulkind des Dags ein schit Holz".

Oberbuchsiten: Von jedem der 21 Bauern 21 „Mäs" Korn; von jedem der 79 „Dauneren" 79 „Mäs" Haber; an Geld: 7 Gulden 5 Batzen; für Kirchenfunktionen 2 Malter Korn.

Solothurn, Waisenhaus: „Das Einkommen der Schullehrer besteht nebst dem trockenen Tische und Wohnung in Geld, dem ersten per Tag 3 Batzen 1 Kr. dem zweyten per Tag 1 Batzen 3 Kr., aus welchem Geld sie sich Wein anschaffen können."

Wolfwyl: Von jedem Bürger jährlich 3 Batzen, zusammen 15 Gulden; von besser bemittelten Bürgern 36 „Mäß" Korn; von der Kirche für seine Verrichtungen 48 „Mäß" Korn; von der Gemeinde 2 Klafter Holz, die er aber selbst verarbeiten muß.

Olten: Ein Haus als Wohnung, 1 Juchart Land, 1 Krautgarten, 10 Klafter Holz franko zum Haus, 130 Gulden aus St. Elogi, 50 Gulden von der Heiligkreuzkapelle (davon 25 für Meßlesen). Schulgeld im Jahr 100 Gulden, Jahrzeitgelder (gewisse Stiftungen zum Andenken der Verstorbenen) 17 Gulden, Orgelgelder 6 Gulden (aus der St. Elogistiftung). Alles in allem für Schuldienst 278 Gulden.

Meltingen: Der Schulmeister, der auf das Schulgeld angewiesen ist, schreibt: „ich habe für der fehnderege („fernrige", vorjährige) winder nicht Ein neüen Thaller Schullohn über kommen".

Bettwyl; „Die Kost, die ihm die Gemeinte giebt" und das ganze Jahr hindurch von 26 Kindern per Woche und Kind 6 Rappen.

Kanton Basel.

Münsterschule, Basel. Johann Jakob Leucht: Statt einer freien Wohnung 18 Rthlr. Bz. 16. „wo ich aber jährlich noch aus dem Meinigen bei 6 Rthlr. und darüber zusetzen muß und doch höchstens 2 Zimmer und eine Kammer dafür bekomme." Ferner für Besoldung mit Einschluß des Meßgeschenkes Rthlr. 43 Bz. 29 8 Rappen (?). Summa der ganzen Besoldung 62 Rthlr. 5 Bz. 8 Rappen (?) Accidentien von den Kindern für Geschenke 10—12 Rthlr. An Getreide 14 Vrtl. Korn; an Wein 4 Saum.

Münsterschule Basel. Lehrer Hagenbach: Einkommen incl. Geschenke 174 Pfund, 1 Schilling (?), 12 Vrtl. Kernen, 2 Saum Wein, freie Wohnung.

Basel, St. Martins-Mädchenschule: Jährlich 133 Fr. 12 S. in Geld vom Verwalter des Kirchen- und Schulguts; 3 Fr. 14 S. 13 Pfg. aus dem Armengut des Münsters, 36 Fr. freiwillige Meßkram, Neujahrs- und Namenstagsgeschenke der Kinder, 10 Vrtl. Korn, 3 Klafter Holz und 600 Competenz-Wellen von der Verwaltungskammer zum Heizen der Schulstube.

Basel, Knabenschule bei den Barfüßeren:

Fixes Einkommen	358 Fr.	8 Bz.
Geschenke	180 „	— „
Für Extrastunden pro Schüler monatlich 6 Bz.	360 „	— „
Summa . .	898 Fr.	8 Bz.

14 Vrtl. Korn, Wein: nichts, 4 Klafter Holz und 600 Competenzwellen zur Erwärmung der Schulstube.

Riehen: In Geld zusammen ungefähr 200 Fr., an Getreide 20 Säcke Korn, an Wein 4 Saum, an Holz 2 Klafter Eichenholz und 30 große buchene Wellen, zur Einheizung der Schulstube 3 Klafter Eichenholz, welches ihm alles gratis zugeführt wird. Eine „Thauen Matten", ein Viertel Reben, so von einem Stadtbürger zum Schuldienst legirt worden, ein Gärtlein beim Schulhaus.

Lampenberg: Von 48 Schulkindern von jedem wöchentlich 1/2 Batzen, dazu die Kost; an anderweitigem Geld, Wein, Getreide nichts.

Der Lehrer von Bukten, Johann Jakob Roth, beklagt sich hinsichtlich der Besoldung: „Diser SchulLehrerdienst, als einer der beschwerlichsten, hat gar keinen Wein, ist auch der Einzige unter allen der Deputatenschulen des ganzen Kantons, so dise nöthige Competenz ermangelt, und muß sich der Schul Lehrer solchen zu seiner nöhtigen Erquickung aus seinen Kosten anschaffen." „Zu Wünschen wäre es aber", — schreibt der Schulmeister aus Rickenbach — „wan die Gesetzgäber denen Schullehrern Einen Besseren Unterhalt Bestimmen Thätten, damit sich dieselben Besser dem Schull dienst Widmen könten".

Kanton Leman.

L'école allemande à Yverdon: „Le Maitre d'Ecole tire annuellement pour sa pension En argent L. 150. En graines 6. Sacs de 8. quarterons dont il y en a 3 en froment et 3. en Messel [méteil]. L. 65 de le bourse des pauvres de cette commune, L. 75. Qui lui ont été payées regulierem[t] chaque année en titre de Gratification depuis l'an 1780. par le ci devant Souverain de Berne L. 10. L'intérêt d'un capital de L. 200 au 5 p. destiné pour cet usage par le ci-devant Souverain."

Démoret: „La Pension est fixe En Argent 38 francs en Ségle 8 coupes Avoine 8 coupes le tout mésure de Moudon Bois- 12 chards dont le Régent doit l'aller préparé dans les bois et la commune est chargée du charois."

Bercher: „La Pension du Régent consiste
Argent, 36 Ecus petits ou 72 L. la Commune paie 22 Ecus ou 44 L. et la Charitable Direction

des Pauvres livre 14 Ecus ou 28 L. ensuite de la donation susmentionnée.

Graines, Seigle 3. Sacs ou 24 quarterons
froment une coupe ou 4 qrons
Avoine 1 Sac ou 8 quarterons } mesure de Lansanne,

Bois, Le Régent est obligé de couper et de reduire le bois que la Commnne lui fait charrier.

Chenevier trés mauvais . . . . Terrain pour planter trois quarterons de pommes de terre. Tous ces Articles sont fournis au Régent par la Commune, excepté les 28 L. de la donation de Monsieur de Dortan et font toute sa Pension."

Montcherand: „En argent 68 L., en graine, 40 quarteron, moitié bled et moitié mécle, et 6 quarterons de bled pour les javelles, le tout mésure d'Orbe qui revient à celle de Berne, 6 chars de bois de daille rendus devant la Maison. Pour conduire 1 horloge et Sonner midi 16 L." „La commune fait la pension, au moyen de 16 L. qu'elle retire de la bourse des pauvres, et d'après ce que les Particuliers lui payent. Un jardin que le régent jouit est à la commune."

Gossens: „la pension au Régent Consiste en argent à Vingt francs, deux Sacs de Sègle et deux davoine. La Commune donne deux chars de bois pour échaufer la Chambre. La Pension se fait par la Commune qui retire des péres et méres Ce que j'ai dit au plus haut . . . .".

Signy: „La pension Consiste en argent 74 Livres payable par la Commune et 6 Liv. par la Nation. en bled ce que cidevant est dit que chaque écolier paye. [13 Schüler: Chaque écolier paye demi-quarteron de bled par anne Mesure de Nyon] environ trente toises de jardin peu fertile, terrein de la Commune, et les bénéfices Communs (variables) ordinairement 28 Livres de fromage et 10 de beurre."

Coppet: „L. 342 de dix Batz. En argent seulement. Elle ne dérive ni de dixmes, ni de Censes fonciéres, ni de droits féodaux.

Etat de la Pension:

Du ci devant Baron	L.	15
Des Communes reunies, pour le Service de l'Eglise, y compris Coppet	L.	99
De la ci devant Baronne Lotscher . . .	L.	60

Uebertrag . . . . L. 174
De 70 enfans à 2 Batz par Mois, fait chaque
année . . . . L. 168
total . . . L. 342"

Dazu kommt noch die Nutznießung eines Gartens und eines Stückes Pflanzland.

Duillier: „Le Régent reçoit de pension annuellement 12 Louis. Tout en argent. Il a en outre son logement et un petit Jardin, fournis par la commune."

Coinsins: „244 florins 1 S. 6 Pf. le fl. est de 4 batz. Et 13 fl. 6 S. pour braise = pour Chaufage de leurs Enfans; tout en Argent, point de Bled n'y vin et bois. La commune fait 122 fl. 6 S. outre les 13 fl. 6 S. pour leurs Enfans et la Bource des Pauvres fait 111 fl. 7 S. 6 Pf."

Prangins: „La Pension du Régent consiste en 20 Louis . . . . un Logement et un petit Jardin. Les 20 Louis de Pension sont fournis, la moitié par la commune et l'autre moitié par la Bourse des Pauvres. Le Bois pour la Classe est fourni par la Commune. Il n'y a aucun fond particulier affecté à cet usage."

Trélex: „Soixante Ecublancs, dix Livres de Boeure, et vingt de fromage. Pour tout, soixante Ecusblancs le Logement et le petit Jardin. Pension très modique vû la cherté des Danrées etc^ra^. Environ trois Chards de bois, que le régent fait couper et amener à ses frex.

Le Boeure, fromage, et Bois sont les mêmes que perçoivent les Citoyens, qui font leur ménage séparement dans le lieu." „D'aucune autre Source que des biens communaux, d'ont une partie consistoit en droits féodaux." „pour quant au Vin" — schreibt der Régent aus Lussery — „il faut que le pauvre Régent le paie s'il en veut boire sur la ditte pension, cependant il lui est indispensablement nécessaire dans son cas".

Wir theilen, ehe wir zu einem abschließenden Worte übergehen, noch einige Bemerkungen mit, welche, die finanziellen Verhältnisse betreffend, von den Berichterstattern gemacht worden sind.

Der Schulmeister von Lapraz wendet sich gegen die übliche Art des Bezugs seiner Besoldung. „Le Régent" — schreibt er — „est charger d'aler recouvrer sa Pansion de maisons en maisons auprès de chaque particulliers, Et comme les plus pauvres sont

obligé de payer leurs Cottes part; le Règent par ce moyen ne peut qu'etre mal payé de plusieurs; souvant après baucoup d'attente et d'avertissement". Auch der Lehrer Späti an der Solothurner Waisenhausschule vertritt die Anschauung: „der Schulmeister sollte seinen bestimmten Lohn so beziehen, daß er sich weder mit der Gemeinde, noch mit den Aeltern der Kinder deßwegen abgeben dürfte". Schon früher haben wir unter den Ursachen des schlechten Schulbesuchs und den Hindernissen der Schule das Schulgeld und Schulholz gefunden. Gegen diese direkte Jnanspruchnahme der Kinder zieht der Schulmeister von Obergösgen und Winznau zu Felde. „Was den Schullehrer anbelangt" — sagt er — „so ist sein begehren, das könnte gemacht werden, das er sey billigen Dienstlohn ohne Entgeltnus seinen anwesenten Schulkinderen könnte bezahlt werden, weil der Dienstlohn so gering ist, das er nicht kan die Schul halten, wan er nicht mehr auß liebe, als auß verdienst, die Schul haltet". Wie wünschbar die Ersetzung der Schulgelder durch eine fixe Summe den Lehrern auch mit Rücksicht auf sich selbst sein mußte, leuchtet uns ein, wenn wir uns erinnern, wie unvollständig und tropfenweise — „la perception fractionnée de son salaire, indispensable suivant les Cas et le Local, en est encore un affoiblissement" sagt der Bericht von Lussery — ihnen dasselbe mancherorts einging und wie sie seinetwegen da und dort sich schelten und beleidigen lassen und Liebe und Achtung einbüßen mußten.

Mit den Klagen über die Besoldung könnten wir mit Leichtigkeit manche Seite füllen. Aus der Menge heben wir nur die eine aus dem schon citirten Bericht von Lussery, welche die ganze ökonomische Stellung des Lehrers betrifft, hervor. Es heißt da:

„1 Le Sol de Lussery, Jngrat, occasionne que les particuliers pour laplupart en de bonnes annees n'ont que leur nécessaire, la production du Terrein est insuffisante à l'entretien de ser Individus; la Commune et la Bource, ne sont point fortunées je m'y suis plu mais je n'ai pu m'y faire riche, et actuellement que je suis infirme et insuffisant je me recommande aux Bontés de mes jours ainsi que ma femme et mon enfant.

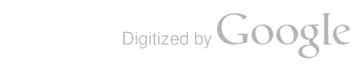
2 Il est très nécessaire pour le bien de l'instruction de la jeunesse que les Autorités Politiques prennent à Elles le soin des Régens et de leur salaire, des Ecoles et des logemens; s'il

est mal nourri, il servira mal; s'il a des difficultés à percevoir son salaire, il sera exposé à des procès, s'il est mal logé ses soins seront moin efficaces et à moins que d'une affection particuliére pour le Lieu il se dégoutera, et un Regent pauvre sera méprise de ses Ecoliers et du Public et perdra l'ascendant ferme qu'il doit nécessairement avoir

3 Quand il sera qu'un Regent ne percevra son salaire que de la main des Autorités Politiques il éprouvera moins de desagrémens quant aux ressentimens des Individus d'un Public auprès desquels il doit le percevoir, surtout de ceux qui sont insuffisans il en aura plus de plaisir et son salaire lui sera plus profitable.

4 Un Regent ne devroit avoir d'autre profession celle ci occasionne la mélancholie à quiconque n'est pas d'un humeur joial et elle est ingrate en bien des endroits en vers quiconque est srcupuleux à faire son Devoir; il servit à craindre que son penchant favori ne fut pour celle qui lui procureroit le plus de bénéfices et moins d'agitations".

Bezeichnend ist auch, daß Johann Heinrich Scherb von Basel, Schulmeister von Arisdorf, zu Weihnachten 1798 seine Stellung wegen zu langen Ausbleibens des Einkommens quittirte, um sich in Basel mit Information der Kinder, mit Einbinden von Büchern, mit Zeichnen und Grabschriftenschreiben abzugeben. — Dem Bürger Gfrörer, Schulmeister in Zurzach, standen mit Martini 1800 schon drei Jahresbesoldungen aus und auch die übrigen Lehrer des Kantons Baden befanden sich damals in einem so dürftigen Zustand, „der befürchten läßt, daß dieselben aus Mangel von Unterstützung ihre Stellen verlaßen mögten". In die damalige Noth läßt uns auch ein vom 9. August 1800 datirtes dringendes Ansuchen des Erziehungsrathes an den Minister der Künste und Wissenschaften hineinblicken: „die Municipalitäten durch ein förmliches Gesetz anzuhalten, Quellen ohne Anstand ausfindig zu machen, aus welchen die Schullehrer könnten besoldet werden, oder aber die Bürger nach ihrem Vermögensstande besteuren zu lassen; — denn manglet noch gar der Unterricht der Jugend, so manglet gewiß für jetzt und in Zukunft alles, da die Sittenlosigkeit übergroß — die Unwissenheit abscheulich — das Verderbniß



allgemein, und die Nachlässig- und Sorglosigkeit der Aelteren unverantwortlich, verdammlich. —"

Nun sind wir mit unseren Auseinandersetzungen am Ende. Ob wir auch die lichten Farben nicht vergaßen, so ist, wie wir am Eingang es angekündigt haben, ein Schattenbild herausgekommen. Dafür darf man, wie wir früher schon davor warnten, nicht die Lehrer allein verantwortlich machen, ob auch sie einen Theil der auf verschiedene Faktoren fallenden Schuld tragen. Die damalige Schule war so recht ein Kind der damaligen Verhältnisse. Man lebte in erster Linie für die Arbeit; was nicht unmittelbar derselben diente, erschien als werthlos; nach geistiger Bildung war kein Bedürfniß vorhanden und aus demselben Grunde für die Schule und ihre Bestrebungen kein Verständniß; diese war vielmehr als Hinderniß empfunden, die Kinder zur Arbeit und zum Verdienst zu verwenden, weshalb wir denn auch manche Klage über allzufrühe Uebergabe der Schüler an die Schule und vorzeitige Wegnahme aus ihr zu hören bekamen. Da Staat und Gemeinden sich der Erziehung wenig annahmen, wurden die Schulen auch eine finanzielle Last derer, die sie benützten, und es ist wohl richtig gesagt worden, daß viele Kinder „Stöcke" bleiben mußten, weil ihre armen Eltern die materiellen Leistungen an die Schule nicht aufzubringen vermochten. Damit im Zusammenhang steht auch die geringe Leistungsfähigkeit und Unwissenheit des größten Theils der damaligen Schulmeister. Die meisten haben keine berufliche Vorbildung genossen; können wir sie dafür verantwortlich machen oder müssen wir es nicht begreifen, wenn sie wenig Zeit und Geld oder gar keines auf die Vorbereitung eines so wenig einträglichen Berufes aufwendeten? Darf man sich wundern, wenn Leute, die einst in der Jugend selbst nur wenig lernen konnten und dieses Wenige bis zum Antritt des Schulamtes — oft im 40., 50. Jahr, wie aus den Alterstabellen deutlich hervorgeht — wieder vergaßen, nur geringe und schlechte Leistungen aufweisen? Dürfen wir einen Stein auf sie werfen, wenn sie in mancherlei der Schule fremden Nebenbeschäftigungen ihre Kräfte zersplitterten und die Schule vielfach als Nebensache behandelten? Waren sie nicht darauf angewiesen und dazu gezwungen? Müssen wir nicht vielmehr uns darüber wundern, daß trotz dieser unerquicklichen Verhältnisse immer noch Leute sich finden ließen, welche sich für die Sache des Schulunterrichts hergaben? Gewiß, es hat der Schulmeister von



Obergösgen und Winznau nicht übertrieben, wenn er schrieb, der Dienstlohn sei so gering. „das er nicht kan die Schul halten, wan er nicht mehr auß liebe, als auß verdienst, die Schul haltet“.

Wie ist es doch anders geworden in hundert Jahren und so, daß in Bezug auf das Volksschulwesen kaum jemand sich zurückwünscht in „die gute alte Zeit“!



Zweite Heirath.

Von **Ad. Ribaux.**

Aus dem „Contes chez nous“.

Autorisirte Uebersetzung von **Elise Ebersold.**

Justin Braillard hat in Gorgier den ersten Zug genommen und steigt etwas vor acht Uhr in Saint-Blaise aus, um von dort zu Fuß nach Lignières zu gehen, wo heute, den vierundzwanzigsten März, großer Viehmarkt ist und wo er im Sinne hat, eine Kuh zu kaufen. Schon kündigt sich der Frühling an; in den Wäldern, die er gegen Frochaud wandernd durchschreitet, meint man, das Steigen des Saftes in der Pflanzenwelt zu hören. Aus dem langen Winterschlaf erwacht, strecken die Bäume ihre knospenbedeckten, bald in frischem Laube prangenden Aeste aus, zwischen denen ein zartblauer Himmel hindurchschimmert, an dem die noch etwas schüchterne Sonne strahlt. Zwischen den dürren Zweigen vom letzten Herbste her lächeln lilafarbige Büschel Leberblümchen und gelbe Primeln aus dem Boden und da und dort verräth ihr Wohlgeruch verborgene Veilchen.

Doch Justin bleibt gleichgiltig gegenüber dieser morgendlichen Schönheit, diesem wunderbaren Erwachen der Natur rings um ihn. Andere Bauern, die ebenfalls in Saint-Blaise ausstiegen und deren Ziel Lignières ist, läßt er vorangehen und wandert, den dicken Stock in der Hand und mit bekümmerter Miene, einsam weiter. Justin ist nicht weit von den Vierzigen und niemals schön gewesen. Mit vierundzwanzig Jahren verheirathet, hatte er wenig Ursache, dem Ehe-

stand ein Loblied zu singen; sein Loos war kein leichtes gewesen. Seine Frau, eine Mentha von Cortaillod, war reich und ließ es ihn nachdrücklich fühlen. Vom ersten Tage an nahm sie das Scepter in die Hand und regierte das ganze Haus während zehn Jahren als unumschränkte Königin, behandelte den Gatten von oben herab, befahl ihm wie einem Knecht und bewachte ihn wie einen kleinen Jungen. Ein, zwei Mal, versuchte er, sein Joch abzuschütteln, gab aber schließlich, um Ruhe zu haben, nach, wie schwer es ihm auch wurde. Drinnen und draußen kommandirte die Frau, und wenn der Unglückliche etwa einmal mit sehr schüchterner Miene irgend welchen Einwand wagte, hatte sie eine Manier zu sagen: „Kommt das Vermögen von dir oder mir?" daß er sofort klein beigab. Endlich kam die Erlösung; sie starb und hinterließ Justin als Vergütung ihr sämmtlich Hab und Gut. Doch schien ihn ein wahrer Unstern zu verfolgen: seitdem machten ihm die Mägde das Leben sauer; in ein paar Jahren lösten ein halb Dutzend sich ab, ohne daß ihm eine einzige zusagte. Die erste, eine Faullenzerin, ist von einer Schneckenlangsamkeit, läßt alles herumliegen, vergißt die Schweine zu füttern und die Hühner in Obacht zu nehmen; jeden Sonntag Morgen war Justin zu einem Auftritt gezwungen: da gab's Hemden ohne Knöpfe, ungebürstete Kleider und er konnte lange reden, Woche um Woche war die gleiche Unordnung. Die zweite führte das Hauswesen anständig, wollte aber alles nach ihrem Kopfe machen; da hieß es: „Mein Garten", „mein Haus", und sie kaufte und verkaufte, ohne Jemand zu fragen. Justin war nicht mehr Herr im eigenen Hause und da hatte er endlich genug! Eine andere bestahl ihn auf's Schamloseste. Die war vor drei Monaten fort und seitdem hatte er, der Sache überdrüssig, gezögert, ihr eine Nachfolgerin zu geben. Jetzt aber war eine andere Geschichte! Wie sollte das auf dem großen Gute mit all dem Viehstand, ohne Frau und Magd weiter gehen? Während der Grabarbeiten in den Reben war er bereits genöthigt, um eilf Uhr heimzugehen um zu Mittag zu kochen. Und Köchin sein in seinem Alter, wenn man das nicht gewohnt, ist meiner Treu ein Bischen schwer! Und in zwei Monaten waren die großen „Werch": Heuet und Ernte da und Justin fragte sich mit wahrer Herzensangst, was er da anfangen solle.

* * *

In Gedanken versunken marschirt der Bauer seit anderthalb Stunden und nun öffnet sich das grünende Thälchen von Lignières in bezaubernder, frühlingshafter Morgenfrische vor ihm. Im Hintergrund sind die wohlhabenden Höfe des Dorfes mit ihren braunen Dächern zerstreut und zwischen den Gebäuden breiten sich schöne Baumgärten mit ihren bald in Blüthe stehenden Obstbäumen aus.

Auf dem Platz vor dem Gemeindewirthshaus herrscht großes Marktgewühl. Von Tagesanbruch an war das ein Gehen und Kommen, eine ungewohnte Regsamkeit im Dorfe; die Krämer sind nach und nach angelangt und haben ihre Stände aufgerichtet. Da wird alles Mögliche verkauft: Gemüse- und Blumensämereien, Setzzwiebeln und auch schon Sensen und Strohhüte, obschon der Sommer noch fern ist. Tausenderlei Stimmen kreuzen sich: Rufen der Straßenverkäufer, Geschrei der Buben, Geschäftsverhandlungen, und darein tönt das Muhen der Ochsen und Kühe, gleich einem zeitweiligen Baß. Das schöne Wetter hält an und aus den umliegenden Dörfern kommen die Leute truppenweise — die Bauern in braunem Halblein, die Roßhändler in ihren langen blauen oder grauen Ueberhemden, geschäftig hin- und herlaufend. Und in der Schenke, die ihre Fenster der milden Sonne weit öffnet, erhebt sich um die rasch geleerten Flaschen ein wahres Stimmengewirr.

Es ist viel Vieh da: rothe und weiße Ochsen, etliche Zuchtstiere, Schafe mit krausem, wolligem Fell, hübsche Kälber, die ihre muntern Sprünge machen, hauptsächlich aber Kühe — Simmenthaler und Schwyzerrace. Justin läuft auf dem Marktplatz umher, hört auf die Gespräche, erkundigt sich nach dem Preise und sucht mit den Augen nach einem ihm anständigen Thier. Da zieht eine, etwas abseits von einem jungen Mädchen bewachte Kuh seine Aufmerksamkeit auf sich. Es ist ein schönes Stück „Schwarzfleck", mit feinem, weißen Kopf und zwei schwarzen Sternen neben den Augen, großen, etwas feuchten und sehr gutmüthigen Augen, glänzend, feinem Fell, wohlgestalteten Beinen und prächtigem Euter.

„Ist die Kuh da zum verkaufen?" fragt Justin nähertretend.

„Ja", lautet die Antwort.

„Zu welchem Preise?"

„Das wird Euch der Vater, der in einer Minute wieder kommt, sagen."



Auch das junge Mädchen mit den blauen Augen in dem etwas bleichen Gesicht, dem braunen lockigen Haar und dem zierlichen Munde, ist hübsch.

„Woher kommt Ihr?“ erkundigt sich Justin.

„Von Concise; mein Vater heißt David Currit.“

„Ach so, wirklich?“

„Wir wollen aus der Gegend fort und verkaufen deßhalb vor der Abreise alles.“

„Wohin geht Ihr — wenn's erlaubt ist zu fragen?“

„Nach Amerika.“

„Nach Amerika? Und Ihr ebenfalls?“

„Ja, ich muß mich darein schicken.“

In diesem Augenblick kam des Mädchens Vater herbei, gefolgt von einem Händler im grauen Kittel, mit Späheraugen und pfiffiger Miene.

„Louise, hier ist ein Liebhaber für den „Schwarzkleb“, seht, Herr, ob ich übertrieben habe.“

Der Mann untersucht die Kuh, vorn, hinten, von beiden Seiten; er betastet sie, überzeugt sich von der Festigkeit des Euters und nimmt aus der Tasche ein wenig Salz, das er ihr auf der Hand hinhält.

„Ja, ja, das Thier gefällt mir ziemlich gut; allein Ihr wißt, die Preise sind im Sinken begriffen, — nun, ich biete Euch zwölf Louisdor dafür.“

Der alte Currit sieht, wie seine Tochter, trübselig und elend aus und Schüchternheit und Bestürzung malt sich in seinen Zügen; es ist klar, daß er sich von dem schlauen Händler, der ihn mit einem einzigen Blick durchschaut, bestehlen läßt. Doch Justin fühlt sich von plötzlichem Mitleid ergriffen. „Wart“, murmelt er, dem Händler von unten einen Blick zuwerfend, „wart, Bruder Lustig“. Und an den völlig erstaunten Greis gewandt, sagt er leise: „Laßt mich machen“.

Dann kehrt er sich gegen den Blousenmann: „Ihr spasset; zwölf Louis für eine solche Kuh! Ich bot eben fünfzehn“.

„Puh! . . . Nun, ich gebe ebenfalls so viel.“

„Sie ist auch damit noch nicht genug bezahlt, sondern ist dreihundert fünfzig Franken werth und ich nehme sie zu diesem Preis!“

„Und ich für vierhundert.“



„So so, Ihr habt Lust, mich zu ärgern; doch wir wollen sehen, wer Meister wird, ich gehe bis vierhundert zwanzig!“

„Und ich bis vierhundert dreißig.“

Der Händler zögert und mustert die Kuh nochmals mit Kennerblick; es ist unläugbar ein Prachtsstück und er macht, auch wenn er's so theuer bezahlt, noch immer einen „Schick“.

„Vierhundert fünfzig,“ erklärt er, „weiter gehe ich nicht“.

Justin hält diesen Preis für genügend; der Streich ist gelungen, er unterdrückt ein Lächeln und meint: „meiner Seel, Ihr müßt eine wohlgespickte Börse haben; es ist unmöglich, sich mit Euch zu messen. Nun, nehmt die Kuh, wir wollen nicht mehr drüber reden“.

Vater Currit ist glückselig und ladet alle zu einem Glase Wein ein. Der Händler gibt seinem Knecht ein Zeichen und dieser eilt herbei. Louise und ihr Vater nehmen Abschied von „Schwarzkleb“, den das junge Mädchen zum letzten Mal streichelt; sie führt ihn nun künftig an schönen, lebensprühenden Sommertagen nicht mehr auf die Allmend, um da das aromatisch duftende Gras abzuweiden; die ganze friedvolle Vergangenheit ist dahin! Das verständige Thier scheint zu begreifen, was vorgeht und betrachtet Louise traurig. Diese aber wendet sich ab, um ein Schluchzen zu unterdrücken. Alle vier sind in's Gemeindewirthshaus getreten, wo nun der Viehhändler einen vollen Lederbeutel aus der Tasche zieht und dem Bauer die festgesetzte Summe auszahlt; nachdem er ausgetrunken, entfernt er sich mit den Worten: „Ich bin noch nicht fertig, sondern habe noch weitere Einkäufe zu machen. Adieu mit einander!“

Als er fort ist, sagt Vater Currit zu Justin: „Ihr habt mir einen famosen Dienst erwiesen“.

„Ach was, ist nicht der Mühe werth, er bezahlte für Eure Kuh übrigens nicht mehr, als sie werth ist. Also, Ihr wollt nach Amerika auswandern?“

„Ja, was wollt Ihr? Das Leben hier zu Land ist unerträglich; es ist unmöglich, daß es bei all den Zinsen und Steuern langt! Wenn wir über Neuenburg heimgehen, wollen wir bei einem Auswanderungsagenten unsere Plätze bestellen und die Sache richtig machen.“

Justin war nachdenklich geworden, seine Sorgen, die er einen Augenblick vergessen, bemächtigten sich seiner auf's Neue. Was soll er, belastet mit seinen Haushaltungsgeschäften, anfangen? Das Jahr

fängt mit guten Aussichten an; es giebt viel Gras und Getreide und darum auch viel Arbeit. Wieder eine Magd anstellen? Schönen Dank! Wer aber soll alle Morgen den Mähdern das Frühstück bringen? Und doch hat man, weiß Gott, nach zweistündiger Arbeit im Thau eine Tasse Kaffe vonnöthen! „Nein, nein," denkt Justin, „das kann nicht mehr so fortgehen. Ich muß wieder heirathen; aber wer wird mich mögen? Heutigen Tags sind die Mädchen schwer zu befriedigen und dazu bin ich nicht in der Laune, Einer lange den Hof zu machen. Gleichwohl sehe ich nicht auf's Geld; die reichen Bauern können mir gestohlen werden, von der Sorte habe ich genug gehabt! Das Beste für mich ist ein junges Mädchen ohne Vermögen, das völlig glücklich ist, ein eigen Heim und eine gesicherte Zukunft zu finden."

Mechanisch hob er, hier angelangt, den Kopf und seine Augen richteten sich auf Louise, die, ihm gegenübersitzend, ebenfalls in schmerzliches Grübeln versunken schien. Denkt das arme Kind an das ferne Amerika, wohin ein schnelles Fahrzeug sie morgen schon über's Meer trägt? Betrauert sie ihre Heimath? Warum zwei Thränen — zwei Regentropfen auf dem Satin zweier Kornblumen — im Winkel der blauen Augen, zum Ueberfließen bereit? „Sie weint," denkt Justin, „ist also nicht glücklich! Wozu auch anderswo suchen? Da, da ist die Gattin, die ich bedarf; die ist nicht verzogen; sie wird sich mir unterordnen und das Hauswesen sich angelegen sein lassen. Ob sie wohl einwilligt? Das ist eine andere Frage. Unzweifelhaft sagt sie zu! Ich bin weder so alt, noch so schlimm, um so ein Mädel fürchten zu machen. Und die Wahl zwischen Verbannung und einer Heirath mit mir wird ihr kaum schwer fallen. Ja wahrhaftig, ich bin entschlossen! Aber trotzdem, wenn man mir das gesagt hätte!"

Die Gläser sind leer; Vater Currit und Louise machen Miene, aufzustehen.

„Eine Flasche!" ruft Justin, um sie zurückzuhalten. Und seinen Stuhl näher rückend, fängt er, unwillkürlich doch etwas verlegen an: „Sagt, würdet Ihr annehmen, wenn man Euch ein Mittel zeigte, in der Heimath zu bleiben?"

„Ob wir annähmen, oh!" schrie das Mädchen auf.

„Nun denn, wollt Ihr mich zum Manne?"

Louise und ihr Vater glaubten, nicht recht gehört zu haben.

„Wie? was? Er ist gewiß nicht recht bei Sinnen!"



„Ach nein, nein," fährt Justin, ihre Gedanken errathend, fort, „ich bin ganz gut beim Verstand. Hört, ich bin Wittwer, und das ist bei einem großen Bauernwesen nicht lustig, das versichere ich Euch. Willigt ein, Jungfer Louise; dann hat Euer Vater ein Obdach für seine alten Tage und Ihr selber sollt nicht unglücklich sein, das verspreche ich Euch."

Sie haben begriffen, daß sein Vorschlag ein ernstgemeinter ist. Louise sieht nun auch ihrerseits Justin an. Gewiß ist er nicht das Ideal eines Gatten! Aber das arme Kind ist nicht so weit, sich ein Ideal suchen zu dürfen; Ruhe, Sicherheit ist schon viel für sie. Justin hat das Aussehen eines braven Mannes; er verspricht, sie glücklich zu machen, und dieser Alp — dies Amerika — wird verschwinden.

„Sagt, ist Euch das anständig?" drängt Justin.

„Seht", wirft der Vater ein, „sie kann doch nicht sofort ja sagen, das muß überlegt sein!"

„Und ich kann nicht warten; es braucht drei Wochen für die Verkündigung; Ende April können wir Hochzeit halten. Bis dahin wohnt sie bei meiner Tante Sylvia Pointet und ich gebe ihr eine Arbeiterin, um ihre Aussteuer zu nähen."

Der Vater lächelt. Das ist entschieden ein unverhoffter Glücksfall! Wer hätte das gedacht, daß er heute in Lignières einen Tochtermann fände! Welch ein Abenteuer! Das wird ein Gerede geben! Sofern Louise wenigstens ja sagt! Die Jugend ist manchmal so wunderlich! Und der Biedermann, von Furcht ergriffen, sie lasse sich diese günstige Gelegenheit entschlüpfen, wirft ihr flehentliche Blicke zu.

Indeß beruhigt er sich, als er sie dem entzückten Justin lächelnd die Hand über den Tisch reichen sieht mit den Worten:

„Ich willige ein!"

* * *

Eine Stunde nachher macht sich das seltsame Trio auf den Weg nach Gorgier.

Und so brachte Justin von dem Markt in Lignières statt der Kuh, die er suchen ging, eine Frau, die er nicht suchte, mit nach Hause.



Natur- und Volksleben im Schwarzwald.*

Von **Karl Kollbach.**

Die Zeiten, wo unermeßliche Wälder den Stolz Germaniens bildeten, sind vorüber. Mehr und mehr verringerten und lichteten sich ihre Bestände; nur die höheren Gebirge gaben ihnen nach wie vor eine sichere Zufluchtsstätte. In ihnen blieb denn auch der ganze Zauber walten, der ehemals die Heimstätten unserer Ahnen umgab und mit frischem Hauche uns aus ihren Liedern und Sagen anweht. Die Begriffe Wald und Gebirge verschmolzen förmlich in der Sprache der späteren Zeit, wofür der Böhmer-, Bayer- und Thüringerwald, der Oden- und der Schwarzwald und viele andere Züge und Gruppen des deutschen Mittelgebirges in ihren Namen Belege bieten.

Aber selbst bis in diese Einsamkeiten folgte ihnen an vielen Orten in späterer Zeit der Ackerbau mit seinen geregelten Linien, die Industrie in den Thälern mit rauchenden Schloten und lautem Getriebe. Wenige Gebirge bewahrten die alte unentweihte Waldesherrlichkeit, unter den rheinischen keines schöner, als der Schwarzwald.

Erst in sanfteren, reich bebauten Vorhöhen, dann aber in stolzen, finsteren Kuppen und Rücken steigen seine Bergmassen über die grünen Wiesenflächen der Oberrheinischen Tiefebene empor. An seinen Fuß lehnen sich die reichsten Ansiedlungen, die meisten Städte und Dörfer, welche die Flußebene scheuten, in der der Strom, noch erregt von den Fällen und Engpässen des Jura, reißend seine Fluthen durch die leicht beweglichen Ablagerungen eines ehemaligen Binnensee's führte. Die Bodenanschwellungen vor dem Gebirge dagegen sicherten vor den Ueberschwemmungen des Rheines, der, häufig Bett und Richtung verändernd, und erst in jüngster Zeit durch riesige, kostspielige Strombauten gefesselt, wie ein böser Unhold die obersten Striche dieses Tieflandes bedrohte. So finden wir Freiburg, Offenburg, Baden, Karlsruhe, Bruchsal, Heidelberg und zwischen diesen Städten zahlreiche kleinere

* Aus „Rheinisches Wanderbuch". Von Karl Kollbach. Bonn, Emil Strauß.



Orte in ziemlicher Entfernung vom einsamen Flusse, aber in nächster Nähe des schützenden Gebirges, an dessen Vorhöhen ein mildes Klima eine herrliche Vegetation begünstigt, welche in diesen wechselvollen Landschaftsbildern, im Vordergrunde des dunklen Waldgebirges erst recht zur Geltung kommt. Aber nicht weit reicht diese Zone, wo der Walnußbaum sich schattenspendend über den Wohnstätten der Menschen ausbreitet, wo edle Reben an den Bergen emporklimmen und feine Obstsorten im Verein mit fremdländischen Ziergewächsen in den Gärten gedeihen und den Schmuck zahlreicher, wundervoller Landsitze bilden; bald, auf den Höhen und aufwärts in den Thälern beginnt der Wald; und seinem Reiche führt nun unsere Wanderung zu.

Diesmal wählen wir als Ausmarschort Freiburg im Breisgau und wenden uns durch's Höllenthal aufwärts, um gleich zu den höchsten Erhebungen des Gebirges zu gelangen. Ein weiter Wiesengrund, von Ackerfluren unterbrochen und hier und da von ländlichen Ansiedlungen belebt, nimmt uns jenseits der letzten Vororte und Gebäude von städtischem Anstrich auf. Etliche Stunden oberhalb aber tritt der Wald näher heran. Das Thal wird enger; die dunklen Tannen steigen von den Bergen herab, ihre stolzen graden Gestalten stehen dicht geschaart auf dem Boden des Thales und umschatten den rauschenden Bach, der mit lebendigem Gefälle durch granitene Felsstücke schäumt. Aber auch bis in diese Waldeinsamkeit drangen die Ansiedlungen der Menschen. Kreischend arbeitet die Sägemühle im stillen Thalgrunde; und vereinzelte Wohnhäuser stehen inmitten der weiten Forsten auf grünem Wiesenplan. Eigenartig wie Sitten und Sprachen des Schwarzwälders ist auch die Bauart dieser Häuser. Mit seinen Gallerien an der Außenseite, seinen braunen Stämmen und kleinen Fensterchen erinnert es an's Schweizerhaus; allein während bei letzterem die Scheunen, Ställe und Schober meist abseits und gesondert liegen, vereinigt das erstere alles dies unter einem einzigen Riesendach, das dicht bemoost in meist erdrückender Ausdehnung nach einer Seite hin tief zum Boden sich herabsenkt. Oben liegt die Scheune und die Tenne, und über den Köpfen der Menschen und den dicht daneben eingestallten Hausthieren wird ein- und ausgefahren und gedroschen. Nur die starken Stämme der Schwarzwaldtanne tragen fest und sicher diese über den Wohnräumen ruhende Last. Gegenüber dem Hause ist fast allemal ein kleiner Quell abgeleitet und rieselt durch zwei, von



mächtigen ausgehöhlten Baumstämmen gebildete Tröge, von denen der oberste das Trinkwasser für die Bewohner, der untere die Tränke für das Vieh liefert.

Wenn im Winter die Feldarbeit ruht, und draußen der kalte Wind klingend durch die bereiften Tannen zieht, wird das Innere dieser einsam gelegenen Häuser der Schauplatz einer lebhaften Handbeschäftigung. Strohhüte flechtend oder Uhrwerk bereitend sitzt Jung und Alt beim Schein der Lampe; und selbst im Sommer sieht man, wie die Hirtenbuben und Mädchen die Zeit mit Strohhutflechten nutzbringend ausfüllen. Die hier verfertigten Hüte und Uhren genießen denn auch eines Weltrufes, und die kleidsamen, wannenförmigen Strohhüte, welche allenthalben die Schwarzwälder Frauen und Mädchen tragen, vereinigen sowohl Kleidsamkeit und Schutz gegen die Sonne, daß ihre Form selbst durch den Wechsel der Mode hindurch sich eigentlich in allen Jahren, wenn auch vereinzelt sogar bei den Toiletten der Stadtdamen erhalten hat. Und nicht nur die Herstellung dieser Sachen beschäftigt tausende Hände, zahlreiche Schwarzwälder führt auch deren Verkauf hinaus in die Fremde, selbst bis in's ferne Ausland. Mit reichen Ersparnissen kommen die meisten nach Hause, siedeln sich in der Heimath an und vermehren mit ihren schmucken Holzhäusern das Bild der Wohlhäbigkeit, welches die meisten Ortschaften dieses Gebietes gewähren. Wenn an Sonntagen diese ernsten Leute mit ihren langen schwarzen Röcken und rothen Westen zur Kirche wandern, ahnt kaum Jemand, wie mancher von ihnen als Holzflößer oder Uhrenhändler einst die Welt durchzogen hat und von fernen Reise-Erlebnissen zu erzählen weiß.

Inzwischen sehen wir vor uns das Thal abermals und zwar diesmal bedeutender sich verengern. Die Landstraße und die neuerdings angelegte, streckenweise für Zahnradbetrieb eingerichtete Eisenbahn flüchten mancherorts in kurze Tunnels oder unter den Schutz jäh ansteigender schroffer Felswände. In düsterer Kluft bricht sich der Bach seinen Weg durch die festen Schichten des Gebirges. Dann aber verändert sich das Bild. Die enge Durchbruchsschlucht liegt hinter uns, vor unseren Blicken ruht anmuthig ein friedliches stilles Hochthal, umgeben von sanft ansteigenden Waldhöhen. Weite Forsten decken seinen Grund; hier und da umsäumen frischgrüne Wiesen den beruhigten Lauf des Baches. Wieder nach einer kurzen Wanderung

liegt vor uns in märchenhafter Stille und Weltverlorenheit der tiefdunkle Titisee, auf dessen blanker Fluth sich die düsteren Berge und die hellen Holzhäuser einer kleinen Ansiedlung und Sommerfrische spiegeln. Die ganze Scenerie umher rief in mir lebhafte Erinnerungen an das nördliche Schweden wach, wo zahlreiche, ganz ähnlich gebettete Seeen die stillen Wälder am Ostfuße des Hochgebirges unterbrechen.

Entsprechende Verhältnisse bieten auch die übrigen Schwarzwaldthäler. Auf die breiten, reich bevölkerten unteren Thalstriche folgen regelmäßig enge Durchbruchsstrecken, bis oberhalb die einsamen, aber wundervollen höchsten Thalböden beginnen, welche mit ihrem Mattengrün und ihren vereinzelten kleinen Seeen bis an den Fuß der höchsten Kämme des Gebirges heranreichen, von denen allerwärts rieselnde Gewässer herabrinnen und schnell die dem Rheine, dem Neckar oder der Donau zueilenden Bäche bilden und verstärken. Nur die kleinen Thäler, wie das von Baden-Baden, wo ein elegantes, anspruchsvolles Badeleben die Schwarzwälder Einfachheit und Urthümlichkeit in das Innere des Gebirges zurückgedrängt hat, zeigen nicht so deutlich die eben gekennzeichnete Gliederung. Neben dem Höllenthal, und dieses an Schönheit sogar noch übertreffend, leitet die Murg und Kinzig an einer solchen Reihe stetig wechselnder Thalbilder vorüber in das Herz des Gebirges. Dort thront majestätisch in ihrem Quellgebiete der wilde Bergkamm der Hornisgrinde hoch über den umliegenden Höhen und sendet seine urwüchsigen Forste bis herab zu den Ufern des sagenreichen, tief melancholischen Mummelsee's. Der Kinzig entlang aber führt die berühmte Schwarzwaldbahn in's Gebirge hinauf und bietet in ihren Kehrtunnels, ihren hohen Viadukten und prächtigen Fernsichten ein kleines kunstvolles Abbild einer der neueren Wunderbahnen des Hochgebirges, der Gotthardbahn.

Der Ruf der Schönheiten des Schwarzwaldes zieht alljährlich Tausende aus allen Gebieten seines Laufs hinauf in seine Thäler, und umgekehrt sendet der Schwarzwald seine Bewohner in gleicher Wanderlust oder zu lohnendem Erwerbe dieselben Wege hinab. Wenn ferner die großen Flöße, unter taktmäßigem Zuruf von Schwarzwälder Knechten getrieben, den Fluß hinabgleiten, wenn drunten in den Niederlanden die Riesenstämme zum Bau der Häuser in den schlammigen Boden eingerammt oder als Mastbäume auf den Rümpfen stolzer Seeschiffe aufgerichtet werden, dann sind es allemal Schwarz-



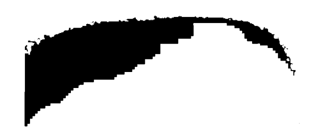
wälder Tannen, die hiermit ihrer letzten Verwendung entgegengehen.

Droben in den Bergen bringt das Fällen, Bearbeiten und Hinabschaffen dieser Stämme die mannigfachsten Verrichtungen in Bewegung, ja, man kann sagen, daß es eigentlich den Kern des ganzen gewerblichen Lebens im Schwarzwald ausmacht. Gut gehaltene Wege erleichtern jetzt fast in allen Theilen des Gebirges das Hinabfördern des Holzes; aber in abgelegenen Schlüften und Gründen haust doch auch wohl noch der Köhler einsam bei seinen qualmenden Meilern, deren weißer Rauch von hohen Punkten gesehen, vereinzelt in stillen Säulen über dem weiten dunklen Waldgebiete schwebt. Das Hinabflößen des Holzes auf den kleinen Schwarzwaldbächen, deren Wasser man sparsam anstaut, um als treibende und schwemmende Kraft benutzt zu werden, bietet so vielfache interessante Momente, daß es stets gern von Darstellern der Feder sowohl, wie des Pinsels geschildert wurde. Das großartigste Bild dieser Art bietet zur Zeit der Rhein selbst auf der reißenden Strecke unterhalb Schaffhausen. Dem Unkundigen drohen dabei freilich nicht selten unerwartete Gefahren. Als ich einst bei Laufenburg bei niederem Wasserstande am Rande des Flusses auf vorspringendem Felsen stand und dem Gebrause der Fluthen zuschaute, die, in den engen Felsspalt gezwängt, mit wildem Getöse und schäumendem Gischt hinunterschießen, vernahm ich plötzlich in der Nähe ein knatterndes Geräusch und sah zugleich am Eingange der Schlucht mächtige Baumstämme in wildem Tanze herabfahren. Nur ein schneller Sprung brachte mich in Sicherheit; denn einen Augenblick später hatten die Stämme den Ort erreicht, prallten mit lautem Getön gegen die Felsen, richteten sich auf, und einer fegte hart über dem Blocke weg, auf dem ich eben noch gestanden. Dann aber sank alles wieder in den Schlund zurück, und die Wasser trugen sie wirbelnd dem unteren Laufe zu, wo die Besitzer die scheinbar herrenlosen Hölzer auffischten und zu wohl gefügten Flößen verbinden.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu unserer Wanderung am Fuße des Titisee's zurück! Nahe dabei liegt der große Feldberg, des Schwarzwalds höchste Erhebung. Allein die Einsamkeit, welche andere Höhenpunkte des Gebirges noch umgiebt, ist hier bereits geschwunden. Eine bequeme Fahrstraße führt zu seinem Gipfel, auf dem ein Hotel den Touristen gute Verpflegung und Unterkunft ge-

währt. Die Gipfelhöhe selbst ist eine weit gezogene, kammartige Fläche schon oberhalb der eigentlichen Baumregion. Knieholz, Heidekraut und niedriges Gestrüpp überwuchert, wie auch auf den anderen Hochkämmen des Gebirges, diesen Plan. Großartig ist der Blick von diesem Orte auf das zu Füßen liegende Waldgebirge, auf die ferne Rheinebene und auf die jenseitigen Bergzüge der Vogesen. An seltenen, günstigen Tagen aber bleibt der Glanzeffekt des Feldbergs sein Ausblick auf die Ketten der Alpen, die in silbernen Lichtlinien als zarter Saum den südlichen Gesichtskreis umgrenzen.

Aehnlich dem Bau der jenseitigen Vogesen, fällt, wie wir sahen, der Schwarzwald steil nach der Oberrheinischen Tiefebene zu ab, während er sich an der entgegengesetzten Seite sachte in die schwäbische Hochebene fortsetzt. Beide Gebirge steigen ferner von Norden her allmälig an, und ihre imposantesten Gipfel liegen einander gegenüber im südlichen Theile. So kommt es, daß vom Feldberg aus das Gebirge in steilen, hoch übereinander liegenden Bodenwellen sich nach Süden hin abdacht und fast allenthalben begünstigte Hochwarten gegen die Schweiz und die Alpen hin gewährt. Als wir mit der vierspännigen Post nach Süden gen St. Blasien fuhren, überraschte uns am Eingange eines hoch gelegenen Thales ein solcher wundervoller Alpenblick. Zwischen dunklen Tannenwipfeln schimmerten weiße Schneeflächen und versprachen günstigste Ausschau. Ich ließ Billet und Wagen fahren, wandte mich seitwärts und erreichte bald den Ort Höhenschwand, eines der höchsten Dörfer des Schwarzwalds, welches weit und breit das beste Alpen-Panorama gewährt. In ferner Tiefe lag das Rheinthal, darüber blitzte der Spiegel der Aare, und weithin gestreckt zogen sich die niederen Rücken des Schweizer Jura. Ueber diesem anmuthigen Vorderbilde ragten die fernen Gipfel der Voralpen: der Uetliberg bei Zürich, der Rigi und Pilatus, die beiden Mythenstöcke und die ganze Kette der Zuger- und Vierwaldstätter Berge. Aber dahinter, zu furchtbarer Höhe ansteigend, reckten in ergreifender Majestät die trotzigen Massive der inneren Gebiete und der Centralkette ihre finsteren Häupter empor: der hohe Säntis, das Riesenmassiv des Glärnisch mit seinen vergletscherten Schluchten, der Tödi, der Titlis und alle die Riesen des Berner Oberlandes in ihren weißen, schimmernden Schneegewändern. Nur der Mont-Blanc, dessen weiße







Ferdinand Schlöth
geb. den 25. Januar 1818, gest. den 1. August 1891.

Schneegipfel in seltenen Fällen wie ein blasses Wölkchen im Blau des Horizonts schwimmen, lag verschleiert.

In einer guten Stunde steigt man von Höhenschwand hinab nach St. Blasien. Hier, im Schutze der nördlich vorgelagerten hohen Gebirgsmauer, herrscht das mildeste Klima, das im Verein mit den Vorzügen einer erfrischenden Berg- und Waldluft alle Vorbedingungen eines bewährten Luftkurortes gewährt. Zahlreiche Leidende und Erholungsbedürftige nehmen denn auch hier während der besseren Jahreszeit ihren Aufenthalt. Wie in den höchsten Schwarzwaldthälern die schindelgedeckten wunderlichen Zwiebelkuppeln der Kirchthürme an seltsame Bauten Hindostans erinnern, so mahnt hier in St. Blasien eine stattliche Kirche mit Säulen und hoher, stolzer Kuppel an irgend einen romanischen Ort jenseits der Alpen.

Von St. Blasien ging's in rascher Fahrt bergab durch's romantische Albthal. Unser jugendlicher Postillon schmetterte auf seinem Horn lauter lustige Lieder. Die weckten in allen Winkeln des Thals ein fröhliches Echo und im Herzen frische Wanderlust. Als sich endlich vor uns das Rheinthal öffnete, sank bereits der Abend herab, und von leichten Nebeln umzogen, rauschte der grüne Strom um die letzten Höhen des Schwarzwalds.



Ferdinand Schlöth.

Von F. A. Stocker.

(Mit Portrait.)

Wenn man von Rheineck am Bodensee nach Walzenhausen geht, so begegnet man auf schöner breiter Landstraße an der obstreichen Berghalde oberhalb des Dorfes Thal auf der Höhe einem niedlichen, chaletartig gebauten Landhause, dem Tusculum des Basler Bildhauers Ferdinand Schlöth.

Zierliche, wohlgepflegte Gartenanlagen, die eine künstlerische Hand verrathen, umgeben das Haus, das mit Balkonen geschmückt ist und das Wohnen darin heimelig macht. Mehrere Basler Familien haben

sich an dieser Berghalde angesiedelt und genießen während des Sommers die reine Landluft, während andere selbst während des Winters hier verweilen. Die Villen liegen alle schon auf Appenzeller Boden, werden aber gemeinhin zu Thal gerechnet, da sie nur einige Schritte von der Grenze entfernt liegen.

Schlöth's Villa „Me la fumo", von dem Künstleraufenthalt bei Rom so geheißen, liegt hart an der Landstraße.

Wer einmal hier oben sich befand, fühlte sich wohl im Kreise der kleinen Familie und begehrte nimmer hinunter zu steigen in das Gewühl der Welt; bietet der Landsitz doch eine prächtige Aussicht auf den Bodensee und die obstreichen Gefilde des Rheinthales, endlich auf die blauen, duftigen Höhen Vorarlbergs, die in nicht allzugroßer Ferne herüberleuchteten auf Thal. Hier oben in der Abgeschiedenheit hatte der Künstler, ganz in der Nähe seines Hauses, sein Atelier aufgeschlagen, hier verwahrte er seine Schätze, die ihm aus seiner Künstlerthätigkeit noch verblieben waren.

Seit Jahren lebte Schlöth während der Sommermonate mit seiner Gattin, einer geborenen Emma Gengenbach, mit der er sich im Jahre 1874 vermählt hatte, auf diesem Ruhesitz; im Winter weilten sie in Basel; immer war ihr Haus offen für Freunde, die zeitweise auf Besuch kamen, für Fremde, die den Künstler kennen lernen wollten.

Auch letzten Sommer zog sich Schlöth mit seiner Gattin und einer Nichte nach Thal zurück, da traf ihn ein Schlagfluß, der den Künstler theilweise lähmte und ihn zu fernerm Schaffen unfähig machte. Es war ein harter Schlag für den unermüdlich thätigen Mann. Freilich blieb sein Geist frisch und rege. Allmälig erholte er sich wieder. Noch am Samstag, vor der Bundesfeier, am 1. August, ordnete er vor der Altane seines Hauses ein kleines Feuerwerk. Es sollte die letzte Thätigkeit sein, die er im Dienste des Vaterlandes verrichtete.

Als am Sonntagmorgen die ganze Landschaft im lichten Sonnenglanze erglühte, als die Glocken aus dem Rheinthal herauf um 9 Uhr zum Morgengottesdienste erklangen, da ließ er seinen Lehnstuhl auf die Altane rücken. Da hörte er die Glocken erklingen von Nah und Fern und wie sie verklungen waren, war auch sein Leben dahingegangen wie ein Glockenklang.

An seinen Todestag legten die Elsäßer Schweizervereine und der Schweizerverein von Freiburg i. Br., unbewußt, daß der Künstler beinahe zu jener Stunde verschieden war, einen Kranz an das St. Jakobsdenkmal.

Und eine weitere Gedenkfeier erhielt der Schöpfer des St. Jakobdenkmals am Tage der Schlachtfeier selbst, den 26. August d. J., wo ein Zug von 44 Vereinen sich vor dem Denkmal, das frisch geschmückt war, aufstellte. In der hoch erhobenen Linken hielt Helvetia einen grünen Kranz mit schwarzer Schleife; das edle Haupt des Kriegers, der mit dem Pfeil in der Brust auf dem östlichen Postamente kniet, und zu dem der geniale Künstler des Kunstwerks selbst Modell gestanden, war mit einem Lorbeer umwunden. Das Umfassungsgeländer war schwarz drapirt, auf dem dunkeln Untergrunde hoben sich weiße Rosetten ab. Die nahenden Musiken spielten Trauermärsche, die Fahnen senkten sich, die Bannerträger stiegen die Stufen hinan und stellten sich links und rechts vom Denkmal auf, die Häupter entblößten sich, galt es doch, den Manen des unvergeßlichen Künstlers von Gottes Gnaden, unserm am 1. August dahingeschiedenen Mitbürger Ferdinand Schlöth, die Huldigung der Vaterstadt und des Vaterlandes darzubringen. Hr. alt Rathsherr Im Hof trat vor und hielt folgende Ansprache:

„Vereinte Schweizerbürger und theilnehmende Freunde!

„Auf dem Wege zu dem Schlachtfelde von St. Jakob haben Ihre Reihen einen Halt gemacht, um dem Schöpfer dieses Denkmals auch eine Todtenfeier zu veranstalten, unserm wackern Mitbürger, Herrn Ferdinand Schlöth. Am 1. August, dem schweizerischen Gründungsfest und unter Glockenklang am schönen Sonntagmorgen, hat Gott ihn abberufen und ihm einen sanften Schlaf geschenkt. Sein treues, biederes Herz ruht fern von hier in der kalten Erde, doch seine Augen, die fast erblindet waren, sind dem ewigen Lichte aufgeschlossen.

„Zehn Jahre des emsigsten Schaffens hat es gebraucht, das Denkmal zu erstellen, um seinem Zwecke, der steten Dankbarkeit Basels gegen die hilfreiche Schweiz, bleibenden Ausdruck zu geben, und neunzehn Jahre sind verflossen, seit der Kunstverein dasselbe der Vaterstadt übergab. Damals ward mir die Ehre zu Theil, die Einweihung vorzunehmen, und heute hielt ich mich, als sein bester Freund, verpflichtet, an seiner Statt die seinem Gedächtniß und seinem Werke

dargebrachte Huldigung entgegenzunehmen und auf's Wärmste verdanken zu sollen.

„In den vier Kriegern, die auf dem Fundament in Kreuzesform ruhen, dem Steinwerfer als Hirte und Landmann, dem Krieger, dem Jäger und Schützen, dem Fahnenträger als Feldherr, hat Schlöth die Wehrkraft unseres Volkes zur Erhaltung unserer Unabhängigkeit dargestellt. Sie starben, wie die Inschrift besagt, mit dem Wahrspruch: Unsere Leiber den Feinden, unsere Seelen Gott!

„Gleich den Helden, die seine Künstlerhand erschaffen, ist der Wackere des Lebens Kampf und Mühen erlegen. Sollte da nicht die dankbare Vaterstadt, wie die Helvetia den gefallenen Kriegern, ihm auch den Siegeskranz entgegenbringen! War er es doch, der durch seine Denkmäler für den Helden Winkelried, für die Helden von St. Jakob das Vaterland verherrlicht hat. Darum sind wir gekommen, sein Andenken zu ehren und seinem Werke wohlverdienten Lorbeer zu weihen.

„Wir aber Alle wollen uns an dem Kunst- und Opfersinn, die solche patriotische Denkmäler geschaffen, aufrichten in treuer Liebe zum Vaterlande und zum Wirken für alles Gute, Schöne und Wahre zu unseres Volkes Wohlfahrt. — Friede seiner Asche!"

Tief ergriffen stand die unzählige Volksmenge da und betrachtete still und sinnend das Denkmal, um sodann in das von den Musiken intonirte herrliche Lied: „O mein Heimathland!" kräftig einzustimmen. Damit war die einfache und rührende Trauerfeier beendigt und der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

* * *

Der Regierungsrath von Baselstadt und der Gemeinderath von Stans bezeugten ihre Theilnahme an dem Tode des Künstlers durch folgende zwei Schreiben:

Der Regierungsrath schrieb an Frau Schlöth u. A.:

„. . . . In dem Augenblicke, wo nicht nur in Basel allein, sondern auch im weitern Vaterland der Tod dieses ausgezeichneten Mannes beklagt wird, drängt es auch uns, unser innigstes Beileid auszusprechen. Und zwar thun wir dies nicht nur als Bürger einer Stadt, welche in dem Verstorbenen einen hochgeschätzten Mitbürger verehrt



hat, sondern auch im Namen der hiesigen Einwohnerschaft, denn mit der von dem hochbegabten Künstler geschaffenen Verherrlichung altschweizerischen Heldenmuthes hat dieser sich in Aller Herzen bis in die spätesten Zeiten ein bleibendes Denkmal geschaffen.

„Diese Gedanken bewegen uns zur Bezeugung unserer lebhaftesten Theilnahme und wir beehren uns deßhalb, unser Beileid anmit auch zu Handen Ihrer Familie auszusprechen. . . .“

Auch der Kunstverein von Basel sandte nebst einem Kranze eine herzliche Beileidadresse.

Der Gemeinderath von Stans schrieb unterm 5. August:

„. . . . Auch in unserem Kanton, und vorzüglich in unserer Gemeinde, hat die traurige Nachricht, Bildhauer Schlöth ist gestorben, einen tiefen Eindruck gemacht, verehren wir ja in ihm den Schöpfer unseres Winkelried-Denkmals und gar Viele leben noch in der Gemeinde, welche im Jahre 1865, als das herrliche Denkmal errichtet wurde, den genialen Künstler schätzen und lieben lernten und ihn bis heute nicht vergessen haben. Seien Sie versichert, daß sein Andenken bei uns nie erlöschen wird und mögen Sie bei dem herben Verlust in dem Gedanken Trost finden, daß der Hingeschiedene sich nun in jenen Räumen befindet, wo der Geist des Idealen, Schönen und Guten, dem der Verewigte auf dieser Erde schon mit ganzer Seele gehuldigt, auf ewig die Herrschaft führt . . .“

* * *

Lukas Ferdinand Schlöth wurde geboren den 25. Januar 1818. Sein Vater, Heinrich Ludwig Schlöth, kam als Schlosser im Anfange unseres Jahrhunderts von Berlin nach Basel, heirathete die Jungfrau Marie Salome Treu und ward Baslerbürger. Ferdinand wuchs mit vier Geschwistern auf, die er alle überlebte.

Er widmete sich, nachdem er die hiesigen untern und mittleren Schulen besucht hatte, dem Schlosser- und Mechanikerhandwerk, ganz gegen seine Neigung, aber aus Gehorsam gegenüber seinem Vater, welcher dasselbe Geschäft betrieb. Nachdem er in mehreren größeren Städten des Auslandes, Paris, Lyon &c. und auch der Schweiz sich in seinem Berufe ausgebildet hatte, kehrte er nach Hause zurück, wo

er nach dem Tode seines Vaters mit seinem Bruder Ludwig die Schlosserei und Ofenfabrikation übernehmen mußte.

Bald aber sah er ein, daß diese Beschäftigung nicht nach seinem Geschmack war, und daß er sich zur Bildhauerkunst hingezogen fühlte, die immer sein Ideal war.

Ein Verwandter hatte die Büste seines Vaters modellirt. Das Formen von plastischen Gebilden lag im Blute, denn sein Vater und sein Großonkel hatten sich schon in solchen Dingen geübt. Ferdinand gefiel die Arbeit nicht, er machte sich daran, sie nach seiner Idee auszuarbeiten und ruhte nicht, bis die Aehnlichkeit hergestellt war. Jetzt war sein Entschluß gefaßt, er warf den Hammer zur Seite, ließ das Feuer in der Esse ruhen und beschloß, sich der Bildhauerei zu widmen. Ein halbes Jahr nahm er Zeichnungsunterricht bei dem Maler Hieronymus Heß in der St. Johannsvorstadt, bei dem Basler Maler Neustück und ging dann 1844 mit 26 Jahren nach Rom, wo er über 30 Jahre weilte.

Endlich in Rom zu sein, der Heimath aller Maler uud Bildhauer, dem Zielpunkt aller Künstler, das war für Schlöth das Elysium. Er besuchte die verschiedenen Bildhauerwerkstätten und griff wacker als Lehrling ein. Sein Ideal waren die klassischen Schönheitsformen der Antike. Es war ein großes Wagniß für den dreißigjährigen Mann; aber er besaß Energie und Willenskraft genug, um die Sache zu gutem Ende zu führen.

Der Eindruck der in Rom bestehenden Kunstschätze muß ein überwältigender auf Schlöth gewesen sein. Drei Jahre verlebte er in der ewigen Stadt, einem eifrigen Studium der Antike hingegeben, ohne es zu wagen, dem angeborenen schöpferischen Triebe sein Recht angedeihen zu lassen . . . Endlich versuchte er es und schon seine ersten Arbeiten, besonders Büsten und Gruppen von Kindern in antikem Style, hatten sich bald eines ungetheilten Beifalls zu erfreuen. Von da an war es freilich noch ein weiter Weg bis zur monumentalen Plastik, aber Energie und Talent wissen in kurzer Zeit die weitesten Strecken zurückzulegen.

Sein Gefährte im Atelier war ein Adler, den er von Jugend an erzogen hatte, und den er später dem zoologischen Garten in Basel schenkte. Dieser Adler thront jetzt, von Schlöth modellirt, in Bronze gegossen, über dem Atelier in Thal.



Schließlich gelang es Schlöth ein eigenes Atelier zu errichten. In den ersten Jahren hatte er allerdings, nachdem er sein väterliches Vermögen dem Studium seiner Kunst geopfert hatte, mit den Sorgen des Lebens zu kämpfen, bis er es endlich zur Meisterschaft gebracht hatte.

Wie auf der Wanderschaft er mit seinem Mitbürger Nikolaus Riggenbach, dem berühmten Mechaniker, bekannt geworden und eine Freundschaft für das Leben schloß, so verband er sich mit dem berühmten Maler Weckesser in Freundschaft auf Lebenszeit. Weckesser besuchte ihn später mehrmals in Thal; er befand sich auch unter den Leidtragenden am Begräbnißtage des Künstlers.

Schlöth ward keine Bildhauerschule zu Theil; er hatte nicht die elementare Bildung bis hinauf zu den Höhen der Kunst in systematischem Lehrgang genossen, er war und blieb Autodidakt; um so höher ist anzuerkennen das, was er ohne die fast unentbehrlichen Hilfsmittel zu besitzen, geleistet hat.

*
* *

Schlöth's erster Erfolg im Heimatlande war das Winkelried-Denkmal zu Stans.

Es war am eidg. Freischießen von 1853 zu Luzern, wo der Gedanke ausgesprochen wurde, daß das Schweizervolk seinem Nationalhelden Arnold von Winkelried bis auf den Tag ein würdiges Denkmal schuldig geblieben sei, und daß es endlich an der Zeit wäre, diese Ehrenschuld einzulösen. Der Gedanke, von den Festbesuchern nach Hause gebracht, fand überall gerechten Anklang. Vereine, Behörden und Private waren zur Zeichnung der nöthigen Beiträge bereit und man kam überein, daß dem Gemeinderath von Stans, dem Geburtsorte Winkelrieds, die Leitung des Unternehmens anheim gegeben werden sollte. Aber nicht lange, so stellten sich über das Was und Wie Bedenken ein, und es suchten die entgegengesetzten Ansichten sich geltend zu machen, ob Denkmal oder eine gemeinnützige Stiftung, ob ein bloßer Denkstein auf dem Schlachtfelde von Sempach u. s. w. Durch diesen Widerstreit der Ansichten wurde die persönliche Opferwilligkeit des Publikums abgeschwächt und schon lag die Gefahr nahe, daß die schöne Anregung gänzlich im Sande sich verlaufe, als sich der schwei-

zerische Kunstverein anheischig machte, die Sache zur Ausführung zu bringen.

Mit diesem Wechsel der Leitung war zunächst, und selbstverständlich, der Entscheid getroffen, daß das Denkmal ein Kunstdenkmal werden müsse, und um diesen Entscheid nicht mehr neuer Gefährde auszusetzen, einigte man sich nun bald auch auf ein plastisches Rundbild und auf Stans, als dessen Standort. Es wurde eine Konkurrenz zur Einlieferung von Modellen für vaterländische Künstler eröffnet, wobei nach längerer Prüfung das Modell des Basler Bildhauers Ferdinand Schlöth den ersten Preis empfing. Schlöth erhielt den Auftrag, sein Modell als lebensgroßes Standbild in weißem Marmor auszuführen. Zugleich wurde die Errichtung einer hallenartigen Nische beschlossen, die dem Skulpturwerke theils zum Schutze gegen schädliche Witterungseinflüsse, theils zur Einrahmung und würdigem Hintergrunde dienen sollte, wobei noch dem Nebengedanken Rechnung getragen werden mochte, daß an der Erstellung des patriotischen Denkmals auch der Architektur ihr Theil eingeräumt werde.

Aber zur Ausführung dieser Beschlüsse mußte von Seite des schweiz. Kunstvereins noch mancher ernste Anlauf genommen werden. Für das Winkelried-Denkmal steuerten die 264 Mitglieder des Kunstvereins und der Künstlergesellschaft 8726 Fr., andere Gesellschaften 1454 Fr., Stadtrath und Zünfte 1700 Fr., verschiedene Privatpersonen 103 Fr., zusammen 11,978 Fr. 63 Ct. Die bereits gezeichneten Beträge erreichten aber noch lange nicht die Summe der Gesammtkosten (83,000 Fr.) und bei der inzwischen eingetretenen Abkühlung des Publikums war es keine leichte Aufgabe, das Mangelnde zusammenzubringen. Indessen wurde auch der Plan zu der Aufstellungsnische entworfen, und in Rom begann Schlöth das luftige Gebilde seiner Phantasie aus dem starren Marmor herauszumeißeln.

Das Kunstschöne ist nie das Werk des Augenblicks. Der Mensch hat seine beste Zeit und Kraft daran zu wenden, wenn es unter seiner Hand hervorgehen soll; dann aber vermag es auch die kühlsten Herzen zu erwärmen und den stumpfsten Sinn mit dem Abglanze seines göttlichen Ursprungs zu durchleuchten. Das zeigte sich in erhebender Weise, als am 3. September 1865 die Enthüllungsfeier des





vaterländischen Denkmals begangen werden konnte.* Tausendstimmiger Beifallsruf erscholl, als endlich die Hülle fiel und die weißen Marmorgestalten nun vom hohen Piedestal auf die Menge herabschauten.

Aus dieser erhob sich dagegen wie das Rauschen eines mächtig bewegten Stromes das stolze Lied:

„Laßt hören aus alter Zeit,
Von kühner Ahnen Heldenstreit,
Von Speerwucht und wildem Schwertkampf
Von Schlachtstaub und heißem Blutdampf,
Wir singen heut' ein heilig Lied:
Es gilt dem Helden Winkelried!"

Das allgemeine Gefühl verlangte laut nach dem Künstler. Schlöth trat vor; keines Wortes mächtig, dankte er mit stummer Verbeugung für die so wohlwollende Anerkennung. Ein solcher Moment, wo dem Künstler die Liebe und Hochachtung eines ganzen Volkes entgegenbraust, muß ihn für lange, dornenvolle Jahre mühsamen Ringens und Strebens entschädigen.

* * *

Schlöth schreibt selbst über den Entwurf zum Winkelried-Denkmal** folgendes:

„Jedes größere Kunstwerk bezeichnet von seinem ersten Entstehen an bis zu seiner Vollendung eine Epoche aus dem Leben seines Urhebers; und die Wechselbeziehung zwischen dem Künstler und seinem Werk greift so in Beider Dasein ein, daß es unmöglich sein würde, den Ursprung des Werkes zu schildern, ohne einige Vorgänge aus des Künstlers Leben zu berühren. Deßhalb, obgleich ich nicht beabsichtige meine Biographie zu schreiben, sehe ich mich gezwungen, einige Momente meines Lebens in die Beschreibung von der Entstehung des besagten Denkmals einzuflechten, und ich thue dies mit vielem Ver-

* Als Abgeordnete des Kleinen Rathes von Basel sandte dieser zur Enthüllung des Winkelried-Denkmals den Rathsherrn Im Hof und den Staatsschreiber Dr. G. Bischoff in Begleitung des Standesweibels.

** Das Winkelried-Denkmal in verkleinertem Maßstabe, für das eidg. Schützenfest 1864 als Gabe gekauft, ist nach mehrmaliger Handänderung in den Besitz des Hrn. Albert Burckhardt, früher Kassier des Kunstvereins, übergegangen.

gnügen, weil ich es hauptsächlich dem Erfolg, welchen ich bei der Bewerbung um dieses Werk hatte, verdanke, daß ich im Stande war, auch ferner meine Kunst auszuüben.

„Wenn ich mich recht erinnere, so war es im Jahre 1853, daß der Plan einer Preisausschreibung für ein Winkelried-Denkmal veröffentlicht wurde; aber es scheint, daß das betreffende Komite diesen Aufruf zur Mitbewerbung nur sparsam veröffentlichte, denn die Schweizer Künstler in Rom hatten keine Kenntniß davon, bis der Schlußtermin für die Einsendung der Entwürfe schon beinahe da war.

„Damals lebte ich schon einige Jahre in sehr dürftigen Umständen, so daß ich allbereits anfing den Muth zu verlieren, noch ferner auf dem Pegasus der Kunst zu reiten, und daß ich fest entschlossen war, zurückzukehren zu meinem frühern Beruf, der mir doch wenigstens versprach, meinen Fleiß mit einem sorgenfreien Leben zu belohnen, falls nicht ein günstiger Umstand mir neue künstlerische Schaffensfreudigkeit bringe.

„Halb ärgerlich, daß mir nicht mehr Zeit übrig blieb, um mein Glück bei der ausgeschriebenen Bewerbung zu versuchen, halb entmuthigt, weil ich nie Studien über mittelalterliche Kostüme gemacht, sondern mich nur in stylistischen Formen geübt hatte, während Schweizer Bildhauer sich mehr mit Werken der ersteren Art beschäftigten, brütete ich über einen Entwurf für dies Denkmal und verfiel auf den Gedanken, Winkelried als Apotheose darzustellen; einen Bündel Speere in dem linken Arme, während die Rechte frei ausgestreckt blieb.

„Auf dem Piedestal gedachte ich den Winkelried in Bas-Relief anzubringen, sich niederwerfend mit den rasch erfaßten Speeren der Oesterreicher, welche in Phalanx vorrücken, während die Schweizer über den Gefallenen hinweg in die Lücken der eisernen Mauer hineinstürmen.

„Nachdem die eingesandten Entwürfe von den Schiedsrichtern geprüft worden waren, wurden die Preise für die besten Arbeiten vertheilt, doch vernahm ich, daß keine der Arbeiten würdig war, als Denkmal unseres Helden ausgeführt zu werden.

„Als ich die Photographie des mit dem ersten Preise gekrönten Entwurfes sah, faßte ich neuen Muth, mich in die Reihe der Bewerber zu stellen, wenn eine zweite Ausschreibung erfolge. In der That erschien am Neujahr 1855 der in weiterem Kreise ver-

breitete Prospekt einer zweiten Preisausschreibung, in welcher folgende Vorbehalte gemacht wurden:

„Wir wollen keinen todten Winkelried, keine Allegorie, keine Apotheose und endlich keine Bas-Reliefs; das Denkmal soll eine abgerundete Gestalt sein oder eine Gruppe, welche die einfache Thatsache von Arnold von Winkelrieds Heldenmuth darstellt.

„Durch diesen veröffentlichten Plan war die ganze Auffassung meines Werkes in Frage gestellt, und doch war der Entwurf seiner Vollendung nahe, denn ich hatte nichts anderes zu thun, als die Centralgruppe meines ausgedachten Bas-Reliefs in abgerundeter Form erhaben zu modelliren.

„Als ich den Aufruf empfing, war ich eben daran, die Büste meiner kürzlich verstorbenen Schwester in Marmor auszuführen, und meine Gesundheit war so hinfällig, daß ich kaum glaubte, das Werk beenden zu können. Meine Freunde drängten mich aber, die Ausführung des Entwurfes für den Winkelried zu beginnen; ich erwiderte ihnen aber: Wenn ich die Vollendung der Büste meiner Schwester überlebe, wird der Entwurf zum Winkelried in kürzester Frist beendigt sein, weil mir das Bild dazu beinahe vollkommen im Geiste vorschwebt. Und in der That, einen Monat, nachdem ich das Werk der Bruderliebe vollendet, war auch der Entwurf zum Winkelried modellirt; meine Kraft war aber gebrochen, und ich verließ Rom so schnell ich konnte, um womöglich meine Gesundheit in der reinen Luft der Schweizerberge wieder herzustellen.

„Meinen Entwurf hatte ich dem Komite des Denkmals übersandt, doch dauerte es noch bis zum Sommer 1856, bis endlich die Schiedsrichter ihren Spruch über die eingegangenen Entwürfe abgaben. Diese hatten während dieser Zeit die Runde durch alle Schweizerstädte gemacht, um vor dem Publikum ausgestellt zu werden.

„Nachdem ich eine kurze Kur in St. Moritz im Oberengadin beendet, lebte ich die ganze Zeit mit meinem Bruder in Basel und in Neuenburg, woselbst ich verschiedene Portraits modellirte, die später in Marmor ausgeführt werden sollten.

„Als mir die Nachricht zukam, daß mein Entwurf des Winkelried angenommen worden war, als Modell zu dienen, kehrte ich, neu gestärkt an Geist und Körper, zurück nach Rom. Mein erstes Ge-



schäft daselbst war nun, das Modell von der dritten Gruppe des Winkelried der ganzen beabsichtigten Länge des Monuments nach auszuführen.

„Von diesem Modell wurden eine Menge Aufnahmen gemacht und in der Schweiz verkauft, lange bevor ich den Auftrag erhielt, dasselbe in der nämlichen kolossalen Länge zu modelliren. Im September 1860 war das Modell fertig, allein es gab damals einen neuen Aufenthalt, ebensowohl aus Mangel an Geld, welches durch eine Subskription herbeigeschafft werden sollte, wie durch die Berechnung, ob die Ausführung in Marmor oder in Bronze weniger kostspielig wäre.

„Die erste Idee, zu Ehren Arnolds von Winkelried ein Denkmal zu errichten, ging dahin, es in einer Weise zu thun, daß die Architektur, Skulptur und Malerei darin zur Geltung komme; allein das Ergebniß der Subskription bewies, daß der Enthusiasmus für die schönen Künste in den meisten Theilen des Schweizerlandes noch keinen so hohen Grad erreicht hatte, um freiwillig das Geld zu einem patriotischen Denkmal zu spenden, und das Komite sah sich genöthigt, in erster Linie von der Malerei abzustehen. In zweiter Linie mußte auch das in Aussicht genommene kapellenartige Gebäude weggelassen werden; es war eine schwierige Aufgabe, die Ausführung durch die Skulptur allein zu bewerkstelligen. Dabei war nun die Frage, ob die Ausführung in Marmor, mit einem leichten Ueberbau, mehr kosten würde, als eine Gruppe in Bronze..

„Im Allgemeinen macht ein Künstler nicht nur Anspruch darauf, in so behaglichen Verhältnissen zu leben, wie ein Handwerksmann, und so konnte ich leicht in Beziehung auf den Preis mit dem Bronzegießer konkuriren.

„Endlich wurde beschlossen, die Gruppe des Winkelried in carrarischem Marmor auszuführen, und dieselbe durch einen leichten Ueberbau, dessen Ausführung einem berühmten Architekten übetragen wurde, zu schützen. Letzterem gefiel es unglücklicherweise, sich durch eine schwere Steinmasse hervorzuthun, statt alle Mittel anzuwenden, um die Wirkung der Bildhauerarbeit hervortreten zu lassen. Die Opposition meinerseits wurde durch eine scharfe Antwort des Quästors zurückgewiesen. Meine Voraussage, daß der eigenmächtige Architekt vor dem Publikum werde gerichtet werden, blieb unbeachtet, und so erstand das fatale Gebäude, welches die Skulptur erdrückte und in



gewissen Grade auch den Ruf des berühmten Architekten verdunkelte, der neben seinem wirklichen Talent für alleinstehende Bauten doch niemals glücklich war bei der blos ausschmückenden Architektur eines andern Kunstwerks.

„Meine Gruppe stellt die drei Hauptmomente der Schlacht bei Sempach dar. Die erste — wo die Schweizer von den österreichischen Speeren fielen, ohne dem Feinde zu schaden, drückte ich durch einen auf der Erde liegenden todten Schweizer aus; die zweite, die Rettung vor einer gänzlichen, schlimmen Niederlage, ist in der Weise dargestellt, daß Winkelried, noch den Arm voll zusammengeraffter Speere an seine Brust drückend, auf den todten Schweizer niedersinkt. Die dritte bezeichnet den Erfolg von Winkelrieds That. Ich stellte dies durch einen jungen Kuhhirten dar, der seine Keule schwingend, auf seine Waffenbrüder zueilt."

Im September 1863 kam Schlöth nach Basel, da ließ es sich die Künstlergesellschaft nicht nehmen, zu Ehren Schlöth's ein Bankett im neuen Gesellschaftshause in Klein-Basel zu geben, ihm die Ehrenmitgliedschaft zu ertheilen und einen silbernen Lorbeerkranz zu überreichen.

Als Schlöth am Winkelried-Denkmal arbeitete, war der König von Bayern damals in Rom, der ihn mehreremals in seinem Atelier besuchte und sehr leutselig mit dem Künstler verkehrte. Einmal sagte er zu Schlöth: „Wenn das Winkelried-Denkmal fertig ist, sollten sie auch ein St. Jakobs-Denkmal in Angriff nehmen." Dieses Wort sollte sich bald bewahrheiten.

* * *

Das alte Denkmal zu St. Jakob an der Birs war verwittert und zerfallen, obschon es erst 50 Jahre stand. Der Kunstverein von Basel unternahm es, ein neues, würdiges Denkmal erstellen zu lassen. Es konnte nunmehr nach dem Erfolge mit dem Winkelried-Denkmal Niemand anders als Schlöth das Werk ausführen. Schlöth ging sofort an die Arbeit. Er sagt selbst über dieses Werk:

„Es war sehr schwierig, eine zum Siegesdenkmal für eine vernichtete Schaar von Kriegern passende Darstellung zu ersinnen. Es ließ sich weder eine hervorragende That als genügendes Motiv ge-

brauchen, noch eine historische Persönlichkeit finden, die als Hauptfigur dienen konnte.

„Da man somit genöthigt war, durch eine Vereinigung von allegorischen und episodischen Bildern zu wirken, so erwählte ich die Helvetia als Hauptfigur und bezeichnete sie näher durch ein Kreuz, umgeben von Alpenrosen, als Kopfschmuck.

„Auf einem Piedestal, in der Mitte eines Unterbaues aufrecht stehend, bietet sie mit ihrer rechten Hand Zweige von Eichenlaub vier Kriegern, die noch im Zusammenbrechen fortfechten. (Die vier Krieger stehen auf den vier Ecken des Unterbaues.) Helvetia hebt ihre linke Hand gen Himmel, um den Segen für den Erfolg dieser Heldenthat auf ihre sterbenden Söhne herabzuflehen.

„Die zwei Figuren auf der vorderen Seite der Unterlage stellen das Gefecht gegen die französische Armee und das Hauptschlachtfeld auf dem Kirchhof zu St. Jakob vor. Zu diesem Zweck erwählte ich einen Bannerträger, der in seiner Rechten ein zerbrochenes Schwert hält und tödtlich verwundet niederfällt auf die Waffen eines todten Armagnaken. Die andere Figur, ein gewöhnlicher alter Krieger, mit Wunden im Bein, lehnt sich gegen ein als Denkmal hingesetztes Kreuz und vertheidigt sich mit einer Hellebarde.

„Das Motiv zu einer der zwei Figuren auf der Rückseite entnahm ich einer Episode der Schlacht. Die Schweizer Bogenschützen, welche alle ihre Pfeile verbraucht hatten, zogen welche aus ihren Wunden, um sie wiederum auf ihre Feinde abzuschießen. Zu diesem Zweck stellte ich einen Gemsjäger mit gesenkter Armbrust dar, der sich mit seiner rechten Hand einen Pfeil aus der Wunde zieht.

„Die andere Figur stützt sich auf eine Thatsache, die nach beendeter Schlacht vorfiel, als sich der Ritter Burkard Münch von Münchenstein, welcher während der ganzen Schlacht in seinem Schlosse verweilt hatte, gleich einem Feigling dem Schlachtfeld näherte. Da er vernahm, daß alle Schweizer gefallen seien, kam er daher, bewaffnet vom Kopf bis zum Fuß, um den traurigen Anblick einer Schaar gefallener Helden zu genießen. Auf dem Schlachtfeld mit einigen deutschen Rittern angekommen, sah er unter all den Leichen noch einen Schweizer im Todeskampf. Münch, der in feiger Grausamkeit den Sterbenden bis zum letzten Athemzug höhnen wollte, rief ihm zu:

„Heute baden wir in Rosen!“ Der Schweizer aber faßte seine letzte Lebenskraft zusammen, ergriff einen Stein, ausrufend: „So friß eine der Rosen!“ schleuderte ihn mit solcher Kraft dem Ritter ins Gesicht, daß er todt vom Pferde stürzte. Nach der Ueberlieferung war es ein Urner Hauptmann Schick; da dies aber nicht verbürgt ist und es effektvoller wirkt, das Bild einer Kraftanstrengung an einem nackten Körper zu sehen, als in einer Eisenrüstung, wählte ich zu dieser Figur einen jungen Hirten mit zerrissenem Hemd, das von der Hüfte herunterhängt, und stellte den Augenblick dar, wie er sich auf dem linken Arme aufrichtet und, den Stein in seiner Rechten haltend, im Begriffe steht, ihn dem Ritter an den Kopf zu werfen.“

Zehn Jahre hatte der Künstler an dem Denkmal gearbeitet, und zwar unter Noth und Sorgen, wie dies deutlich aus seinen Briefen hervorgeht, die er an seinen intimsten Freuud in Basel, dem Rathsherrn Im Hof schrieb. In einem Briefe vom 16. Januar 1867 schrieb er: „Ich weiß, Du hast viel auf dem Halse, doch gibt es noch schlimmere Plagegeister, die Geldnoth, so daß ich mir schier nicht getraue, auch nur das Nöthigste für meinen Lebensbedarf anzuschaffen. Gelingt mir die Arbeit, so bin ich über Alles hinweg.“ „Anfangs März“ (so schreibt er in einem Briefe vom 3. Februar) „denke ich die Helvetia formen zu können, es wird einen fürchterlichen Marmorklotz kosten und auch viel mehr Arbeit, um alle die unbequemen Höhlungen herauszuhauen und zu bohren, aber ich hoffe, Ehre damit einzulegen.“ Und dann fährt er in seinem Briefe vom 16. Januar fort: „Die Helvetia wird mein größtes Werk werden. Meinen Freund, der bisher mit mir daran gearbeitet hat, mußte ich aus Mangel an eigener Existenz vor Kurzem seinem Schicksal überlassen . . . Ich muß auf jede Weise suchen, zu Geld zu kommen.“

Schlöth hatte gehofft, das Denkmal schon 1869 fertig zu bringen, es kam aber erst 1872 zur Vollendung.

Mit Schlöth hatte sich auch Robert Dorer von Baden um das Denkmal beworben. Nach der Ausstellung der beiden Entwürfe in natürlicher Größe von Schlöth und von Dorer auf dem Petersplatz, ergaben sich 1500 Unterschriften für das Schlöth'sche Projekt.

Nun kam die Platzfrage an die Tagesordnung. In Betreff dieser Frage gaben sowohl der Stadtrath, als die Künstlergesellschaft und der Kunstverein dem Platze des alten Denkmals den Vorzug.

Auch die Experten Richner aus Aarau, Architekt in Neuenburg, Prof. Jul. Stadler in Zürich und J. C. Dardier, Architekt in Bern, sprachen sich für diesen Platz aus.

Schlöth schreibt zu dieser Frage am 6. Januar 1872: „Aus einem dortigen Blatte entnahm ich den Beschluß des Großen Rathes, daß das Denkmal auf den alten Platz zu stehen kommen soll. So wenig nun dieses meinen eigenen Wünschen entspricht, so habe ich doch wenigstens die Genugthuung, daß durch diese Streitfrage doch gewiß gar Vielen das Fehlerhafte an diesem alten Platze klar geworden ist, und daß man sich nun mit besserer Einsicht gleich bei der Aufstellung des Monumentes an einen weitergreifenden Plan des ganzen, später oder früher zu ordnenden Kasinoterrains halten wird, statt sich jetzt dem Platze, wie er ist, anzuschmiegen. So wünsche ich, daß das Monument mitten auf den Hag zurückgesetzt wird, damit die abscheuliche Erdzunge abgetragen werden kann und dadurch Raum zu einem schönen Aufgang gewonnen werde."

Im Jahre 1872 war es fertig geworden und konnte den 22. Juli enthüllt werden. Es war ein großes Fest, das Basel bei diesem denkwürdigen Anlasse feierte. Abgeordnete des Bundesrathes und der Kantone Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Zug, Solothurn, Baselland uud Neuenburg waren dabei vertreten, sowie die kantonalen und städtischen Behörden, die politschen und gesellschaftlichen Vereine der Stadt, vor Allem der Kunstverein, dem das Werk zu verdanken ist, im Ganzen etwa 120 Vereine und Fahnen.

Um fünf Uhr Nachmittags konnte der feierliche Akt der Enthüllung vor sich gehen. Während des Zuges hatte sich die Sonne etwas verfinstert, graue Regenwolken hingen am Himmel und schienen die Festversammlung mit einem unwillkommenen Bade begrüßen zu wollen. Als aber die Hülle fiel und die herrliche Gestalt der Helvetia aus den grauen Tüchern hervortrat, umgeben von ihren Söhnen, die im Todeskampfe noch zur letzten Kraftanstrengung sich emporrafften, da brach auch die Gluth der Abendsonne durch die Wolken hindurch und belebte mit rosigem Scheine den herrlichen Marmor; mit ihm schwang sich der Drang lange verhaltener Gefühle aus den Herzen der Festtheilnehmer empor und machte sich durch ein vieltausendstimmiges Hoch Luft, und gerne wäre Jeder in das „Rufst du mein Vaterland!" eingefallen, wenn dies nicht eine spezielle, freudvoll und



mit Wirkung erfüllte Aufgabe der vereinigten Gesangschöre gewesen wäre. —

Hr. Rathsherr J. J. Im Hof leitete die Feier durch eine Rede ein, der wir der von uns geschriebenen Festschrift der „Basler Nachrichten“ folgende Stellen entnehmen:

„. . . Das Monument wurde gestiftet: um das Andenken der bei St. Jakob gefallenen Helden zu ehren, um der steten Dankbarkeit Basels gegen die hilfreiche Schweiz bleibenden Ausdruck zu geben, und um zu zeigen, was die Kunst der Gegenwart im Dienste des Vaterlandes zu leisten vermag. Je mehr dasselbe diesen beabsichtigten Zwecken entspricht, um so befriedigter werden auch Alle, die dazu beigetragen, nach allen Kämpfen und Hindernissen endlich sein dürfen.

In aufopfernder Liebe zu dieser hohen Aufgabe hat unser Mitbürger, Bildhauer Ferdinand Schlöth, zehn Jahre seines Lebens daran gegeben, seiner Vaterstadt sein Meisterwerk zu weihen. Er hat mit schöpferischer Kraft aus rohem Stein das Bildwerk geschaffen, diese Zwecke zu erzielen und zur Anschauung zu bringen. Wie aber mit dem Tode das Leben, mit der Niederlage den Sieg darstellen?

„Unsere Leiber den Feinden, unsere Seelen — Gott!“ wie der Wahrspruch der Helden, so die Inschrift des Denkmals. — Dieser Wahrspruch mußte die Kunst beseelen; doch galt es nicht, wie anderswo, nur eine besonders hervorragende Persönlichkeit zu verherrlichen. Führer und Krieger traf ein Loos: zu sterben für das Vaterland.

Auf dem Fundament, der Kreuzesform, dem Symbol unseres Christenglaubens und unserer Eidgenossenschaft, erheben sich vier der Heldengestalten: der Ritter, der Kriegsknecht, der Schütze, der Steinwerfer; in ihrer Mitte die Helvetia. — Wir sehen in ihnen dargestellt den edlen Führer, auf des Feindes Waffen zusammensinkend, das Schwert zerbrochen, das Banner noch hochhaltend in sterbender Hand. Ihm gegenüber den wettergehärteten alten Krieger mit wallendem Barte, auf den Knieen noch schützend den heiligen Boden des Friedhofes von St. Jakob. — Der kräftige Schütze zieht, den Schmerz überwindend, aus der offenen Brust den Pfeil und ist entschlossen, zur guten Letze noch die gespannte Armbrust abzudrücken;* während

* Der Schütze stellt des Künstlers eigene Züge dar.



der Hirtenknabe mit klaffender Wunde den Stein aufrafft, den Uebermuth zu strafen, um dann die Seele auszuhauchen.

So stellt der Künstler in Knabe, Jüngling, Mann und Greis, im Hirten und Bauer, im Jäger und Schützen, im Krieger und Soldaten, im adeligen Führer und Rathgeber, die gesammte Wehrkraft des Landes dar. Sie, die Helden, haben das ihrige gethan; sie kämpften bis zum letzten Athemzuge; noch ein letztes Aufflammen edlen Muthes und sie brechen vor Erschöpfung zusammen im bittern Todesschmerze.

Da — von den Alpen herniedereilend, tritt die freie Tochter Helvetia in ihre Mitte und reicht den kämpfenden Söhnen den Siegeskranz; dankbaren, trauernden Blickes, mit erhobener Hand ruft sie den Segen des Himmels auf das gerettete Vaterland herab . . ."

Noch sprach Hr. Prof. J. J. Mähly Worte des Dankes an die Behörden und gab in sinniger Weise dem Denkmal seine Bestimmung:

„Es soll nicht nur ein Ehrenmal für die Todten, es soll zugleich eine Ermahnung an die Lebendigen, ein in festem Stein verkörpertes Gelübde der gegenwärtigen Geschlechter sein, daß unsere Treue und Liebe zum Vaterlande auf eben so festem Grunde wurzele, wie die unserer Väter. Möge auch die Stelle, auf der es jetzt, wie vordem das bescheidene alte, sich erhebt, am Wege und gleichsam als Wegweiser zum Schlachtfelde, als vermittelnde Zwischenstation zwischen Basel und der denkwürdigen Walstatt, denjenigen, welche ihm lieber im Mittelpunkt und Herzen unserer Stadt oder wo sonst einen Platz gegönnt hätten, nicht ungeeignet erscheinen zur Weckung und Belebung vaterländischer Gefühle. Aber nicht bloß die vaterländische, auch die künstlerische Seite des Denkmals ist für uns Basler, die wir an dergleichen öffentlichen Kunstgebilden nicht allzureich sind, von hoher Bedeutung. Undankbar wäre es darum, wollten wir nicht heute des Meisters gedenken, dessen erprobtem Können, geläutertem Geschmack und treuem, hingebendem Fleiß wir das Werk verdanken. Sein Meißel hätte aber brachgelegen für uns, wenn nicht der Patriotismus unserer Behörden und der in ihnen lebende Trieb zur würdigen Ausschmückung unseres kleinen Gemeinwesens ihn zur That berufen hätte. Unsere Behörden sind es, welche in schönem Bunde und regem Wetteifer mit der Opferwilligkeit unserer Bürger- und Einwohnerschaft die Beschaffung eines solchen Werkes möglich gemacht und uns allen vorgeleuchtet

haben mit dem Beispiel edler Handreichung. Darum auch ihnen unsere aufrichtige Anerkennung und unsern warmen Dank! Ihrer treuen Fürsorge und schützenden Obhut sei es für alle Zukunft auf's angelegentlichste empfohlen . . ."

Als letzter Redner sprach Hr. Bundesrath Ceresole im Namen der Eidgenossenschaft. Unter dem lauten Beifall der Menge dankte der Sprecher in kräftigem, mit dem Präsidenten des Kunstvereins gewechselten Händedruck Basel, seinem Schlöth und dem Vereine für das herrliche Denkmal, das seit einigen Minuten, im Glanze der Abendsonne strahlend, die große Versammlung zu ungeheuchelter Begeisterung hinriß.

Der bescheidene Künstler war abwesend, er hatte sich den Ausbrüchen der Begeisterung und des Lobes, die ihm dargeboten worden wären, durch seine Fernhaltung entziehen wollen. Dennoch hat er sich in seiner Einsamkeit herzlich über die Beweise der Liebe und Anerkennung, die ihm zu Theil ward, gefreut.

Das Denkmal enthält folgende Inschriften:

UNSERE SEELEN GOTT
UNSERE LEIBER DEN FEINDEN.

AM XXVI. AUGUST M.CCCC.XXXX.IIII
STARBEN IM KAMPFE
GEGEN FRANKREICH UND OESTERREICH
UNBESIEGT VOM SIEGEN ERMUEDET
DREIZEHNHUNDERT
EIDGENOSSEN UND VERBÜNDETE

BERNER	GLARNER
LUZERNER	ZUGER
URNER	SOLOTHURNER
SCHWYZER	NEUENBURGER
UNTERWALDNER	BASLER

DAS GANZE HEER.

*

GESTIFTET
VON DEN BÜRGERN BASELS
AM XXVI. AUGUST M.DCCC.LXX.II.

Der Grundstein des Denkmals enhält eine Kupferplatte mit folgender Inschrift:

J. N. G.
Am 22. Juli des Jahres 1872,
als Präsident des Eidgenössischen Bundes war
Herr Emil Welti, Phil. Dr.,
Bürgermeister von Basel-Stadt die Herren C. F. Burckhardt, J. U. D.,
und J. J. Stehlin,
Präsident des Großen Raths Herr Ed. Thurneysen, J. U. D.,
Präsident des Stadtraths Herr J. J. Minder,
ist von dem
Kunstverein Basels
unter dem Präsidium des
Herren J. J. Im Hof-Forcart, Alt-Rathsherrn,
in den Boden, auf welchem bisher das im Jahre 1823 errichtete St. Jakobs-Denkmal gestanden, dieser Grundstein gelegt worden, damit über ihm das neue
St. Jakobs-Denkmal
sich erhebe, ein Monument, dazu bestimmt, das Andenken der bei St. Jakob gefallenen Helden zu ehren, der Dankbarkeit Basels gegenüber der hilfreichen Schweiz Ausdruck zu geben und zu zeigen, was die Kunst im Dienste des Vaterlandes zu leisten vermag.

* * *

Hr. Alt-Rathsherr Im Hof beurtheilt Schlöth folgendermaßen:

„Schlöth ist ein Realist im besten Sinne des Wortes. Dem in der Schlosserwerkstätte bei seinem Vater, einem tüchtigen Handwerksmann, in bescheidenen bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsenen Knaben und Jüngling, dem eine einfache Schulbildung zu Theil wurde, mußte eine gewisse Nüchternheit und Trockenheit anhaften. Er wäre jedenfalls ein geschickter Kunstschlosser geworden, wenn er diesen Beruf fortgesetzt hätte. Was ihn zur bildenden Kunst zog, war seine Freude am Zeichnen und dem Unterricht der Lehrer der Zeichnungs- und Modellirschule, Kelterborn und Neustück. Die künstlerische Auffassung und das richtige Zeichnen verdankte er dem Maler H. Heß, dessen eifriger Schüler er war. Der schon schwerfällig gewordene Meister

nahm ihn öfters auf seinen Spaziergängen in die Nachbarschaft mit und mag ihm beim Glase Wein neben seinen Schnurren gar manches von seinem Aufenthalte in Italien erzählt und das Interesse für Italien wachgerufen haben.

So vorbereitet, mit offenem Auge und geübter Hand, begann er seine Künstlerlaufbahn in Rom. Das Studium der klassischen Gebilde Griechenlands und wohl noch mehr die große Lehrmeisterin aller Kunst, die Natur, förderten unausgesetzt seine Ausbildung.

Zeigte doch schon sein erstes ausgestelltes und von der öffentlichen Kunstausstellung in Basel erworbenes Werk, die Psyche, in Bewegung und Zartheit der Formen eine vielversprechende Begabung des Künstlers. Im reiferen Mannesalter und nicht befriedigt von dieser Jugendarbeit, nach zwanzigjähriger Erfahrung, ließ es ihm keine Ruhe, die Aufgabe nochmals zu lösen. So entstand erst die vollendete Psyche, ein Abbild weiblicher Schönheit und Grazie. Ein Werk, das in seiner Vollkommenheit jedem Freunde des Schönen und Edlen in seiner Reinheit und Keuschheit Bewunderung einflößt, und welches jeder Gallerie zur Zierde gereicht und das unbedingt von seiner Vaterstadt erworben werden sollte.

Es ist höchst bemerkenswerth, wie Schlöth, der in seinen Kämpfern des Winkelried-Denkmals, in seinen strammen Kriegern von St Jakob die männliche Kraft in Haltung und Geberde so meisterhaft charakterisirte, hinwiederum die weiblichen Figuren so fein und zart zu modelliren verstand. In praktischer und natürlicher Weise sind seine Helden, ihrem Lande entsprechend, schlicht und einfach gekleidet, doch ist deßhalb ihre Wirkung nicht weniger effektvoll.

Schlöth wurde vielfach von Gegnern und Widersachern, die aus Unkenntniß oder Neid ihm Schwierigkeiten in den Weg legten, hart angegriffen und seine Werke abschätzig behandelt. Er war so edel, daß er ihnen diese Handlungsweise nie vergalt; darum hat er sich aber am St. Jakobs-Denkmal selbst dargestellt, der Schmerzbewußte mit dem Pfeil in der Brust. Wer im Berner Oberlande einem Schwinget beigewohnt hat, wird bemerkt haben, daß sich der Schwinger nie bodigen läßt, der mit den Füßen den Boden berührt; kein Ungemach konnte unsern Künstler zu Boden bringen; er blieb Herr seiner Situation und machte sich erst recht an die schwierigsten Aufgaben.

Das lebensgroße Bildwerk „Adam und Eva" zu vollenden, setzte er sein ganzes Können ein. Diese Figuren zu schaffen, Mann und Frau, in schönstem Ebenmaß, unseres Gottes würdige That, scheint es nicht Vermessenheit zu sein? Den Lehm zu formen, um das Bild des Mannes und des Weibes, die Ideale, die der Bildhauer in seiner Seele trug, zu gestalten, war wahrlich ein kühnes Unterfangen. Wohl darf man den, der solches unternimmt, einen Künstler „von Gottes Gnaden" nennen, und ihn als solchen feiern, wenn das Bild ihm gelingt. Und es ist ihm gelungen. Eine Beschreibung desselben zu geben, wäre ein unfruchtbares Bemühen, man muß die Gruppe gesehen haben.

Das ovale Fundament, worauf das erste Elternpaar steht, zieren die Reliefs der Austreibung aus dem Paradies, der von der Landarbeit ausruhende Vater, die spinnende Mutter und die beiden streitenden Knaben."

Hr. Rathsherr Im Hof fordert schließlich seine Vaterstadt auf, das hochachtbare Kunstwerk ihres Mitbürgers zu erwerben, zu welchem Zwecke wohl viele hiesige Einwohner namhafte Summen beisteuern würden.

Die „Illustrirte Zeitung" beurtheilt das Werk folgendermaßen: „Da ist der Zauber weiblicher Schönheit über die Eva ausgebreitet; ahnungslos reicht sie Adam, an ihn geschmiegt, mit aufgehobener Linken, den Apfel hin, während er sich sinnend auf sie niederbeugt. Die Figuren sind von großer Anmuth und Schönheit, der Leib der Eva von unendlichem Liebreiz, der des Mannes von Kraft und Geschmeidigkeit. Nichts verräth die Sinnlichkeit des Augenblicks, die Gruppe stellt das Bild der unschuldsvollen Hoheit des Menschengeschlechtes dar."

Schlöth sagt selbst über diese Gruppe:

„Von der Zeit an, als ich mich dem Bildhauerberufe zuwandte, war eine meiner ersten Ideen, ein Werk zu formen, das eine Parallele bilden sollte zwischen Mann und Weib, sowohl nach der Körperbeschaffenheit, als nach dem geistigen Wesen.

„In der griechischen Mythologie gibt es verschiedene brauchbare Motive für diesen Zweck, doch fand ich keines, das mir so lieb gewesen wäre, als die Bibelerzählung von Adam's und Eva's Verführung durch die Schlange. Von Zeit zu Zeit versuchte ich mit mehr oder minder Erfolg dieses Lieblingsthema zu bearbeiten, ohne daß sich in-

dessen mein Geist dabei beruhigt fühlte. Es bot eine Schwierigkeit, welche ich lange Zeit nicht zu überwinden vermochte, und nachdem ich meine Entwürfe als unbefriedigend verwarf, sei es wegen der äußern Formen oder dem Ausdruck des Gedankens, legte ich dieselben bei Seite, ohne einen weitern Versuch in dieser Richtung zu machen, bis zu dem außerordentlichen Erfolg, den ich mit dem Winkelried-Denkmal und der Vollendung des Modells für St. Jakob an der Birs hatte.

„Sobald ich wieder ein wenig mehr Muße hatte, begann ich wieder meinen Lieblingsgegenstand zu entwerfen, und da es mir gelungen war, die Schwierigkeiten zu überwinden, welche mir zuerst unübersteiglich erschienen waren, formte ich die Gruppe von Adam und Eva und das dazugehörige Piedestal in voller Länge, auf welch letzterem ich zwei Bas-Reliefs anbrachte, von denen das eine die Austreibung Adam's und Eva's aus dem Paradies, das zweite die ersten Eltern bei der Feldarbeit darstellte, während ihre Kinder um den Streitapfel zanken, welchen sie von der Schlange, die niemals ihren Einfluß auf die Menschen verliert, erhalten hatten.

„Moses hielt das Weib für mehr seinen Launen unterworfen, als den Mann, da der Mann mehr die Folgen seiner Handlungen überdenkt; aber der Mann wird leichter vom Weib überredet, als dieses von ihm. Es ist hartnäckiger bei der Verfolgung der Eingebungen seines Eigenwillens, ohne die Folgen zu überlegen, die aus der Nachgiebigkeit gegen seine Wünsche entstehen. Dafür erträgt es dann auch die daraus entstehenden Uebel mit mehr Ergebung, als der Mann.

„Obgleich Eva das Paradies nur zögernd verläßt, hofft sie doch schon wieder eine neue Heimath zu finden, während Adam, fast verzweifelnd, nur in ihrem Frohsinn Trost findet."

Diese Worte lassen uns in ein edel, rein und ideal angelegtes Künstlerherz blicken.

Was er bei der Ausarbeitung der Gruppe Adam und Eva wahrgenommen, die schwarze Ader im Marmorblock, die ihn dann etwas anderes daraus schaffen ließ, hat den Künstler angeregt, seine Besorgnisse beim Ankaufe eines Marmorblockes niederzuschreiben:

„Es ist ein verzweifeltes Geschäft für einen Bildhauer, einen großen Marmorblock von bester Qualität zu kaufen. Nicht nur, daß das Kubikmaß je nach dem Umfang des Steines auf das Zwei- und Dreifache steigt, sondern es ist auch viel schwerer, die verborgenen

Mängel eines großen Marmorblocks zu ahnen, wie diejenigen eines kleinen. Nachdem der Bildhauer solch einen kostbaren Block gekauft hat, kann er von viel Glück sagen, wenn derselbe gut ausfällt, denn je feiner die Art des Marmors ist, umso mehr ist dieser Rissen und dunkeln Flecken unterworfen. Oft kommt es vor, daß selbst der zweite oder dritte Block weggeworfen werden muß, und dieses Mißgeschick trifft auch noch gewöhnlich eher den armen, wie den reichen Bildhauer. Solch ein armer Künstler ist dann oft, statt durch seine harte Arbeit Geld verdient zu haben, gänzlich ruinirt, falls er nicht reiche Freunde hat, die ihm wieder aufhelfen. Bei einer verhüllten Figur können kleinere Flecken übersehen werden, wenn sie nicht gerade auf einen nackten Theil, besonders nicht auf das Gesicht, fallen; an einer ganz nackten Figur aber, wo auch immer ein Fleck sei, ist er sehr störend. Es gibt allerdings eine Art von ganz weißem Marmor, welche diesen häßlichen dunklen Flecken weniger unterworfen ist, aber diese Art ist bröckelig und von einer adiaphanen, kalkähnlichen Farbe. Noch niemals ist mir ein großer Marmorblock licht, hart und von warmer Farbe vorgekommen, ohne Flecken oder leichte Wolken. Nichtsdestoweniger, als ich einen schönen Marmor, welchen ich gekauft, um die Gruppe von Adam und Eva zu meißeln, bei Seite gestellt hatte, weil ein kleiner, schwarzer Streifen sich über den Knöchel hinzog, war ich so glücklich, einen andern Block feinster Art zu demselben Zweck zu kaufen, welcher so gut ausfiel, daß die ganze Gruppe zu Tage trat, ohne den geringsten Flecken oder Makel.

Beim Beginn meines Werkes war ich fast verzweifelt, weil der Marmor sich als adiaphan, untermischt mit gelben Streifen und Flecken, erwies; jedoch unter einer Schicht von nahezu einem Fuß erschien der Marmor durchaus licht. Da ich bemerkte, daß der Umfang des Marmors immer noch genügte, nahm ich das schon Begonnene weg und fing von Neuem an. Von diesem Augenblick an blieb der Marmor rein, so daß dieser Stein sowohl wegen seiner lichten, warmen Farbe, als wegen seiner Reinheit ein Wunder genannt werden konnte."

* * *

Eine ehrenvolle Anerkennung war es für Schlöth, als er den ersten Preis für ein Denkmal des Admirals Tegethoff in Wien erhielt. Intriguen österreichischer Künstler, welche nicht zugeben konnten, daß

ein ausländischer Bildhauer das Denkmal ausführe, brachten es dahin, daß die Ausführung Jahre lang verzögert und dann andern Händen übergeben wurde. Aus Anerkennung für sein preisgekröntes Modell erhielt Schlöth vom Kaiser Franz Josef den Franz Josefs-Orden mit dem persönlichen Adelstitel.

Wie uneigennützig Schlöth war, geht aus dem Umstande hervor, daß er die 3000 fl., die er als Preis vom Tegethoff-Denkmal erhielt, sofort einer Nichte schenkte.

Den 2. März 1873 schreibt Schlöth: „Das Komite für das Tegethoff-Denkmal schreibt mir, daß der Betrag von 3000 fl. ö. W. in Silber zu meiner Verfügung bereit liege. Um dieses Geld bei meinem Aufenthalte in Wien nicht persönlich in Empfang zu nehmen, da ich mich fast schäme, eine solche, wie auf der Roulette gewonnene Summe in die Tasche zu stecken, so ersuchte ich das Komite, dieselbe für meine Rechnung an die HHrn. M. Im Hof & Söhne in Basel zu übermachen.

„Das Resultat mit dem Tegethoff-Denkmal hilft mir vielleicht auch zu einem leichtern Verkauf meiner Arbeiten auf der Ausstellung und würde ich diese dort weg haben, dann bin ich ein für meine Existenz gesicherter Mann, so daß ich bei dem Studium für meine Arbeiten und deren Ausführung nicht immer so zu knickern brauche."

Für das Denkmal von Isaak Iselin konkurrirte mit Alfred Lanz, Robert Dorer, Richard Kißling, Iguel und Vinz. Vela auch Schlöth, da ihm aber der Einlieferungstermin nicht entsprach, trat er zurück.

Für ein Holbein-Denkmal beschäftigte sich Schlöth auf Anregung des Kunstvereins Jahre lang und fertigte ein Modell in Gyps an, von dem eine Abbildung in der „Illustrirten Zeitung" (1890, Nr. 2478) mit einer Beschreibung von R. Kelterborn existirt.

Nachdem Kelterborn den Meister Holbein in seiner vielfachen Thätigkeit geschildert, fährt er fort: „Von all den ernstern, religiösen und profanen Werken Holbein's hat Schlöth in seinem Entwurfe nichts angedeutet, da das Denkmal kein doktrinäres, sondern ein dekoratives sein soll; ist es doch in seiner ganzen Anlage zur Ausschmückung eines Brunnens bestimmt. Mit der schlichten, schlanken Gestalt des Malers, wie wir sie aus seinem Selbstportrait genügend kennen, haben die Gestalten des Piedestals nur so weit Zusammenhang, als sich der Bildhauer unter den geflügelten Fischpferden, die

von Genien regiert werden, die Wesen denkt, die nach griechischem Mythus, dem zu Folge Pegasus eine poseidonische Schöpfung ist, den Sieg des Genius über die Materie darstellt. Die Satyre, Delphin und der quakende Frosch, der sich kaum aus dem feuchten Elemente zu heben vermag, sind die geschwätzigen Kritiker und Rezensenten, die von ihrem niederen Standpunkt unmöglich beurtheilen können, was hinter der Stirn des Meisters vor sich geht, der hoch herab sein großes Auge über die Menschheit gleiten läßt und arbeitslustig den Pinsel in der Rechten hält."

Auf Veranlassung von Staatsschreiber Dr. Gottlieb Bischoff verfertigte Schlöth die Modelle zu den Büsten der Professoren Peter und Rudolf Merian, K. R. Hagenbach, Schönbein, Vischer-Bilfinger, Gerlach, Jung, A. Vinet und Andreas Heusler. Bezüglich der Ausführung in Marmor und der Aufstellung in der Aula des Museums gab es Schwierigkeiten, auch wegen der Bezahlung der Büsten, indem Dr. Bischoff die Bestellung übernommen hatte, ohne daß er für die Kosten gedeckt war. Schon früher hatte Schlöth die Marmorbüsten des Prof. de Wette, des Afrika-Reisenden Scheik Ibrahim (Ludwig Burckhardt von Basel), alt Rathsherrn Sarasin und A. de Meuron, 1879 die Büsten von Hrn. und Frau Im Hof-Rüsch verfertigt.

Ein fernerer Lohn seines Ringens ward Schlöth zu Theil, als das Museum zu Basel die feine, duftige Psyche erwarb. Heute noch steht in seinem Atelier eine Zwillingsschwester derselben, erst im Jahre 1882 geschaffen, aus einem Marmorblock, der um einer schwarzen Ader willen für das große Werk Adam und Eva sich als untauglich erwiesen hatte. Die Psyche, stärker nach vorn geneigt, als die im Basler Museum, darf wohl, was Zartheit, Ausführung, Durchsichtigkeit des Marmors, der wie vom Leben durchhaucht scheint, als ein Meisterwerk der Kunst betrachtet werden. Wir haben uns aufrichtig gewundert, sagt Hr. Pfr. Christ in seinem biographischen Artikel über Schlöth, daß dieselbe im schweiz. Salon keine Gnade fand vor der ankaufenden Bundeskommission. Sie würde so gut, als jene in Basel jede Sammlung zieren.

Von Werken, die der Künstler schuf, nennen wir noch die Hautreliefs des Prinzen Anton von Hohenzollern-Sigmaringen und seiner Schwester, der Königin von Portugal (im Mausoleum zu Hechingen); die Grabmäler Theodor Sarasin's und Dr. Adolf Burckhardt-Burck-

hardt's auf dem Kannenfeld zu Basel in Marmor ausgeführt; die Marmorstatue (in 3/4 Größe) „Tanzende Bacchantin" in der Villa Fioritta des schweiz. Konsuls Meuricoffre in Neapel; zwei Vasen und zwei Hunde nach Antiken bei dem verstorbenen Oberst Rud. Merian-Iselin; die Marmorgruppe „Ganymed den Adler speisend" (in der Grotte seines Gartens in Thal); ein Ganymed (in Relief); der Diskuswerfer (lebensgroß) im Treppenhaus von Burckhardt-Passavant in S. Alban; Jason mit dem goldenen Vließ und Theseus im Museum in Basel; eine Psyche (in 1/3 Größe und in Marmor) bei Im Hof-Rüsch; ein Christuskopf (in Marmor) im Hausgange der Frau Schlöth in Basel (Schützengraben 51*), ebenso eine Ballerina und ein Amor, den Bogen spannend; ein Standbild von Oekolampad (Modell), endlich das Prachtsbild, die freilich wegen dem vorgerückten Augenleiden Schlöth's noch unvollendete Leda mit dem Schwan (im Atelier in Thal).

Die „Tanzende Bacchantin", „Adam und Eva" und „Psyche, Amor erblickend", hatte er an der Weltausstellung in Wien 1883 zur Ausstellung gebracht.

Wenn wir den Zwingli auf seinem Piedestal an der Wasserkirche in Zürich beschauen, so will es uns nicht recht in den Kopf, daß nicht ein Schweizer, sondern ein Oesterreicher, Natter aus Wien,** diesen Zwingli hat herstellen müssen; war doch die Statue von Schlöth weit mehr den Bildern entsprechend, die wir von Zwingli haben. War denn Zwingli nicht mehr ein Verkündiger des Evangeliums, wie ihn

* Mit welchen Schwierigkeiten Schlöth zu kämpfen hatte, mag folgende Thatsache illustriren: Schlöth sandte von Rom seine in Marmor ausgeführte Büste „Christuskopf" in die Schweiz. Turnus-Ausstellung 1862 nach Bern durch einen römischen Spediteur, und zwar bis nach Genua frankirt. Nun kommt die Kiste in Bern mit einer Nachnahme von 663 Fr. 80 Ct. belastet. Der Kunstverein nimmt die Kiste, die für einen Werth von 2000 Fr. deklarirt ist, nicht an und wendet sich an den Bruder des Künstlers, Louis Schlöth, welcher hiefür die Hilfe des hiesigen Kunstvereins in Anspruch nimmt. Nach dem kategorischen Einschreiten des Letzteren stellt es sich heraus, daß der Spediteur in Genua mir nichts dir nichts 500 Fr., die dieser an dem Spediteur in Rom zu fordern gehabt, einfach auf die Kiste geschlagen und durch Nachnahme seinen Betrag erhoben hat. Mit der Veröffentlichung dieser Handlungsweise bedroht, wird vom Spediteur dann die Sache ausgeglichen. Diese Christusbüste wurde von Hrn. Oberst Rud. Merian-Iselin gekauft.

** Den 13. April 1892 gestorben.



Schlöth dargestellt, die Bibel in der Linken und die Rechte hoch erhoben, die Frohbotschaft verkündend, als ein Kriegsmann mit dem Schwert, wie ihn Natter dargestellt?

Damit hätten wir die Werke Schlöth's skizzirt, nicht besprochen; eine Besprechung der künstlerischen Leistungen des Verewigten überlassen wir gerne einer würdigeren Feder, wir haben nur die Bausteine zusammengetragen zu einem Denkmal, das einst dem errichtet werden soll, der selbst so viele Denkmale gestiftet hat.

Schlöth hatte nur wenige Schüler: Richard Kißling in Zürich, der bereits zu einer gewissen Berühmtheit gelangt ist, Ferrari, einen Italiener, und seinen Neffen Hilly Schlöth, der die Medaillons am Postgebäude in Basel gemacht hat. Giacomo, von dem weiter vorn die Rede ist, war sein erster Punktirer; dann brachte er noch einen Gehilfen von Rom mit nach Basel und nach Thal, dem aber die nordische Luft nicht zusagte.

Nur noch einige Worte über die Persönlichkeit Schlöth's. Wir thun am besten, wenn wir sie dem schon erwähnten Biographen entlehnen, der den Verstorbenen besser gekannt hat, als wir.

„Schlöth war nicht nur ein Künstler von Gottes Gnaden, sondern er war auch ein durch und durch edler, freundlicher, liebreicher Mensch. Man hatte bei ihm nicht das Gefühl unnahbarer Höhe oder genialer Menschenverachtung. In guten und schlimmen Tagen, bei freudiger Anerkennung, die er fand, und in wehthuender Zurücksetzung blieb er sich gleich, ruhig, friedlich und bescheiden. Außerordentliche Seelengüte, die manche Nothleidende in reichem Maße erfahren durften, Aufrichtigkeit und Biederkeit bildeten Grundzüge seines Charakters; dies Alles getragen von einer einfachen und echten Frömmigkeit und Gottesfurcht, die sich auch in den letzten Leidenswochen, Angesichts seines baldigen Todes, bewährte.

„Der Künstler, der dreißig Jahre lang in Rom kämpfte und rang, an der Seite seines treuen Freundes Weckesser und anderer Künstler, hatte noch keinen eigenen Hausstand gründen können. Im Jahre 1874 wurde ihm eine Gattin geschenkt, eine Baslerin, die mit Liebe und Verständniß auf sein Schaffen einging und ihm seinen letzten Lebensabschnitt noch lieblich und sorgenfrei gestaltete.





Der Maler Heinrich Jenny.

Von F. A. Stocker.

(Mit einer Abbildung.)

Der Kanton Solothurn hat in Zeit von einem Jahre drei der hervorragendsten Maler verloren: Den weit gereisten Frank Buchser, den Himmel-Maler Fröhlicher und den Historienmaler und Illustrator Jenny.

Heinrich Jenny starb am 13. August 1891 in Solothurn. Heftiges Asthma verbitterte die Lebenstage des sonst so jovialen, liebenswürdigen, überzeugungstreuen, durch und durch freisinnigen Mannes. Es war eine Erlösung aus schweren Leiden, daß der Todesengel sich seinem Lager nahte und ihn in die ewige Heimath abrief.

Wir verfolgen seinen Lebensgang an der Hand seiner Tagebuchblätter, die uns seine Wittwe gütigst zur Hand gestellt und an Aufzeichnungen aus verschiedenen Quellen.

* * *

Mein Vater, sagt Jenny in seinem Tagebuch, war Johann Jakob Jenny, mit dem Dorfnamen „Waldjoggi", denn er war auf dem Sennhof „Wald", eine halbe Stunde von dem basellandschaftlichen Dorfe Langenbruck entfernt, 1797 geboren. Er war zuerst Möbelschreiner und nachher Mechaniker und machte die ersten Webstühle für façonnirte Seidenbänder. Im Jahre 1817 heirathete er die Anna Marie Jenny, geboren 1798, die einzige Tochter des Schuhmachers Martin Jenny, genannt „Metzgermarti". Ich bin am 2. Juli 1824 geboren.

Als anno 1830 die Revolution in Baselland ausbrach, nahm mein Vater so lebhaften Antheil daran, daß er für gut fand, mit der ganzen Familie nach Amerika auszuwandern. Die Anstalten dafür waren schon getroffen, die Papiere in Ordnung, einige Kisten

schon verpackt, da erkrankte die Mutter und starb, nachdem sie zehn Kindern das Leben gegeben hatte, von denen drei im Kindesalter starben. Den Gedanken mit sieben Kindern nach Amerika zu gehen, gab der Vater insoweit auf, als er allein dorthin auswanderte und uns Kinder zurückließ. Es war zwischen Weihnachten und Neujahr, als er uns zu vollständigen Waisen machte. Meine sechs Geschwister wurden zu Verwandten gethan, ich blieb bei meinem Großvater, wo ich viel Hunger litt. Nach einer vierjährigen Schulbildung kam ich im Juni 1836 zu Oheim und Tante Seifert nach Basel, wo ich zuerst bei einem Gärtner untergebracht wurde, da ich aber als Gemüsefrau nicht taugte, steckte man mich in eine Seidenbandfabrik, wo ich zuerst „Spüeleli", dann Kopierarbeiten machen mußte und endlich, da ich Anlagen zum Zeichnen hatte, zum Dessinateur bestimmt wurde. Zu diesem Zwecke besuchte ich die Zeichenschule, wo ich außerordentlich fleißig war. Den Winter brachte ich in einer finstern kalten Dachkammer zu bei einem dürftigen Oellämpchen, welches ich aus meinen Ersparnissen angeschafft hatte und unterhielt. Da arbeitete ich des Nachts, bis mir das Wasser in Pinsel und Glas gefror. Da malte ich mein eigenes Portrait und die Bildnisse anderer Personen, die mir gut bezahlt wurden. Die Ersparnisse wollte ich für Farben und Kleider verwenden, aber mein Onkel nahm mir meinen Sparhafen weg und behielt ihn für sich, wie er überhaupt sich nicht als Verwandter, sondern eher als Feind mir gegenüber benommmen hat.

Zwei Jahre war ich in der Lehre als Dessinateur, da erhielt ich von meinem Bruder, der als Mechaniker in Horgen in Arbeit stand, die Anfrage, ob ich nicht zu ihm kommen und seinen Beruf erlernen wolle. Ich sagte sofort zu, da ich doch bei meinen Verwandten ein kümmerliches Leben führte.

Sonntag den 5. Juli 1842 verließ ich, wie der Dieb in der Nacht, in Begleitung meines Freundes Hermann Wortmann, Basel, eilte durch das Baselbiet über die Schafmatt nach Aarau, kam den zweiten Tag in Zürich an und am dritten Tag auf dem Dampfboot „Republikaner" nach Horgen. Da ich nicht Maler werden konnte, so war es mir höchst gleichgültig, welchen Beruf ich ergriff. Ich kam nun an Drehbank, Schraubstock und Ambos und mußte den zwanzig Pfund schweren Vorschlaghammer oft von Morgens vier Uhr bis Nachts 10 Uhr schwingen. Aber wie sehr ich auch arbeitete, wachend

uud träumend steckte mir die Malerei im Kopf, was mir manche Mißhandlung von meinem Bruder zuzog.

Dieser Zustand war mir unerträglich, deßhalb wandte ich mich von Horgen weg, reiste mit 50 Batzen Geld in der Tasche im Februar 1843 bei heftiger Kälte nach Wädensweil und nach dem fabrikreichen Kanton Glarus, wo ich des Abends in Bilten ankam. Aber ich traf überall bis Schwanden hinauf eine geschäftslose Zeit und für einen Dessinateur keine Arbeit. Ich schlug deßhalb den Rückweg an und in Galgenen im Kanton Schwyz gab ich meinen letzten halben Batzen für Brod aus; über Wollerau ging es über die lange Brücke nach Rapperschwyl.

Endlich in Wädensweil fand ich in einer Familie Mantel, von der Mutter und Tochter in wenigen Tagen gestorben war, Arbeit, indem ich deren Porträt malte, die sie in Zürich lithographiren ließ. Da malte ich die Angestellten aus der Fabrik Mantel, durch diese wurde ich in Wädensweil bekannt und trat somit zum ersten Mal als Portraitmaler in Aquarell auf.

Der Flachmaler Homberger aus dem „Schwanen" in Basel, mit dem ich bekannt wurde, gab mir das Material zur Oelmalerei, ich lieferte fünf Portraits auf Blech, welche mir mit sechszehn Franken bezahlt wurden. Das waren meine ersten Versuche in der Oelmalerei.

Das war nun ein herrliches Leben! Aber jedes Mal, wenn ich ein anderes Portrait sah, fand ich, wie viel mir noch mangelte, namentlich in der Aquarellmalerei. Ich konnte die Farben nicht richtig herausbringen, von Technik besaß ich nicht die Spur. Freilich war ich damals erst neunzehn Jahre alt und es hätte nichts als einer ernstmeinenden Stütze bedurft, um mich zur Kunst zu führen, nach der ich so sehr strebte. Aber ich war fremd und mittellos, eine in die Welt hinausgestoßene Waise.

Von Wädensweil, wo ich bald das ganze Dorf gemalt hatte, ging ich nach Schönenberg, wo ich bei Dr. Hauser die Anatomie studirte, malte in Hütten, in der Spitze, im Hirzel und auf der Höhe. Ende Juni 1843 reiste ich mit meinem Bruder Johannes, mit dem ich mich wieder ausgesöhnt hatte, über Baden, durch das Frickthal, nach Basel und von da nach Kolmar, wo ich Portraits malte, dann nach Waldenbnrg und Langenbruck, Balsthal und endlich nach Zuchwyl bei Solothurn.

In Solothurn lernte ich die Studenten Marugg und Schild kennen, den nochmaligen Großätti vom Leberberg, der mich zu seinen Eltern nach Grenchen einlud.

In Grenchen zeichnete ich eine Unzahl Portraits, die ich leicht kolorirte, das Stück zu fünfzehn Batzen. Die Bauerntöchter nahmen es mit der Aehnlichkeit nicht gar genau, wenn nur die Backen roth und das Gesicht weiß angestrichen war.

Von Ende Juli bis Oktober 1844 weilte ich im Bade Grenchen, wo ich die Kurgäste malte. Das war eine fröhliche und sorgenlose Zeit! Eine Frau Jacot lud mich ein, mit ihr nach Chauxdefonds zu gehen, es gäbe dort viele Arbeit für mich und daneben könne ich Französisch lernen. Ich habe es später bitter bereut, diesem Rathe nicht Folge gegeben zu haben.

Von Grenchen weg zog ich nach Solothurn in's Goldgäßlein zu Fräulein St., wo ich statt fleißig und strebsam zu sein, geistig verbummelte. Das ging so bis zum 24. Juni 1847, als ich von Freiburg einen Auftrag erhielt, den ich ausführte und nach meiner „Ablöhnung" Freiburg wieder verlassen konnte, das auf mich mit seinen sonderbündlerischen Tendenzen einen düstern Eindruck gemacht hatte. Im Pfarrhaus zu Wichtrach verlebte ich bei den Pfarrsleuten Neuhaus, die ich alle malte, schöne Tage und es that mir der Abschied weh.

Von Wichtrach ging ich nach Solothurn und Leutwyl im Aargau zu meinem Bruder Johannes. Aber es war hier nichts mit dem Portraitmalen, die Leute hatten bei dem heranrückenden Sonderbundskriege kein Geld für „Kunterfeien". Von Merenschwand aus gerieth ich auf's Schloß Horben mit seiner wunderschönen Aussicht. Da zeichnete ich ein Panorama, zu dem der berühmte Geograph Heinrich Keller von Zürich die Berge benannte. Ich blieb bis zum 12. Nov. 1847, wo ich durch die Sonderbündler vertrieben wurde, welche versuchten, in's Freiamt einzubrechen. In Muri wurde ich wegen meiner Zeichnerei gefangen, verhört, bald aber wieder laufen gelassen.

Von Muri ging ich nach Solothurn, auf der Fußreise dahin wurde ich dreizehn Mal verhaftet, so daß ich froh war in Solothurn anzukommen.

Von C. Studer in Winterthur erhielt ich nun den Auftrag, einige Kompositionen aus dem Sonderbundskriege zu zeichnen, die nachher lithographirt wurden. Nachdem diese Arbeit vollendet war, ging ich

wieder auf's Schloß Horben, wo ich ein ganzes Jahr mit Zeichnen und Malen zubrachte, dann ein halbes Jahr auf dem Schloß Heidegg, an der aargauisch-luzernischen Grenze.

In Zofingen und Aarburg war um jene Zeit die Stelle eines Zeichnungslehrers ausgeschrieben; ich bewarb mich darum, bestand auch ein Examen, erhielt aber die Stelle doch nicht, weil mir ein Familienvater mit zwölf Kindern vorgezogen worden war. Nach manchen Irrfahrten kam ich wieder nach Solothurn.

Das Portraitiren wurde mir nachgerade langweilig und ich versuchte mich in der Federzeichnung und eigenen Kompositionen, mit welchen ich bei einigen Kalendern gut ankam. Karl Gutknecht in Bern, der Verleger des „Schweiz. Unterhaltungsblattes", machte mir viele Bestellungen und lud mich sogar ein, bei ihm Wohnung zu nehmen; allein ich kehrte bald nach Solothurn zurück, da ich von Gutknecht nicht wie eine Citrone ausgepreßt sein wollte. Nachher gab ich mit Arthur Bitter (Haberstich) ein humoristisch-satirisches Blatt heraus „Charivari", das ich mit einem Prämienblatte (Kreide-Zeichnung) ausstattete: Leuenberger empfängt die Berner Gesandtschaft in Ostermundingen 1653. Aber das Witzblatt hielt sich nicht, indem Haberstich ein guter Romanschriftsteller, aber kein humoristischer Zeitungsredaktor war.

Durch die Bilder im „Charivari" war die Redaktion des „Postheiri" auf mich aufmerksam geworden, sie engagirte mich als Illustrator dieses Blattes, welche Stelle ich 14 Jahre einnahm. Dadurch wurde ich in der Schweiz bekannt und erhielt viele Bestellungen auf Bilder und Illustrationen. Für mich brauchte ich wenig, mein ganzer Luxus bestand in schönen Kleidern, das Wirthshausleben, wie es in Solothurn so ausgebreitet ist, vermochte mich nicht zu fesseln, ich blieb in meinem Zimmer und arbeitete oder trieb Musik, die ich leidenschaftlich liebte.

Eines schönen Sonntags Mittags kam Lithograph Kümmerly von Bern zu mir und machte mir den Vorschlag, nach Bern zu kommen und mit Dr. Stantz die Herausgabe des historischen Festzuges, der im Juni 1853 zu Ehren des Eintritts Berns in den Schweizerbund stattfinden sollte, zu übernehmen. Nach langem Zögern folgte ich dem Anerbieten und übernahm die Aufgabe, an der ich vierzehn Tage lang zeichnete, welche dann lithographirt wurde.

Der „Postheiri", welcher nur eine geringe Abonnentenzahl hatte, erfreute sich durch meine Bilder einer bedeutend größern Auflage, weßhalb er statt alle vierzehn Tage regelmäßig alle acht Tage erscheinen mußte. Während des Krimkrieges war der „Postheiri" sogar ein sehr gutes Blatt und ich wurde infolge dessen oft in den öffentlichen Blättern erwähnt.

Als ich in Bern bei Dr. Stantz zeichnete, sprach er mir damals schon von einer größern Ausgabe des historischen Zuges und so siedelte ich zum zweiten Mal mit Sack und Pack zu Dr. Stantz in's Schlößli auf dem Falkenplätzli (große Schanze) über, wo ich von dieser kinderlosen Ehe mit Liebe und Auszeichnung behandelt wurde. Dr. Stantz war eine sanguinische Natur, es war nicht gut auszukommen mit ihm und sich selbst hielt er immer für fehlerlos. Es handelte sich in Bern darum, den historischen Festzug in 60 Bildern ohne die Tonplatten zu zeichnen, was mich vom Oktober 1853 bis zum Februar 1855 beschäftigt hielt und mir 1500 Franken eintrug.

Während ich in Bern arbeitete, lud mich Dr. Stantz im Jahre 1854 ein, die Ausstellung in München zu besuchen, um mich von meiner Anstrengung etwas zu erholen. Die Reise bot viel Abwechslung und that mir wohl. Da ertönte der Schreckensruf: „Die Cholera ist in München ausgebrochen!" Aber ich ließ mich nicht abschrecken, sondern blieb noch einige Tage, fuhr dann über Augsburg, Stuttgart, Karsruhe nach Basel, wo ich meinen Freund Franz Riggenbach besuchte und über Langenbruck und Solothurn nach Bern zurückkehrte.

Der Eindruck der ganzen Erholungsreise war kein besonderlicher. Vor Allem war ich enttäuscht, nichts imponirte mir, selbst Cornelius und Kaulbach nicht, die von der Gewohnheit vergötterten Künstler.

Im Jahre 1855 kehrte ich von Bern wieder nach Solothurn zurück, wo ich das längst in meinem Kopfe schlummernde Projekt „die Schweizergeschichte in Bildern" bearbeitete und dieses in mehreren Kompositionen verschiedenen Verlagshandlungen einreichte. Keine derselben nahm das Projekt an; da verschenkte ich nach und nach die mit der Feder ausgeführten Zeichnungen, was ich in der Folge bedauerte, da die Bilder hauptsächlich die größten Momente aus der Schweizergeschichte darstellten.

In Solothurn, wo ich bei Frau Professor Hugi wohnte, versuchte ich mich in historischen Darstellungen in Oel, was mir aber nie recht

gelingen wollte, denn gewöhnlich verdarb ich mit den immer trüben Farben meine Kompositionen, weil mir das richtige Farbengefühl für Oel fehlte.

Durch einen Auftrag kam ich im Sommer 1856 nach Basel und wollte mich dort niederlassen. Das reiche Basel befand sich aber in den Ferien und somit liefen die Bestellungen auf Bilder sehr spärlich ein; ich fand für besser, mich wieder nach Solothurn zurückzubegeben, ehe ich ganz von Mitteln entblößt sei.

Im gleichen Sommer erhielt ich den Auftrag, für die „Illustration" von Paris und die „Illustrirte Zeitung" von Leipzig Episoden aus dem Royalistenputsch in Neuenburg zu zeichnen und namentlich auch Portraits aufzunehmen, wobei ich Aufnahmen von Chauxdefonds und Locle zu machen hatte. In Solothurn führte ich dann meine Bilder aus und zeichnete das „Rufst du mein Vaterland!", welches Bild im „Postheiri" erschien und in einer Auflage von 20,000 Exemplaren unter die eidgenössischen Truppen vertheilt wurde.

Als „eidgenössischer Schlachtenmaler" ging ich nach Basel und zeichnete damals auch mehrere Bilder für die „Illustrirte Zeitung" in Leipzig.

Im Frühjahr 1857 lernte ich in Basel bei F. Wortmann Fräulein Marie Schneider kennen, mit welcher ich mich den 28. August verlobte und den 18. Februar 1858 die Vermählung feierte.

* * *

Wir sind bis jetzt dem Tagebuch unseres Freundes ziemlich genau gefolgt und haben mit Auslassung von unbedeutenden Einzelheiten sein Leben beschrieben; wir verfahren von nun an etwas summarischer. Jenny übernahm in der Folge das Rouleaugeschäft Bonkilch-Großmann in Aarburg, zog den 10. Oktober 1859 mit seiner ganzen Familie von Basel dorthin. Die Erfahrungen in Aarburg waren aber unangenehme und die Enttäuschung keine geringe, so daß er den 23. August 1862 Aarburg wieder verließ und nach Solothurn zog, da Buchhändler Scherer daselbst Miene zeigte, die „Schweizergeschichte in Bildern" zu unternehmen, schließlich aber so sehr damit zögerte, daß er gerichtlich eingeklagt werden mußte. Die Bestellungen von ausländischen Zeitungen liefen auch nicht so zahlreich ein, so daß Jenny

froh war, beim eidgenössischen Schützenfest in Chauxdefonds 1863 sich betheiligt zu sehen. Hier lernte er viele Männer kennen, deren Freundschaft ihm werthvoll war, wie diejenige des Malers August Bachelin in Marin (s. „Vom Jura zum Schwarzwald" 1891, 2. Heft).

Dann plante er eine Prachtausgabe zu Schiller's „Wilhelm Tell" und setzte sich zu diesem Zwecke mit Fr. Schultheß in Zürich in Verbindung; da aber das Verlagsrecht zu Schiller's Werken noch nicht abgelaufen war, so zerrann auch dieses Projekt. Um die angefertigten Zeichnungen nicht unnütz gemacht zu haben, so wandte sich Jenny an Orell, Füßli & Cie. in Zürich, deren Inhaber Fisch-Hagenbuch auf den Gedanken der Verwerthung einging, den armen Künstler hinhielt, um zuletzt das Projekt in Sand verlaufen zu lassen.

Im Jahre 1864 erhielt Jenny den Auftrag, die sechshundertjährige Befreiungsfeier der Stadt Winterthur durch einen historischen Festzug malerisch darzustellen. Die Zeit, ein Vierteljahr, war kurz bemessen, aber Jenny löste die Aufgabe zu größter Zufriedenheit der Stadt und bezog dafür ein Honorar von 3600 Franken. Auch der Historienmaler Vogel und Heinrich Kramer aus Zürich zollten ihm alle Anerkennung für seine Leistung in der Kostümkunde und Inscenirung der Zuges.

Im Sommer 1865 unternahm Jenny eine Steinzeichnung des Winzerfestes in Vevey, bei welchem Unternehmen ihm aber 300 Franken vom Honorar abgezogen wurden, wegen der schlechten lithographischen Arbeit.

Theils in Genf, theils zu Hause zeichnete Jenny im Sommer 1864 zwei große Arbeiten:

„Le retour de Bezanson Hugues et les autres eugenots genevois fugitifs avec les lettres de combourgeoisies de Fribourg et de Berne le 21 février 1526. Cortège historique projeté pour les fêtes de septembre 1864" und die Eskalade in Genf. Da erhielt er die Depesche, es sei eine Revolution in Genf ausgebrochen und er müsse mit seiner Arbeit einhalten. Auch besuchte er 1865 die Enthüllung des Winkelried-Denkmals von Schlöth in Stanz und machte ein Bild von dieser erhebenden Feier.

* * *

Die vierzehn Jahre, welche Jenny vom Dezember 1865 bis 1878 in Deutschland zubrachte und wo er sich in Berlin, Leipzig, Wandsbeck und Eßlingen aufhielt, welche Zeit nicht immer von Rosentagen begleitet war, wollen wir mit Stillschweigen übergehen.

Den 1. Februar 1874 hatte eine Tante Schneider in Berlin Jenny ein Legat von 1500 Thalern hinterlassen. Das brachte ihm wieder bessere Laune. Dazu war ihm von Wentzel in Weißenburg im Elsaß eine Stelle in Aussicht gestellt und von Burg in Holstein hatte er eine Bestellung auf ein Altarblatt (Abendmahl) erhalten. Jenny machte sich sofort an die Arbeit dieses letztern Bildes und lieferte dasselbe Ende März ab; es gefiel so gut, daß es als ein wirkliches Meisterwerk von einem Blatte der Umgebung bezeichnet wird. Das Gleiche wird auch von einem Bilde gesagt, das Jenny für die Kirche in Jevenstadt malte und das Christus am Kreuze darstellt.

Die Bilder aber, die er während des 1866er Krieges gemalt, haben ihm einen ehrenvollen Namen gemacht. Die Portraits des Königs von Preußen, des Kronprinzen Friedrich, des Prinzen Karl, Moltke's und Bismarck's waren von sprechender Aehnlichkeit. Vom König wurde ihm ein eigenes Dankschreiben zugefertigt.

Außerdem hat Jenny in zwölf Original-Illustrationen ein „Ekkehard-Album" herausgegeben, das in unveränderlichem Lichtdruck von der Kunstanstalt von Römmler und Jonas, Hofphotographen in Dresden ausgeführt in dritter Auflage in der Rudolphi'schen Buchhandlung in Hamburg erschien. Schon das Titelblatt beweist, welche große Gabe Jenny für die Komposition besaß. Die zwölf Bilder enthalten: Herzogin Hadwig besucht das Kloster St. Gallen. Der Ueberfall im Walde. Die Waldfrau. Der Alte in der Heidenhöhle. Die Hunnen auf Reichenau. Audifax und Hadermoth's Dankopfer. Hadwig in der Kapelle. Im Kerker. Die Flucht. Im Wildkirchlein. Auf der Ebenalp. Ekkehard's Abschied. Die Bilder sind sehr schön, reich in der Gruppirung, realistisch in der Auffassung. Einzelne Blätter sind wahre Meisterwerke. Schade, daß die Herzogin nicht etwas idealer aufgefaßt ist. In der Schweiz sind sie wenig bekannt.

* * *

Jenny sehnte sich nach der Heimath. Im November 1878 erhielt er nach dem Tode des Prof. Taverna einen Ruf von der heimathlichen

Regierung als Zeichnungslehrer an die Kantonsschule. Wie gerne folgte er diesem Rufe. Seither hat er Solothurn dauernd nie verlassen. Erst jetzt begann ein freudiges Schaffen in der Schule und zu Hause. In Solothurn wirkte Jenny sehr anregend und zog manches junge Talent heran. Der Verkehr zwischen Lehrer und Schüler war, wie Prof. Servert in der „Sonntagspost" schreibt, ein heimelicher, gemüthlicher, fast freundschaftlicher und wenn Jenny's Herzensgüte von der Jugend, die ja keine Tugend kennt, auch manchmal mißbraucht wurde, so ließ er sich doch keineswegs beirren.

Während dieses vierten und letzten Solothurner Aufenthaltes schuf Jenny mehrere größere historische Bilder, Szenen aus der Solothurner- und Schweizergeschichte: Hans Roth vor dem Eichthor (aus Anlaß eines Kantonalschützenfestes); ein allegorisches Bild: Aufnahme Freiburgs und Solothurns in den eidgen. Bund (1481); die Belagerung Solothurns; die Tagsatzung von Stans; Schultheiß Wengi, die Vorstadt-Kirchweih von Solothurn (1499). (S. die Abbildung.) Mehrere dieser Bilder schmücken die Wände des Café de la Poste und der Wirthschaft Schneider in der Vorstadt und verleihen diesen Lokalen etwas Anheimelndes, ein charakteristisches Gepräge, das sie von gewöhnlichen Wirthschaftslokalitäten unterscheidet.

Mit welcher außerordentlichen Meisterschaft Jenny die Feder in der Zeichnung handhabte, davon legt beredtes Zeugniß ab das Album hervorragender Solothurner Schriftsteller und Künstler, das seiner Zeit auf Anregung des Herrn RR. Affolter entstand und vorzüglich gelungene Portraits in prächtigen allegorischen Umrahmungen aufweist. In Oel schuf Jenny die sprechendähnlichen Portraits des Landammanns Vigier, des Bischofs Fiala u. a. m.

Im Sitzungssaale des Gemeinderathes von Zofingen hängt in geschmackvoller Umrahmung Jenny's Bild: „Die Auffindung der Leiche Niklaus Thut's nach der Schlacht bei Sempach."

Bei all den ernsten Arbeiten konnte Heinrich Jenny das humoristische Element, das in ihm steckte, nicht verheimlichen. Zuerst wirkte er am wiedergegründeten „Postheiri" mit, an dem er 14 Jahre s. Z. gearbeitet hatte, und glaubte ihn wieder in die Höhe bringen zu können, aber die Zeiten des Hilarius Immergrün, des Gartenhagmalers und des Blauen Leistes waren vorbei, der neue „Postheiri" kam auf keinen grünen Zweig und mußte nach einjährigem Bestehen



1887 sein Eingehen ankündigen. In der letzten Nummer des Blattes bringt er noch ein Abschiedsbild, das uns ganz wehmüthig stimmt: Der „Postheiri" wandert mit Jules, dem Gartenhagmaler und den Mitgliedern des blauen Leistes zum Eichthore hinaus, bepackt und beladen, während Hilarius Immergrün mit dem Elisi von der Altane des Thores hinunter grüßen. „Es sind nicht sowohl Umstände geschäftlicher Art," sagt die Redaktion in ihrem Epilog, „als vielmehr gerade herausgesagt! — die trübseligen innern Verhältnisse unseres Ländchens, welche es uns gründlich verleidet haben, das kleine Unternehmen, das mit der Zeit entschieden prosperirt hätte, länger fortzusetzen. Der Humor ist zum Teufel gegangen und wie weiland der Wittenberger Mönch schmeißen wir das Tintenfaß an die Wand ad rei memoriam (!) und die Feder unter den Tisch, froh einer verdammten Last ledig geworden zu sein, welche unter andern Verhältnissen für uns wahrhaftig ein Spaß gewesen wäre!"

Nun wandte sich Jenny dem „Nebelspalter" in Zürich zu, dem er eine Anzahl sehr schöner Bilder lieferte, doch der Tod nahte heran und nahm ihm Stift und Griffel aus der Hand.

Unter seinem Nachlasse befinden sich u. A. folgende Tuschgemälde: Tag nach der Schlacht bei St Jakob; Streitende Gemsjäger; Ugolino mit seinen Söhnen im Hungerthurm zu Pisa; der kranke Calvin; Bonnivard im Schloß von Chillon (Illustration nationale Nr. 4) wurde jüngst verkauft. Ferner Aquarelle: Ecce Homo! Uri Rothstock; Taubenlochschlucht bei Biel; Teufelsbrücke; Gemsjäger. Oelbilder: Raubritter; Aarburg bei Olten; Zwischen Jura und Alpen; Vor der Kapelle; Kinder, Brombeeren suchend; An der Birs; Todtensee.

In Tusch ausgeführt malte er in außergewöhnlicher Größe eine schweiz. historische Bildergallerie, die in einem Album vereinigt und als Photographien herausgekommen sind: Die Einnahme der Burg Rotzberg 1307; die Schlacht bei Morgarten; die Belagerung von Solothurn; die Tagsatzung von Stans mit Niklaus von der Flüe; Schultheiß Wengi (1533).

Noch haben wir zweier Bilder zu erwähnen: Der Bauernführer Niklaus Leuenberger auf dem Ostermundingerfeld (1653) und Schultheiß Steiger im Grauholz (1798) und doch haben wir nicht die Hälfte angezeigt alles dessen, was Jenny in seiner langen Künstlerlaufbahn geschaffen hat.

Seine Kunst, zu der er sich nur durch seine Genialität heraufgearbeitet hat, hatte zwei Seiten: Die Historienmalerei und die Genremalerei. Sie zeigt auch die Eigenart Jenny's: glückliche Komposition und kräftige, ausdrucksvolle Gestaltung der einzelnen Figuren. Jenny erinnert uns vielfach an den längst verstorbenen Maler Martin Disteli, obschon er nie sein Schüler gewesen ist.

Wie wir aus seinen Tagebuchblättern gesehen, hat Jenny eine vielfach bewegte, namentlich in seiner Jugendzeit und in Deutschland ärmliche Vergangenheit hinter sich. Mochte ihm das Schicksal auch noch so hart mitspielen, ganz ließ er den Kopf nie hängen; immer gewann seine joviale, gesunde und frische Natur die Oberhand. Dabei war er energisch und rastlos thätig und wahr ist, was einer seiner Schüler in einem poetischen Nachruf von ihm sagt:

Was dein Künstlergenius geschaffen
Lebt in seiner Schönheit ewig fort!
Wie die Eiche trotzt dem Sturmesbeben,
Tratest du entgegen dem Geschick,
Doch von deinem edlen Künstlerstreben
Hielt das Schicksal niemals dich zurück!
Ja, du warst in deinem Erdenleben
Als ein schöpfungsreicher Geist geehrt;
Jetzt, da düst're Schatten dich umgeben,
Kennt man deines Stiftes vollen Werth!
Manches Auge konntest du erfreuen,
Manchen jungen Geist hast du entflammt,
Doch die Liebe, welche wir dir weihen,
Auch von deiner Herzensgüte stammt.

* * *

Samstag den 15. August 1891 Nachmittags 2 Uhr bei fast tropischer Hitze begleiteten die Professoren und Schüler der Kantonsschule und eine große Anzahl Freunde und Bekannte Jenny's seine sterblichen Ueberreste auf den Katharinen-Gottesacker zur letzten Ruhestätte.

Her Rektor Dr. Kaufmann entwarf in ausgezeichneter Rede ein Bild des Lebens und Wirkens des genialen Künstlers, der noch lange fortleben wird in der solothurnischen Bevölkerung, denn mit ihm ist ein gut Stück Solothurnergeschichte zu Grabe gestiegen.



Vereinigung von Groß- und Klein-Basel.

Aus einem Vortrage von Hrn. Prof. Dr. **Andreas Heusler.**

Freitag den 4. März 1892, Abends 8 Uhr, hielt Hr. Prof. Andreas Heusler im großen Saale des Bernoullianums einen öffentlichen Vortrag über die Vereinigung von Groß- und Klein-Basel, welche am 6. April 1392 stattfand. In klarer, übersichtlicher Darstellung beleuchtete der Vortragende die historische Bedeutung dieses Ereignisses, woraus sich dann auch die vollste Berechtigung und Begründung der auf den kommenden Sommer geplanten 500-jährigen Gedenkfeier ergab.

Vor 36 Jahren feierte Basel den ernsten Gedenktag an das große Erdbeben, das vor 500 Jahren die Stadt in Trümmer legte. Heute bereiten wir uns vor, in allgemeiner patriotischer Feier freudig eines geschichtlichen Ereignisses zu gedenken, welches Zeugniß ablegt, daß wenige Jahre nach der schrecklichen Elementarkatastrophe neues Leben aus den Ruinen Basels blühte und eine Zeit angebrochen war, da die Stadt aus einer oft schwierigen Defensive gegen die ihre Freiheit bedrohenden Mächte in die Offensive übergehen konnte und das Gepräge eines muthig und kräftig aufstrebenden Staatswesens erhielt. Damals, gegen das Ende des 14. Jahrhunderts, erfolgte die Vereinigung von Groß- und Klein-Basel, welcher durch Kauf und Eroberung weitere Erwerbungen folgten, so daß Basel bald ein Gebiet beherrschte, um das es andere Städte beneideten. Die zu feiernde historische Thatsache kommt zwar an Wichtigkeit nicht etwa der Gründung des Schweizerbundes oder auch nur der Gründung der Stadt Bern gleich; daher ist auch die Bedeutung der Feier keine so hohe und allgemeine, und selbst vom speziell baslerischen Standpunkte aus betrachtet, mag das Ereigniß des Imponirenden ermangeln, das eine neue Schöpfung eben ihres schöpferischen und zugleich divinatorischen Gedankens wegen verklärt und idealisirt. Aber ebenso gefehlt wäre es, dieses Blatt der Basler Geschichte zu unterschätzen und ein gewöhnliches Geldgeschäft darin zu sehen, das ebenso gut einen andern Gegenstand hätte betreffen oder ganz unterbleiben können. Auch das nimmt ihm nichts



von seiner Bedeutung, daß Klein-Basel durch eine friedliche Erwerbung, nicht durch eine Waffenthat mit der großen Stadt ist vereinigt worden. Wir feiern nicht die Erwerbung, sondern die Vereinigung, und darum ist es auch nicht ein „Klein-Basler Fest," sondern ein Fest, an dem die beiden Stadttheile gleichen Antheil haben, so gut, als bei einem Hochzeitsfeste das Hochzeitspaar und nicht bloß eines der Hochzeitleute gefeiert wird.

Die Bedeutung des Ereignisses für die Entwicklung der Stadt Basel wird durch die Betrachtung der historischen Momente, die dazu geführt haben, in das richtige Licht gestellt.

* * *

Jahrhunderte lang haben Groß- und Klein-Basel neben einander und unbekümmert um einander ihr Leben geführt und sich jedes in seiner Weise eine eigene politische Gestaltung und kommunale Verfassung errungen, ohne groß das Bedürfniß nach einer Verbindung zu empfinden, bis plötzlich am Ende des 14. Jahrhunderts der Rath von Groß-Basel die höchsten Anstrengungen macht und in fast unerhörter Weise seine Finanzkraft anspannt, um Klein-Basel an sich zu bringen und durch förmliche Aufnahme der kleinen Stadt in ihren eigenen Organismus diesen Besitz auf unwiderruflichste Weise für alle Zeit zu sichern. Was hat auf einmal diese neue Wendung der Dinge herbeigeführt? Es war die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit dieser Vereinigung für die eigene Existenz. Und diese Ueberzeugung hatte sich hinwiederum unabweisbar aufdrängen müssen unter dem Eindrucke der Gefahr, die durch den Verkauf Klein-Basels Seitens des heruntergekommenen Bisthums an das mächtig aufstrebende Oesterreich auch die freie Entwicklung Groß-Basels bedrohte.

Entweder mußte Groß-Basel auf eine eigene Geschichte, auf Selbständigkeit verzichten, den landesherrlichen Gewalten der Fürsten die Herrschaft am Oberrhein überlassen, und dann selbst früher oder später, gleich Freiburg im Breisgau, diesen Mächten zum Opfer fallen oder es mußte seinem selbständigen materiellen und geistigen Gedeihen Licht und Luft schaffen, weitern Raum erwerben, um nicht zu verkommen. Basel mußte mit seiner freien Bürgerschaft eine herrschende Macht am Oberrhein sein und die Herrschaft auch zu behaupten vermögen.

* * *

Seit dem Jahre 1365 begann die Wendung der Dinge, aus der sich die Ueberzeugung dieser Nothwendigkeit herausbildete. Es ist das Jahr, in welchem Johann von Vienne den bischöflichen Stuhl bestieg. Mit ihm erhielt der Konflikt zwischen den Interessen des Bisthums und der Stadt jenen akuten Charakter, der in der Folge wohl zeitweise geschlummert hat, aber nie verschwunden ist, bis er im 16. Jahrhundert zu vollständigem Bruche geführt hat. Der neue Bischof, wie er sofort mit mächtigen Nachbarn in die schwierigsten Händel gerieth, stellte sich auch mit der Stadt Basel auf Kriegsfuß, indem er Forderungen bezüglich der Rathswahl u. A. gegen sie erhob, die sie nicht bewilligen konnte. Für Basel wurde die Sache dadurch bedenklich, daß der Bischof in seiner finanziellen Bedrängniß die ihm von Oesterreich angebotene Hilfe ergriff. Denn nun trat in den Vordergrund der Ereignisse das unternehmende Haupt Oesterreichs in den oberrheinischen Gegenden, Herzog Leopold. Die „Zier der Ritterschaft" hieß er bei seinen Vasallen; aber die Geschichte wirft auf ihn einen dunklen Schatten; habgierig und gewaltthätig gegen seinen Bruder, unzuverlässig gegen Verbündete und immer nach neuen Erwerbungen strebend, geräth er in ein abenteuerliches Wesen, das ihm schließlich den Untergang bringt. Zu diesen zwei turbulenten Gegnern, welche die Stadt Basel von Außen bedrohten, kam nun noch das Mißtrauen und die Feindschaft der verschiedenen Einwohnerstände Basels innerhalb ihrer eigenen Mauern. Seitdem die Zünfte zum Stadtregiment gelangt waren und der städtische Haushalt sich immer mehr von der bischöflichen Verwaltung getrennt und diese zurückgedrängt hatte, sah sich die Ritterschaft, die ursprünglich die bischöflichen Aemter und deren Nutzung innegehabt hatte, ihrer ökonomischen Hilfsquellen beraubt und suchte nun durch Erwerb von Aemtern bei der österreichischen Herrschaft im Sundgau, Elsaß und Breisgau den Ausfall zu decken. So waren sie im Herzen mehr österreichische Unterthanen als Basler Bürger, und jetzt, da ihr Lehensherr, der Herzog, als bischöflicher Verbündeter offener Feind der Stadt geworden war, verhängte der Rath über manche von ihnen, namentlich wenn sie sich den städtischen Steuern nicht unterziehen wollten, die Verbannung.

Nachdem die Fehde zwischen dem Bischof, dem Herzog Leopold und den verbannten Edelleuten einer- und der Stadt Basel ander-



seits ohne bemerkenswerthe Waffenthat ein Jahr lang gedauert, vermittelte der Herzog von Oesterreich einen Frieden, dessen Kosten hauptsächlich der Bischof zahlte, indem er Oesterreich für seine auf 30,000 Gulden geschätzten Dienste Klein-Basel als Pfand überantworten mußte. Das Drängen des Herzogs auf rasche Erledigung erklärt sich wohl aus den Verwicklungen, die ihm aus den Ansprüchen Ingelram's von Coucy auf rückständige Ehesteuer seiner Mutter an Oesterreich in dieser Zeit erwuchsen. Aber auch so war er nicht im Stande, der Heeresmacht Coucy's Widerstand zu leisten, er zog sich nach dem festen Breisach zurück und überließ es den Schweizern, mit den Guglern fertig zu werden. Kaum war diese Gefahr vorüber, so nahm er seine Pläne gegen Basel wieder auf. Am 21. Januar 1376 erwarb er von Kaiser Karl IV. die Reichsvogtei, d. h. die Blutgerichtsbarkeit in Basel. Damit war er Inhaber des ersten weltlichen Amtes daselbst geworden. Die Bürgerschaft mußte dadurch in starke Erregung versetzt werden, und ein kleiner Anlaß konnte einen schweren Konflikt herbeiführen. Der blieb denn auch nicht aus. Der Herzog feierte die Faschingstage in Klein-Basel unter großem Zulaufe der Herrschaften aus der Umgegend. Da ritten die Edelleute auch nach Groß-Basel herüber zur Abhaltung ritterlicher Spiele auf dem Münsterplatze und verübten dabei wohl in übermüthiger Faschingslaune gegen die Bürger allerhand Muthwillen und Rohheiten, so daß der Zorn der Bürgerschaft in hellen Flammen ausbrach und die Zünfte unter dem Geläute der Sturmglocken sich um ihre Banner sammelten, über die Edelleute auf dem Münsterplatz und in den nächsten Häusern der Domherren und der Basler Ritterschaft herfielen, Viele tödteten und gefangen nahmen, die Uebrigen zu rascher Flucht über den Rhein nöthigten. Das war die „böse Fastnacht" von 1376. Sie kam Basel theuer zu stehen.

Vergebens suchte der Rath das Ganze als eine einfache Schlägerei darzustellen; vergebens suchte er durch Hinrichtung von 13 „bösen Buben" und durch Verbannung anderer dem Unheil vorzubeugen; der Herzog betrachtete die That als einen Landfriedensbruch, der strenge geahndet werden müsse, was auch nicht ausblieb. Basel war isolirt und mußte sich nothgedrungen zu den schwersten und drückendsten Bedingungen den Frieden mit Oesterreich erkaufen, sich verpflichten, dem Herzog zu dienen und zu warten, und ihn in seinen Fehden zu

unterstützen durch Zuzug und Offenhaltung der Stadt, in gleicher Weise, wie andere österreichische Städte, die verbannten Ritter wieder aufzunehmen und große Summen an die verletzten Edelleute zu zahlen. Ein Gefühl der Niederlage bemächtigte sich der Bürgerschaft und es brauchte wieder einige Jahre ruhiger Sammlung der Thatkraft.

Unterdessen hatte aber Oesterreich den Höhepunkt seiner Macht am Oberrhein und in der Schweiz erreicht. Sein Einfluß auf Basel tritt gerade jetzt, da man doch ein energisches Auftreten erwarten könnte, eher zurück, und zwar offenbar darum, weil der Herzog nachgerade durch seine unternehmungslustige Herrschsucht auch anderweitig zu stark verhängt, auch finanziell zu schwer belastet und verschuldet war, namentlich in Schwaben Erwerbungen entamirt hatte, die auf Schwierigkeiten aller Art stießen und seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Daraus mag sich auch die planlose Weise, wie er die Baslerischen Angelegenheiten anläßlich der zwiespältigen Bischofswahl des Jahres 1382 behandelte, erklären. In diesem Jahre starb Johann von Vienne und das Domkapitel theilte sich in der Wahl seines Nachfolgers zwischen Imer von Ramstein und Wernher dem Schaler. Der letztere war der Kandidat Oesterreichs, fand aber bei diesem keineswegs die nöthige Unterstützung. Denn Leopold sah sich in dieser Zeit von einer politischen Kombination der schwäbischen Reichsstädte und der schweizerischen Eidgenossenschaft bedroht, deren Abwendung alle seine Thätigkeit in Anspruch nahm. Der schon früher flüchtig aufgetauchte Gedanke eines großen Bundes aller freiheitlichen Elemente vom Alpengebirge bis zum Main, eines Bundes der Kommunen der Städte und der Bauern zur Umklammerung und Vernichtung der Landeshoheit der Fürsten schien in dieser Zeit seine Verwirklichung finden zu können, aber er kam von vorneherein nicht in vollem Umfange zu Stande; die Länder der schweiz. Eidgenossenschaft lehnten ihn ab und auch das Bündniß zwischen den schweizerischen Städten und dem schwäbischen Städtebunde, das 1385 mit deutlich sichtbarer Spitze gegen Oesterreich abgeschlossen wurde, erwies sich beim ersten Anlaß als nicht lebensfähig, weil die Interessen der Bundesgenossen immer wieder auseinander gingen. Das zeigte sich zuerst, als Basel, das 1384 dem schwäbischen Städtebunde beigetreten war, im Jahre 1385 wegen stets wiederholter Befehdungen des österreichischen Adels diesen Bund

zum Kriege mahnte: da wollten die Schweizer nicht mitmachen. Hinwiederum als die Schweizer ein halbes Jahr darauf wegen Rapperswyl und Rothenburg mit Oesterreich in Krieg gekommen waren und die schwäbischen Städte mahnten, konnten sich diese nicht zu einer Kriegserklärung entschließen; im Gegentheil verständigte sich der Herzog Leopold mit ihnen und wandte dann seine ganze Heeresmacht gegen die Schweizer. Der Erfolg ist bekannt: bei Sempach ereilte ihn am 9. Juli 1386 das schreckliche Geschick.

Der Sieg der Eidgenossen bei Sempach hat auch die Baslerfrage gelöst. Ohne Verzug ordnete Basel eine Gesandtschaft an König Wenzel ab, um die Reichsvogtei zu erwerben, was auch gelang. Dann, als die Söhne des gefallenen Leopold in höchster Noth und von allen Mitteln entblößt, nach allen Seiten Hilferufe ergehen ließen, erwarb der Rath von ihnen um den Preis von 7000 Gulden die Pfandschaft über Klein-Basel (Oktober 1386). Drei Jahre später ertheilte der Bischof seine Einwilligung dazu, und durch immer neue Darleihen an das finanziell zerrüttete Bisthum, die zu der Pfandsumme geschlagen wurden, brachte es der Rath endlich dazu, daß der Bischof um die Gesammtsumme von 29,800 Gulden Klein-Basel an den Rath der großen Stadt zu ewigem, unveräußerlichem Eigenthum abtrat, durch Brief vom 6. April 1392.

Damit war das längst ersehnte Ziel, dessen hohe Bedeutung die Bürgerschaft wohl erkannt hatte, erreicht. Die Stadt hatte sich keine Opfer an Geld, an direkten und indirekten Steuern scheuen lassen, ihre Schuld war schon 1390 bis auf 85,000 Gulden gestiegen. In Folge des definitiven Erwerbs hätte nun allerdings Groß-Basel das Herrschaftsrecht ausüben und Klein-Basel als Unterthanenstadt behandeln können. Aber das mußte sich politisch als unmöglich darstellen. Klein-Basel hatte bereits einen Grad von Selbständigkeit erreicht, der seine Unterordnung unter die Herrschaft eines gleichartigen Herren nicht zuließ. Als Unterthanenstadt wäre Klein-Basel immer versucht gewesen, sich in Opposition zu der Herrschaft zu stellen, um seine eigenen Interessen zu verfolgen, in bewegten Zeiten unter Umständen mit den Feinden Basels zu konspiriren. Im Bereiche der politischen Betrachtung lag nichts anderes, als eine Vereinigung der beiden Städte auf dem Fuße voller Gleichberechtigung. Der Klein-Basler Rath wurde aufgehoben, die Klein-Basler traten in die Zünfte Groß-Basels



und wurden dadurch auch der Mitgliedschaft im Rathe der großen Stadt theilhaftig, die Vereinigung vollzog sich in der Form der Stadterweiterung; wie die Stadt früher auf die Vorstädte war ausgedehnt worden, so zog sie nun Klein-Basel in ihren Bereich.

Wer dabei gewonnen habe, ist eine müßige Frage. Beide Theile wurden des Segens der Vereinigung theilhaftig. Die letztere bildete einen mächtigen Faktor des Aufschwungs, den Basel im 15. Jahrhundert nahm. Muth und Thatkraft erfüllte die Bürger; die Stadt war kampffähiger, gefürchteter und imposanter als je. Sie hatte auf dem rechten Rheinufer einen Stützpunkt erhalten, dessen Werth namentlich in den Jahren 1444—49 fühlbar wurde. Aber nicht nur in staats-, auch in handelspolitischer Beziehung erwies sich die Vereinigung als ein eminenter Vortheil; der Grenzstreit zwischen beiden Theilen und die Zollplackereien auf dem Rhein hörten auf; die Brücke wurde frei für den Transit. Basel wurde der Durchgangspunkt großer Verkehrs- und Heerstraßen; es wurde durch Handel und Gewerbe reich, durch ungestörten materiellen und idealen Verkehr ein geachtetes und hervorragendes Glied in der stolzen Kette der oberdeutschen Städte. Aber nicht nur für die Vergangenheit hat die vor 500 Jahren vollzogene Verschmelzung zu einem Stadtganzen Bedeutung; fassen wir die heutigen Verhältnisse ins Auge und vergegenwärtigen wir uns nur einen Augenblick, wie es wäre, wenn das rechtsseitige Rheinufer dem deutschen Reichsgebiet zugehörte, so müssen wir unsern Vätern von Herzen dankbar sein für die klug durchgeführte That und den Impuls, den sie dadurch zum Aufblühen unserer Stadt gegeben. Welcher Basler wollte denn nicht auch mit ungetrübter Freude und Begeisterung die Gedenkfeier im nächsten Sommer begehen und zum Gelingen derselben sein Bestes beitragen!



Ein Spaziergang nach Bellelay.

Von Jos. Schilliger in Pruntrut.

An schönen Sommertagen, wenn lau die Lüfte wehn, zieht es den Städter hinaus in Gottes freie Natur, um das Auge zu laben an den Wunderwerken der Schöpfung, um die Brust zu baden in der balsamischen Waldes- und Bergesluft. Wohl mag ihm dabei manchmal die Wahl schwer fallen, denn zahlreich sind die Gipfel mit berühmter Fernsicht, die Seen mit zauberhaften Reizen, die romantischen Thäler, die tosenden Wasserfälle, welche den nach reinem Naturgenuß Schmachtenden anlocken. Und doch scheinen es einige dieser Berühmtheiten darauf abgesehen zu haben, das Schönheitsmonopol an sich zu ziehen. Nicht nur das Reisen als solches ist jetzt eine Modesache, sondern auch die Reiseziele sind modisch geworden. Wenn wir an einem Sommermorgen einen Freund mit Stock und Ränzel dem Bahnhof zueilen sehen und wir ihn nach seinem Vorhaben fragen, so wird er uns mit überlegener Miene mittheilen, dieses Mal gehe es ins Oberland oder an den Vierwaldstättersee. Denn darunter thut es nun einmal derjenige nicht, der etwas auf seinen Touristennamen hält. Aber muß es denn immer diese hocharistokratische Rigi oder das von Geldprotzen belagerte Interlaken sein, denen unsere Besuche gelten? Warum das Reisen nicht auch einmal demokratisch gestalten? Und wie viele schöne Winkel birgt nicht unser liebes Vaterland, die so zu sagen noch der Entdeckung harren, die bis jetzt ihre Reize einsam vertrauerten, unbewundert von der naturschwärmenden Menge des neunzehnten Jahrhunderts!

In eine so ganz unbekannte Gegend wollen wir indessen den Leser nicht führen, denn das Thal der Sorne und das Kloster Bellelay, wohin wir ihn zu begleiten gedenken, sind wenigstens den Anwohnern der Birs nicht fremd, wenn auch nicht in dem Maße bekannt, wie sie es verdienten. Zu unserer Expedition haben wir nichts Anderes nöthig als einen wonnigen Sommertag, denn alles Uebrige ergibt sich von selbst, wenn uns einmal die Jurabahn über Delsberg hinaus nach der Station Bassecourt — zu deutsch Altdorf — ge-

bracht hat. Dort ausgestiegen, gehen wir in der Richtung nach Glovelier vorwärts — wer von Pruntrut herkommt, steigt auf dieser letztern Station aus, — bis wir zu einem Wegweiser kommen, der uns auf der rechtwinkelig sich abzweigenden Straße nach Süden weist und die Entfernung bis Bellelay auf vierzehn Kilometer angibt. Von hier aus sind wir in ein paar Sprüngen in dem kleinen, mitten in Obstbäumen versteckten Dörfchen Berlincourt. Dasselbe besitzt zwar nur ein einziges Wirthshaus, welches aber alle guten Eigenschaften seiner Art in sich vereinigt: Freundliches Gastzimmer, gute Küche und Keller und aufmerksame Bedienung. Spezialität: Tadelloser Schweizerkaffee. Da wir aus langjähriger Reisepraxis wissen, daß ein währhafter Milchkaffee, zumal am frühen Morgen, die beste Grundlage für romantische Eindrücke jeder Art bildet, rühren dieselben nun von Wasserfällen oder Gletschern, Wäldern oder Schluchten her, so wird die freundliche Wirthin, eine urchige Aargauerin, um sofortige Verabfolgung dieses Artikels ihrer höhern Küchenweisheit ersucht.

Während wir in idyllischer Ruhe unsern Kaffee schlürfen, kommen einige martialisch aussehende Gestalten daher, in welchen wir, obschon sie weder Flinte noch Jagdhund bei sich führen, Pruntruter Nimrode erkennen. Da das edle Jagdvergnügen den Menschen nur einen Theil des Jahres beschäftigt, ein echter Sportsmann indessen sein höheres Selbst im Sommer nicht darf verkümmern lassen, so sind diese Herren auf die glückliche Idee verfallen, sich während der Schonzeit als Hornbläserklub zusammenzufinden — was es doch für allerlei Klubs unter der Sonne gibt! Sie haben deßhalb große Waldhörner bei sich, um damit in den Tiefen des Pichoux das Echo zu wecken.

Die Jäger allein bei ihrem Frühtrunk lassend, machen wir uns wieder auf den Weg, der nun anfängt romantisch zu werden. Denn gleich oberhalb des Dorfes verengert sich das Thal, die Felsen treten ganz nahe an einander heran und lassen kaum die Straße und die brausende Sorne zwischen sich hindurch. Anmuthige Buchen, träumerische Tannen und düstre Föhren schmücken die Abhänge und verhüllen zum Theil die jähen Felsen, an deren Fuß, halb unter Weidengebüsch versteckt, der Fluß rauscht und schäumt und durch seine Musik und sein Farbenspiel die Sinne des Wanderers gefangen nimmt. Bald erweitert sich das Thal wieder und wir erblicken die Gebäulichkeiten der ehemaligen Eisenwerke von Undervelier. Hoch ragt

inmitten derselben ein geborstener Kamin empor. Düster schauen uns die schwarzen, theilweise zerfallenen Mauern an, diese Zeugen einer einstigen regen Betriebsamkeit, einer Industrie, welche der Konkurrenz und den Verkehrsmitteln der Neuzeit erlegen ist.

Bischof Jakob Christoph Blarer war es, welcher im Jahre 1599 hier einen Eisenhammer errichtete, nachdem er in Courrendlin einen Schmelzofen erstellt hatte und nun das Gußeisen von dort nach Undervelier führen ließ. Diese Gegend besaß damals noch einen großen Holzreichthum. Das Erz lieferten die Bergwerke von Delsberg und Münster. Der Bischof betrachtete den Eisenhandel als sein fürstliches Regal und erließ diesbezügliche Gesetze. Allein trotz des Verbotes, dieses so nothwendige Metall aus andern Gegenden zu beziehen, wurde im Münsterthale ein lebhafter Eisenschmuggel von Solothurn her betrieben.

Im Jahre 1745 entstand in Undervelier neben dem Eisenhammer noch eine Gießerei. Indessen ließ schon 1767 der Bischof Simon Nikolaus von Montjoie dieselbe schließen, weil dort die Holzschätze erschöpft waren. Ein Theil der Gebäulichkeiten mußte 1773 neu erstellt werden. Im Jahre 1813 waren hier ein Hochofen, drei Frischherde, zwei große und drei kleine Hämmer in Thätigkeit. Eine Aktiengesellschaft übernahm 1840 den Betrieb der Eisenwerke von Undervelier und Bellefontaine. Um das mangelnde Holz zu ersetzen, bezog man Torf von Bellelay her.* Mit der Eröffnung der Jurabahn wurden die Werke nach und nach eingestellt. Die von Undervelier, welche inzwischen an die jetzigen Besitzer von Roll & Cie. übergegangen waren, arbeiteten noch bis zum Jahre 1880. Seit zwei Jahren herrscht dort aber wieder eine ungemein rege Thätigkeit. Zwar sprühen weder Hochöfen noch Eisenhämmer. Wohl aber hat sich da ein Zweig der in unserm Lande „modernsten" Industrie eingefunden, nämlich die Fabrikation der Schäfte für unsere neue Schießwaffe. Jeden Tag werden hier bei 200 Stück dieser hölzernen Gewehrbestandtheile von ungefähr 60 Arbeitern mit Hilfe von eigens hiefür erstellten Maschinen schablonenmäßig verfertigt. Daneben werden auch Gewehrläufe gebohrt. Ein Besuch in der Kantine, wo ein gutes Bier ausgeschenkt wird

* Nach Quiquerez: Les mines, les forêts et les forges de l'ancien évêché de Bâle.



und Basler-, Berner- und Solothurner-Zeitungen aufliegen, belehrt uns, daß die meisten Arbeiter Deutschschweizer sind.

Gleich hinter diesen ehemaligen Eisenwerken erheben sich zwei gewaltig vorspringende Felsen von über 300 Fuß Höhe, zwischen welchen der Fluß und die Straße sich wie durch ein Riesenthor hindurchziehen. Einem andern Naturwunder begegnen wir kurz vor dem Eintritt in das Dorf Undervelier. Rechts an der Straße liegt nämlich eine halbkugelförmige Grotte von ungefähr 70 Fuß Durchmesser, deren Eingang einen regelmäßigen Kreisbogen bildet und durch ein Eisengitter abgeschlossen ist. Sie ist in der Gegend unter dem Namen Grotte de Ste. Colombe bekannt. Im Innern derselben sprudelt eine Quelle aus dem Kalkfelsen hervor, mannigfaltige Pflanzen bedecken den Boden. Der Name der Grotte und das hohe Kruzifix, welches sich unter ihrem Eingang erhebt, deuten auf eine religiöse Sage hin, die sich daran knüpft. Auf unsere Erkundigungen hin theilte uns der Lehrer von Undervelier Folgendes mit:

Die heilige Colomba war eine Jungfrau, welche in einer andern Höhle oberhalb des Dorfes wohnte, aber zuweilen bis zu dieser Grotte spazierte. Ein Bär schützte sie vor den Mißhandlungen roher Soldaten. Ihr verdankt das Wasser in der Höhle seine Wunderkraft. Schwächliche, rhachitische Kinder werden aus der Umgegend hieher gebracht und in der kalten Quelle untergetaucht, worauf man dem Pfarrer des Ortes das Stipendium für eine am Altare der heiligen Colomba zu lesende Messe verabfolgt.

Zur Zeit des Schismas, im Jahre 1874, hielten die Römisch-katholischen ihren Gottesdienst in dieser Grotte.

Das Dorf Undervelier,* auf deutsch Unterschwyl, liegt in einem Thalkessel und besitzt einige schmucke Häuser. Die Bewohner, etwa 500 an der Zahl, beschäftigen sich mit Uhrenfabrikation, Landwirthschaft und Holzhandel. Die hübsche Kirche wurde vor etwa dreißig Jahren gebaut und ist dem heiligen Erhard geweiht, der massive Thurm trägt die Jahreszahl 1721. Das stattliche Schulhaus macht der Gemeinde alle Ehre.

Die Straße, welche von Undervelier nach dem Pichoux führt, wurde in den dreißiger Jahren von Oberst Buchwalder von Delsberg

---

* Quiquerez leitet den Namen von undarum villa her.

gebaut. Die alten Leute des Ortes erinnern sich noch des frühern Fußweges und einer neben dem Wasserfall angebrachten Leiter, vermittelst welcher man die Schlucht hinaufstieg.

Oberhalb des Dorfes, da wo man den Fluß auf einer soliden Brücke überschreitet, fängt die Straße an steiler zu werden. Das Thal wird immer enger, immer romantischer, die düstern Tannen mischen sich immer mehr in das frohe Buchengrün.

Wir sind in den Schluchten des Pichoux. Tief unten rauscht die Sorne, ihre Wellen schäumen um Felsblöcke, die mit zartgrünem Moos bedeckt sind, welchem ein paar neugierige Sonnenstrahlen einen zauberhaften Glanz verleihen, der sich malerisch gegen die im Grunde liegenden, mit schwarzen Flechten bewachsenen Steine abhebt. Schöne Tannen und Buchengruppen rahmen dieses Stück Wasserpoesie ein. Aber nicht bloß im Sommer entfaltet hier die Natur eine verschwenderische Pracht, sondern auch im Spätherbst, wenn der Wald alle Farbenabstufungen vom Hellgrün bis zum Dunkelbraun aufweist und das stellenweise einfallende Sonnenlicht den Farbeneffekt noch verdoppelt, bieten die gorges du Pichoux dem Wanderer einen Hochgenuß. Es scheint dann, als wolle die Natur noch einmal ihre ganze Kraft zusammennehmen, um so recht zu zeigen, welchen Prachtaufwand ihre reichen Mittel ihr erlauben.

Wir kommen durch eine Felsengalerie, die uns an das Urnerloch erinnert, jedoch mit dem Unterschied, daß sie uns nicht „in ein heiteres Thal der Freude" führt, sondern in die „Schöllenen", wie denn überhaupt das Pichoux für ein Urner Thal en miniature gelten kann. Die Schlucht wird auf einmal ganz enge, die Felsen steigen fast senkrecht empor, die Straße, die sich dicht neben dem schmalen Flußbett hinzieht, überbrückt dasselbe abermals. Auf den grauen Kalksteinblöcken wachsen die kleine Glockenblume in ihrem himmelblauen Kleidchen, die violettblütige Akelei, das traute Maßlieb sowie hellschimmernde Moose. Auf den vorspringenden Felsen über unsern Häuptern, in den Ritzen, überall wo Mutter Natur ein Plätzchen gewährt, haben Tannen Wurzeln gefaßt. Dazwischen haben Bäche Runsen ausgewaschen und stürzen sich brausend in den Fluß hinunter.

Auf einmal treten wir aus dieser wildschönen Einsamkeit heraus und befinden uns vor dem Wirthshaus zum Pichoux. Eine kurze Rast ist hier angezeigt, um so mehr, als der Wirth, ein freundlicher

Altberner, über eine gute Flasche Wein verfügt, die uns seine Tochter, die schmucke Fräulein Bertha, nach allen Regeln der Servierkunst vorsetzt.

Von hier führt eine Straße in 2½ Stunden nach Münster hinunter. Der nunmehr ebenen oder doch nur sanft ansteigenden Hauptstraße folgend, erblicken wir bald links am Bergabhange das freundliche Dörfchen Sornetan, dessen Kirchenglocken uns einen Sonntagsmorgengruß zusenden. Châtelat, durch welches uns der Weg zunächst führt, ist ein kleiner Ort, der kaum fünfzehn Häuser zählt.

* * *

Die Straße nimmt hier nochmals eine ziemliche Steigung an. Indessen erblicken wir bald durch die Tannenwipfel hindurch das Klostergebäude von Bellelay in einsamer Beschaulichkeit in einem Thalkessel gelegen. Der Ort scheint wie dazu geschaffen, um der Weltentsagung und stillen Betrachtung zu obliegen. Eine reizlose, sumpfige Thalmulde, 930 Meter über Meer gelegen, von finstern Tannenhügeln umlagert, macht die Gegend auf den Besucher selbst im Sommer einen melancholischen Eindruck. In frühern Jahren wurde in derselben Torf gegraben, der hauptsächlich in den Eisenwerken von Undervelier seine Verwendung fand.

Das im Jahre 1797 aufgehobene Kloster Bellelay gehörte dem vom heiligen Norbert zu Anfang des zwölften Jahrhunderts gestifteten Orden der Prämonstratenser (französisch: Ordre des Prémontrés). Die Gründung fällt in das Jahr 1136. Mit derselben, sowie mit der Etymologie des Wortes Bellelay (lateinisch: Bellelagia) ist eine Sage verknüpft. Nach derselben hätte sich Sigismund, Propst des Kapitels Moutier-Grandval, einmal auf der Jagd verirrt, als er eine Wildsau (französisch: laie) verfolgte. In seiner Noth gelobte er dem Herrn an dieser Stelle ein Haus zu bauen, worauf er bald seinen Heimweg wieder fand. Zum Danke für seine wunderbare Rettung ließ er an dem Orte eine Kapelle errichten und nannte diese selbst Belle-laie. Ohne uns bei kritischen Bemerkungen über diese Etymologie aufzuhalten, gehen wir gleich zu den hauptsächlichsten Ereignissen in der Geschichte des Klosters über, wobei wir uns an die „Histoire de l'ancienne abbaye de Bellelay" von Pfarrer Saucy halten werden.*

* Es sei hiebei auch auf die verdienstvolle Arbeit von Dr. S. Schwab „Das Kloster Bellelay," erschienen im Berner Taschenbuch 1892, hingewiesen.



Als erster Abt wird Gerold genannt, den das Prämonstratenser-kloster Lac de Joux hinsandte, um von der neuen Stiftung des Propstes Sigismund Besitz zu nehmen. Die „weißen Mönche" von Bellelay, wie man sie wegen ihrer Kleidung — weißwollene Kutte und weißer Filzhut — nannte, erhielten bald reiche Donationen in der Umgebung, so das um das Kloster gelegene Gebiet, die Kirchen von Boécourt und Tavannes u. a. m. Filialen entstunden später in Grand-gourt, zwischen Pruntrut und Delle gelegen, sowie bei Wyhlen (Kreis Lörrach) die Abtei Himmelspforte.

Auf dem Konzil zu Konstanz (1414) erhielt der Abt Heinrich Nerr von Bellelay für sich und seine Nachfolger das Recht, Ring, Inful und Stab zu tragen, sowie ein kaiserliches Diplom, kraft dessen der Kaiser Sigismund das Kloster unter seinen Schutz nahm, ihm seine Besitzungen und Rechte bestätigte und ihm das Burgrecht der freien Reichsstädte Bern und Solothurn verlieh. Aber die Reise nach Konstanz, sowie der Aufenthalt in dieser Stadt scheinen die Hilfsmittel des Abtes erschöpft zu haben, denn er war drei Jahre später genöthigt, ein Haus, welches das Kloster in Neuenstadt besaß, um 17 Gulden zu verkaufen.

Einer der bedeutendsten Aebte war Nikolaus Schnell von Biel (1508—1530). Er schloß zwischen seiner Vaterstadt und dem Kloster ein Burgrecht, laut welchem Biel sich verpflichtete, das Gotteshaus zu schützen und zu vertheidigen, sowie das nöthige Holz für den Bau der Häuser zu liefern, die der Abt in der Stadt besaß. Dafür mußte Bellelay jährlich fünfzehn Thaler entrichten und die Herren von Biel bei ihren Besuchen im Kloster höflich und freundlich empfangen und sie mit ihren Dienern und Pferden gastfrei halten.

Unter dem Abt Jean Gogniat (1530—1553) brach die Reformation aus. Das Kloster hatte schwere Prüfungen zu bestehen. Nach einer Ueberlieferung soll Farel selbst in Bellelay gepredigt haben. Auch soll damals zwischen dem Bischof von Basel und der Stadt Biel ein geheimer Vertrag abgeschlossen worden sein, laut welchem bei einer allfälligen Aufhebung des Klosters Bellelay (etwa in Folge der Reformation) jene beiden Kontrahenten sich in dessen Güter theilen würden.

Noch manch bittere Enttäuschung brachte die Reformation dem Kloster. Dasselbe versah die Pfarrei Tavannes mit Geistlichen. Als

im Jahre 1529 dort die evangelische Lehre sich auszubreiten drohte, sandte der Abt seinen Unterprior Jakob Möschler als Pfarrer hin, weil ihm derselbe wegen seines Glaubenseifers besonders geeignet schien, dem Abfall Einhalt zu gebieten. Allein gerade dieser Möschler war es, welcher sich bald öffentlich zur neuen Lehre bekannte und sich verheirathete. Im Jahre 1538 sehen wir ihn nach längerer Abwesenheit wieder als reformirten Pfarrer von Tavannes auftauchen und, was eigenthümlich ist, sogar in freundschaftliche Beziehung zum Kloster Bellelay treten. So besorgte er z. B. für den Abt die Geschäfte eines Notars. Für solche geleistete Dienste erhielt der ehemalige Konventual und nunmehrige Prädikant Möschler vom Kloster ein alljährliches Geschenk von einem Faß Wein, wogegen er aber durch Revers ausdrücklich erklären mußte, daß diese Vergünstigung kein Recht für seinen Nachfolger im Predigtamte nach sich ziehe.

Im Jahre 1556 brannte das Kloster ab, wurde aber sogleich wieder aufgebaut. Unter dem Abt Werner Briselance (1576—1612) fand eine Reform der Klostersitten statt. Es handelte sich dabei besonders auch darum, gewisse Einkünfte, welche sich die Konventualen persönlich zuschrieben und bezogen, was also der Regel der freiwilligen Armuth zuwiderlief, dem Kloster als solchem zuzuwenden. Bei diesem Reformwerke unterstützten den Abt der Nuntius Bonhomo und der Bischof Jakob Christoph Blarer, welch letzterer sich die Verbesserung der Sitten in seiner Diözese Basel besonders angelegen sein ließ. Der Abt Briselance gerieth indessen bald in Streit mit diesem Kirchenfürsten, welcher nicht nur die sämmtliche Gerichtsbarkeit des Klosters an sich zu reißen suchte, sondern seine Hände selbst nach dessen Gütern ausstreckte, um damit sein kürzlich gegründetes Jesuitenkollegium in Pruntrut zu dotiren. Durch päpstlichen Entscheid fiel so die dem Kloster gehörende Priorei Miserez (zwischen Miécourt und Charmoille gelegen) der Gesellschaft Jesu als Eigenthum zu.

Der dreißigjährige Krieg ging am Kloster Bellelay nicht spurlos vorüber. Zwar blieb es, Dank seinem Burgrechte mit Solothurn und Biel, in Folge dessen es in die schweizerische Neutralität eingeschlossen war, lange Zeit von der Kriegsfurie verschont. Allein im Jahre 1637, als Truppen des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar ihr Winterquartier in den Freibergen aufschlugen, hatte auch Bellelay zu leiden. Der Abt und die meisten Klostergeistlichen hatten sich nach

Neuveville geflüchtet, während bloß einige muthige Mönche im Kloster zurückblieben, um dasselbe vor Plünderung zu bewahren. Die fremden Gäste begnügten sich indessen mit dem reichlich vorhandenen Klosterwein und den Lebensmitteln und verschonten das Gotteshaus und dessen Insassen. Der Aufenthalt des Abtes in Neuveville dauerte bis 1645.

Unter dem Abte Friedrich von Staal (1692—1706) beginnen die großartigen Bauten in Bellelay. Sein Werk ist der Bau des Wirthshauses, über dessen Thüre noch das Wappen dieses Abtes, sowie die Jahreszahl 1698 steht. Es ist ein massives zweistöckiges Gebäude mit sehr dicken Mauern, das von jeher als Taverne benutzt wurde. Gegenwärtig ist es Eigenthum der Vicomtesse de Salignac-Fénelon in Paris.

Der Abt Voirol (1706—1719) setzte die Bauthätigkeit fort. Nachdem das Kloster vergrößert worden war, ging er 1710 an den Bau der Kirche, welche am 23. Oktober 1714 durch den Fürstbischof Johann Konrad von Reinach eingeweiht wurde. Sie ist in dem damals blühenden Rokokostyl ausgeführt und zeigt in ihrem Grundriß die Kreuzform. Ihre Länge beträgt 180 Fuß, die Breite 75 Fuß. Vierzehn Pfeiler tragen das Hauptgewölbe. Hinter diesen laufen rechts und links Galerien. Das Chor war durch ein Eisengitter von kunstvoller Arbeit vom Schiff abgeschlossen. Darunter befand sich das Grabgewölbe, worin im Ganzen 55 Mönche beigesetzt wurden. Jetzt bietet diese Kirche, einst eine der schönsten im Jura, ein trauriges Bild der Verwüstung dar. Die nackten Räume enthalten die Stallungen des Pächters und bloß einige verblaßte Fragmente eines Gemäldes an der Chorwand erinnern an die einstige Bestimmung des Baues.

Die aus soliden Quadersteinen aufgeführte Façade mit den beiden Thürmen macht heute noch einen harmonischen Eindruck. Letztere sind zwar verfallen und nur der eine, höhere zeigt noch über dem quadratischen Unterbau ein oberes, achteckiges Stockwerk, über welches sich einst eine Kuppel wölbte. Jetzt wachsen Gras und Strauchwerk in den öden Schalllöchern.

Im Jahre 1718 erhielten die beiden Thürme zehn Glocken, die man in Bellelay selbst goß. Dieselben gaben die aufeinanderfolgenden Töne der natürlichen Tonleiter wieder und bildeten das schönste Glockengeläute im Jura.

Unter dem Abt Sémon wurde in den Jahren 1728—1736 das Kloster neu erbaut, so wie wir es heute noch sehen. Es geschah das nach dem Plan des Klosters St. Urban im Kanton Luzern, welches kurz vorher ebenfalls neu erstanden war. Der Bau nimmt eine quadratische Fläche von 200 Fuß Seite ein und besteht aus drei Flügeln, in deren Mitte der geräumige Hof liegt. Die Nordseite wird durch die Kirche abgeschlossen. Die vier Eckflügel stehen je um dreizehn Fuß vor und geben der Façade eine gefällige Gliederung. Hohe, solide Kellergewölbe mit starken Bogen stützen den Oberbau und lassen denselben aus der etwas sumpfigen Bodenvertiefung heraustreten. Im südlichen Flügel des Erdgeschosses liegen die Küche, der Speisesaal für die Fremden und das Refektorium des Abtes. Der erste Stock enthält den sogenannten Prinzensaal, den Audienzsaal, die Gemächer des Abtes mit prächtigen runden Kachelöfen, deren einer die Jahrzahl 1735 trägt. Eine Thüre am Ende des Ganges führt von diesem Stocke auf die Galerie der Kirche. Im nordwestlichen Eckflügel des zweiten Stockes ist der Theatersaal, der für dramatische Aufführungen bestimmt war. Ihm entsprechend befindet sich am andern, südwestlichen Ende der Musiksaal, sowie im nordöstlichen Flügel, an die Kirche angelehnt, der Bibliotheksaal mit allegorischen Deckgemälden, darstellend: Die Gerechtigkeit mit der Waage, Moses mit den Gesetzestafeln, die Sternkunde, der Glaube, in der Mitte Saturn, die Muse der Geschichte und ein Januskopf.

Das Kloster zählt im ganzen achtzig Gemächer.

* * *

In Bellelay war es, wo der unglückliche Pierre Péquignat von Courgenay, der Leiter des Aufstandes gegen den Fürstbischof, bei seiner Rückkunft von Bern, wo er vergebens die gnädigen Herren dieser Stadt für die Sache der Freiheit zu gewinnen gesucht hatte, mit einem seiner Freunde am 30. April 1740 gefangen genommen wurde. Der Vogt der Freiberge ließ die Aufrührer nach Saignelégier und von dort nach Pruntrut transportiren, wo ihre Häupter am 31. Oktober des gleichen Jahres vor dem Stadthause unter dem Schwert des Henkers fielen. Auch der Abt Sémon war angeklagt, in der Verschwörung gegen den Fürsten verwickelt zu sein. Unter dem Vorsitze eines Delegirten des Nuntius in Luzern verurtheilte ihn das Gericht

von Delsberg dazu, nach Pruntrut zu gehen, um dem Fürsten Abbitte zu leisten, sowie sechs Jahre lang sein Kloster nicht zu verlassen, welches Urtheil indessen nach einem Jahre gemildert wurde.

Eine großartige Feier erlebte das Kloster Bellelay am 3. März 1776. An diesem Tage empfing dort der Bischof Friedrich von Wangen seine Weihe. Dieselbe ertheilte der Weihbischof von Lydda, der Elsässer Gobel, der sich nachmals von der französischen Nationalversammlung zum konstitutionellen Bischof von Paris ernennen ließ und 1794 guillotinirt wurde. Die Zeremonie fand in Gegenwart vieler kirchlicher und weltlicher Würdenträger unter sehr großem Gepränge statt.

Das Jahr 1772 sah in den Mauern des Klosters eine Lehranstalt entstehen, das berühmte Pensionat von Bellelay. Der Abt hatte die Oberleitung über die Schule, die Mönche ertheilten den Unterricht. Anfänglich wurden die Zöglinge in einem Flügel des Klosters untergebracht. Aber bald erstellte man auf der Westseite desselben, links neben dem Haupteingange, zu diesem Zwecke ein besonderes Gebäude, welches bis 1820 bestand. Als Lehrfächer galten: Religionsunterricht, Philosophie, lateinische, französische und deutsche Sprache, Rechnen, Geschichte, Geographie, Mathematik, Gesang, Musik, Tanzen und Fechten. Ein besonderes Gewicht legte man auf Höflichkeit und feine Umgangsformen. Große Sorgfalt wurde auch auf die militärische Ausbildung verwendet. Die Zöglinge hatten in ihrer freien Zeit ihre Waffenübungen, wie unsere heutigen Kadetten. Wenn dieselben bei feierlichen Anläßen in ihrer blauen Uniform und mit ihren kleinen Gewehren erschienen, in Schlachtordnung aufmarschirten und ihre Schwenkungen machten, so sah ihnen Niemand mehr die Klosterschüler an.

Der Jahresbericht für 1783, der noch in lateinischer Srache abgefaßt ist, nennt folgende Klassen: Secunda rhetorica (4 Schüler), prima rhetorica (6), suprema grammatica (9), media grammatica (7), infima grammatica (4), prinicpia (8). Als Fächer figuriren: Stylus historicus, amplificatio latina, amplificatio vernacula, carmen, stylus epistolarus, arithmetica, doctrina christiana, historia, geographia. Als Schüler treffen wir z. B. einen Franciscus Xav. de Mohr, Patricius Lucernensis, Helvetus, ferner einen Franciscus Xaver. de Zurgilgen, ebenfalls aus Luzern, einen

Ludovic. de Lenzburg, Patricius Friburgensis, Helvetus, einen Jacobus Migy, Bruntrutanus, Rauracus.

Am Schlusse des Schuljahres pflegten die Zöglinge zuweilen theatralische Aufführungen zu veranstalten. Wir lassen hier den dem Jahresbericht für 1786 beigedruckten Theaterzeddel folgen, weil der Inhalt der beiden Komödien für den Geist der Anstalt charakteristisch ist.

Monsieur D'Arebours ou le distrait.

Comédie en trois actes entremelée de Danses.

Représentée par Messieurs les Pensionnaires de l'Abbay de Bellelay les 3 et 5 Septembre 1786.

SUJET: Monsieur d'Arebours, gentilhomme de province s'etoit rendu à Paris depuis quelques mois pour y chercher un emploi et pour s'y avancer; mais il est sujet à des inattentions, qui le rendent la risée de tout le monde, et qui le font échouer partout: il est donc forcé de quitter la Capitale et les vains projets de fortune, dont il s'étoit ocupé inutilement

La scène est à Paris, à l'Hôtel des étourdis, rue des extravagués, au signe du lourdeau.

Auf dieses französische Stück folgte ein deutsches:

Die Soldaten im Winterquartier.

Ein Lustspiel in zween Aufzügen,

aufgeführt von den Herren Zöglingen der Kostschule in Bellelay.

Inhalt: Kinder von gemeinen Leuten können auch was werden, wenn sie sich wohl halten; tausend Beyspiele und der Obrist dieses Lustspieles beweisen diese Wahrheit. Herr Tholling, Gastgeb zu Heimstetten, hatte einen Sohn, der, nicht wie viele, aus Noth oder Verzweiflung Soldat geworden. Er vergaß niemal die christliche Erziehung, die er von seinem ehrlichen Vater bekommen hatte. Er zeigte sich unverändert als einen wahren Christen; im Felde zeigte er Muth, wie ein jeder Soldat, bey dem es um die Brust gut steht. Endlich durch sein Wohlverhalten stieg er nach und nach so hoch, daß er für seine wichtigen Dienste ein Regiment bekam, das wirklich in seiner Vaterstadt im Winterquartier lag.

(Unter den Trägern der Rollen befinden sich z. B. der Herr Graf von Hennin, der Herr Freiherr von Pfiert.)

Während den Stürmen der Revolution hatte die Klosterschule von Bellelay ein Asyl in Solothurn gefunden. Das Verzeichniß der mit Preisen bedachten Schüler für das Jahr 1792 wurde bei Gaßmann in dort und zum ersten Male in französischer Sprache gedruckt. Der Titel lautet: Distribution des prix du colège de l'abbaye de Bellelay de l'ordre des Prémontrés, fait à Soleure le 5 Septembre 1792. Als Unterrichtsfächer für die oberste Klasse sind aufgezählt: Amplification latine, amplification française, traduction française, vers, version allemande, mathématiques, traité de la religion, histoire, géographie. Im Ganzen erhielten 66 Schüler Preise.

Die Klosterschule Bellelay hat während den siebenzehn Jahren ihres Bestehens 464 Zöglinge beherbergt, die zum größten Theil den höhern gesellschaftlichen Kreisen angehörten. Der Jura, die katholischen Schweizerkantone, das Elsaß, Frankreich, Deutschland, sogar Holland und Polen schickten junge Leute den Prämonstratensern zur Erziehung.

Die französische Revolution, die ihre Wogen bald in das Gebiet des Fürstbischofs von Basel schlug, war für das Kloster Bellelay der Anfang vom Ende. Nachdem im Frühling des Jahres 1792 die Ajoie durch französische Truppen besetzt worden war, beschloß das Kapitel, nach Solothurn zu fliehen, wo Mönche und Schüler auf den Gütern der Familie Süry eine gastfreundliche Aufnahme fanden. Dank seinem Burgrechte mit Solothurn und Biel blieb indessen das Kloster dieses Mal von den Franzosen verschont. Schon glaubte man, die Stürme der Revolution würden ruhig an Bellelay vorübergehen, schon war im Mai 1797 das ganze Pensionat wieder von Solothurn in seine alte Heimstätte übergesiedelt, als im Dezember dieses Jahres die Katastrophe hereinbrach. Etwa 250 französische Soldaten erschienen in Bellelay und nahmen trotz der Protestationen der Solothurner Schutztruppen das Kloster, als zum Bisthum Basel gehörend, für die große Republik in Besitz. Der Abt, der sich vor Ankunft dieser Gäste in die Schweiz geflüchtet, hatte die Kasse, die Werthschriften und das Klosterarchiv in Sicherheit gebracht. Am 19. Dezember zogen Mönche und Schüler aus den Mauern des Klosters fort. Die Geistlichen begaben sich zuerst nach Solothurn, von wo aus sie sich zerstreuten.

Im Monat Mai 1798 wurde das bewegliche und unbewegliche Gut des Klosters verkauft. Jenes wanderte um Spottpreise nach allen



Winden. Die Gebäude dagegen kamen an Herrn Japy von Beaucourt, um die Summe von 4,050,000 Fr. in Assignaten, was einer Baarsumme von kaum mehr als 30,000 Fr. gleichkommt. Durch Familienverbindung gelangte später das Kloster an die Gebrüder Monnin, welche darin eine Bierbrauerei einrichteten, die bis zum Jahre 1868 bestand, ebenso eine Glashütte, welche von 1862 bis 1870 in Thätigkeit war.

In letzter Zeit waren die Gebäude sozusagen unbenutzt. Seit dem 1. Januar 1891 gehört das Kloster mit Allem, was die Umfassungsmauer einschließt, dem Kanton Bern, der es um die Summe von 150,000 Fr. käuflich erworben hat. Ueber die Bestimmung ist noch kein definitiver Beschluß gefaßt; doch soll damit jedenfalls einem gemeinnützigen Zwecke gedient werden, höchst wahrscheinlich durch Gründung einer Anstalt für Unheilbare.

Zur Stunde ist das Kloster nur vom Pächter, dem Posthalter und dem Landjäger bewohnt, welcher Besucher bereitwillig in den Räumen herumführt.

Erwähnen wir zum Schlusse noch der berühmten Schabkäse, jener hohen cylindrischen Laibe, welche unter dem Namen têtes de moines als Dessert auf den Tisch kommen und in den Kellerräumen des Klosters fabrizirt werden.

* * *

Von Bellelay aus kann der Spaziergänger entweder, der Hauptstraße folgend, nach dem 1½ Stunden entfernten Tavannes hinuntersteigen, oder über La Joux und Saulcy die Eisenbahnstation erreichen, falls er nicht vorzieht, wieder nach dem Pichoux zurückzukehren, und dort die Straße nach Moutier einzuschlagen.





Landvogtsgeschichten aus dem bernischen Unteraargau.

Nach Urkunden entworfen von **Jakob Hunziker.**

Zur Einleitung.

Nachfolgende Bilder sind zum größten Theile eine Frucht heimathkundiger Studien über den Ort meines Wirkens und jenem Drange zu verdanken, die kaum hinter uns liegende Zeit, von welcher der Großvater noch so gerne dem Enkel erzählt und die wir doch in manchen Stücken weniger kennen, als den punischen Krieg, zu durchgründen.

Die erste Sammlung ist historisch treu bearbeitet, während die Erzählungen des zweiten Theiles hin und wieder Lücken überbrücken und allzu kahle Gründe mit Blüthen bestreuen. Ueberall habe ich mich indeß einer genauen Schilderung der kulturellen Zustände beflissen.

Das Schloß Biberstein, in dessen Herrschaftstwing sich die Mehrzahl der „Landvogtsgeschichten" abspielt, ward im Jahr 1526 vom bernischen Vogt Wigker widerrechtlich in Verwaltung genommen und hierauf durch seine Obern der Johanniterkommende zu Leuggern, welche das „Gottshus Biberstein" als Filiale besaß, in dreijähriger Kaufsverhandlung abgelistet.

Dreizehnmal verlangte Leonhard Wyß, der Schaffner der Komthurei, auf den Tagsatzungen dessen Herausgabe. Der zähe Mutz wußte die Angelegenheit vom 8. Januar 1532, da die Forderung, gestützt auf einen Landfriedensartikel zum ersten Mal gestellt wurde, bis 1535 hinauszuschieben: dreimal waren Berns Vertreter „nicht instruirt"; dann boten sie 300 Gulden; behaupteten hierauf, die Veste liege auf ihrem Gebiet und sie haben alle Rechte darauf, konnten aber den Beweis nicht erbringen, „weil die Urkunden verlegt seien". Von den übrigen sieben Schirmorten in die Enge getrieben, wollten sie das „verwahrloste Ding" wieder an Leuggern zurückgeben, wenn auf den Kirchberg ein reformirter Prädikant gesetzt werde, um es schließlich doch für den „Pfandschilling", 3380 Gulden rheinisch betragend,

zu erstehen. Der Kauf wurde untern 16. August 1535 auf dem Tage zu Baden ratifizirt und mit der letzten Auszahlung am 23. Juni 1537 ging die Herrschaft an Bern über.

Von den 51 wohledelgeborenen Bürgern der Mutzenstadt, welche von 1537—1798 als Obervögte alle sechs Jahre unter Böllerschüssen und Jubel der „lieben und getreuen Unterthanen" auf die Veste zogen, lernen wir nur die letzten kennen.

Von jedem Blatte weht uns der Geist der Knechtschaft an. Mögen die starre Formalität und der junkerliche Popanz, dem schon die Morgenröthe französischer Gleichheit ins Antlitz leuchtete, uns vor ähnlichem Hasenschlafe warnen!

Erste Sammlung.

I.

Unterthane und Obrigkeit.

(1779.)

Zwei Brüder, Hans und Rudolf Blattner, wagten, für sich und andere Partikularen von Küttigen an die Landesväter zu Bern eine „gnädige Fürstellung" zu richten, wie daß der Pfarrer Joh. Ernst von Kilchberg am Krispirain einen Einschlag von 16 Jucharten an der Bärenfluh vorhabens gewesen; wie auch etlich Aarauer in ihrem Bann gemeindeweidig Land gekauft und mit Wald angesetzt, und sie somit um das alte Recht des Weidganges gebracht werden. Bis hierher wäre die Supplik in Ordnung gewesen; nun aber ließen sie darin einen unrespektirlichen Groll zu Tage treten. Allgemein gehe die Rede, fahren sie fort, daß Herr Junker Effinger auf Biberstein solches gegen geheime Entschädnus erlaubt habe, da doch männiglich bekannt seie, wie nur die hohe Oberkeit zu Bern das Ein- oder Ausschlagen zu gestatten geruhe.

Die Bittschrift ward dem Obervogt zur Berichterstattung unterbreitet, und auf dessen schiefe Darstellung der Sachlage hin, belegte die gnädige Oberkeit die beiden Brüder für ihre „anmaßenden Klägden" mit 24-stündiger Gefangenschaft, gab zugleich aber auch den Befehl,

daß die gesetzten Waldpflanzen wieder sollen ausgeschlagen werden, weil das Einschlagen ohne Bewilligung geschehen.

Die beiden verknurrten Supplikanten wurden sofort nach Biberstein beschieden und ihnen das Schreiben meiner gnädigen Herren vorgelesen, wobei der Rudi in Gegenwart mehrerer Unterbeamten auf der Schloßstube dem wohledelgebornen Junker folgende Prise zu schnupfen gab: „Es wäre gut, wenn Jeder das neunte Gebot betrachten und halten würde.“ Hierauf eine frische Epistel von Seite der Obervogtes an Schultheiß und Räthe zu Bern. Der Sittenprediger ward unterm 20. April 1779 zu acht Tagen Gefängniß bei Wasser und Brod verurtheilt, und mußte in gleicher Stuben und im Beisein aller Derjenigen, so bei Verlesung des obrigkeitlichen Befehls zugegen gewesen, die ausgestoßene, strafbare Rede mit „gelehrten“ Worten und gebeugten Knieen folgendermaßen abbitten:

„Wenn ich, Rudolf Blattner von Küttigen, von meiner gnädigen Oberkeit dahin verfällt worden, daß ich wegen jener höchst frevelhaften Rede, so ich vor etwelchen Tagen bei Anhörung meiner um boshaft geführter Klägden willen wohlverdienten Strafe ausgestoßen, öffentlich Abbitte thun soll, so danke ich vor Allem aus meiner hohen Oberkeit für ihr gnädiges und, mehr als ich verdient habe, gelindes Urtheil; sodann bekenne ich hier in Gegenwart des heiligsten Gottes, vor seinem Statthalter auf Erden (!) und den gegenwärtigen Zeugen, daß es die strafwürdigste Frechheit war, mit also Ehr verletzenden Worten das erhabene Richteramt, sowohl der hohen Oberkeit, als ihres hoch zu ehrenden Herren Amtmanns, anzutasten. Ich bereue daher mein freches, ungehorsames Betragen, wünsche von ganzem Herzen, daß ich doch solche schändliche Worte niemals weder gedacht noch geredt haben möchte, und bitte den hohen beleidigten Gott und seine aller Hochachtung würdigen, weltlichen Richter innigst gerührt und demüthigst um Verzeihung. Ich unterwerfe mich der von der hohen Oberkeit mir neu auferlegten Strafe und gelobe, daß ich in Zukunft mich bestreben wolle, als ein gehorsamer und getreuer Unterthan zu leben. Ich bitte Gott, daß er mir hiezu seine Gnade und seinen heiligen Geist verleihe!“

(„Turnbuch“ des Schlosses Biberstein, S. 75—78.)

II.

Ungerechte Richter.

(1791.)

Die Berner Regierung hatte sich veranlaßt gefunden, die unerlaubten Freiheitsgedanken der Waadtländer und ihre Sympathien für die Bastillenstürmer mit Pulverrauch zu umnebeln und 6000 Mann aus den deutschen Landen nebst 60 Feldstücken über die Halden des Jorat hinunter nach Lausanne zu senden. Am Sonntag, den 9. Weinmonat 1791 kamen die unteraargauischen Truppen nun wieder aus dem Welschland heim nach Aarau und zwei Küttiger Burschen, Rudi Bircher, Wirths und Rudi Wehrli, Schuhmachers, holten ihren Kameraden, Rudi Bolliger, Hansen, dort ab. Sie kehrten beim Beck Fischer unter dem Rößli ein, tranken und machten sich lustig bis in die Nacht. Auf dem mondhellen Heimweg beschlossen sie, sie wollen noch auf das Erlinsbacher Hard „z'Liecht gahn“ und passirten oberhalb Küttigen, um den Weg nach diesem zwischen dem Brunnenberg und der Wasserfluh gelegenen Bergweiler abzukürzen, den Stapfenpfad durch des Schultheißen Reben hinauf.

Die Weinberge waren im Bann, und die Geschwornen des Dorfes mußten damals von Amtswegen unentgeltlich die Trauben hüten. Die drei Kiltgänger hörten Tritte hinter sich; stunden sie stille, so thaten die Verfolger dasselbe. Oberhalb der Reben lagen sie auf einen Hag, um zu schauen, wer da käme. Als aber Niemand erschien und auf einmal lautlose Ruhe herrschte, wollten sie ihres Weges weitergehen. Da wurden sie plötzlich gepackt.

„So haben wir endlich die Rechten!“ rief der erste Traubenhirt, Heini Wehrli, Weber.

„Aha, sind das die Schelmen, die mir schon im vorigen Jahr einen ganzen Strich Trauben gelesen haben?“ sprach der zweite, Hans Bircher, Joggis und der dritte Geschworene, Samuel Wehrli, Küfers, wies sie mit den Worten weiter: „Geht jetzt nur, wir kennen euch wohl!“

Den Burschen war übel zu Muthe. Sie baten die Traubenhirten, doch sie ja nicht zu verleiden, sie boten ihnen Geld an —

umsonst! Niedergeschlagen begaben sie sich in's Dorf zurück; ihr „z'Liecht gahn" hatte ein bitterlich Ende.

Den folgenden Morgen, als des Wirths Rudi mit dem Wagen im Berge Holz holte, kam ihm der Gerichtssäße Samuel Wehrli nach und beschied ihn sammt seinen Kameraden nach dem Nachtessen in sein Haus. Sie folgten und fanden dort alle drei Geschwornen schon besammelt. Der Küfersämi las ihnen aus einer Schrift, „Auslegung des Eidschwurs" betitelt, vor, wie übel es sei, wenn Beeidigte ihr Gelübde brechen. „Habt ihr's gehört?" sprach der Weberheini. „Das ist das „Gesatz", und wir dürfen halt nicht anders, als euch verleiden; ihr müßt hohe Buße zahlen oder das Land meiden."

Die 22-, 24- und 25jährigen Jünglinge wurden bleich. „Wir wissen wohl, daß, wenn ihr wollt, wir das Vaterland mit dem Rucken ansehen müssen!" sagten sie. „Wollet uns aber um Gotteswillen nicht vertreiben und saget nur, mit wie viel Geld ihr euch begnüget."

Wenn sie nun 300 Gulden forderten, meinte der Joggihannes, was sie dazu sagen würden und wie sie das Geld zusammenbrächten, da sie den Eltern unter allen Umständen nichts davon verrathen dürften?

Dreihundert Gulden! Die armen Kerle zuckten zusammen.

„Wenn ihr uns sagt," sprach der Weberheini, „wer das Hörnlein am neuen Trottbaum letzthin abgesägt hat, so wollen wir gerne die Straf mildern und dann soll es bald ausgemacht sein."

Sie antworteten, daß sie nichts darum wüßten, und Rudi Bolliger, welcher kürzlich noch die Waadtländer mit blinden Patronen erschreckt, sagte mit zuckendem Munde, es sei doch schwer, so hart gestraft zu werden, da sie doch nichts verfehlt haben; sie wollen sechs Neuthaler geben. Ihm versetzte der Joggihannes, um so wenig können sie den Eid nicht brechen; für 200 Gulden wollen sie die Anzeig unterlassen.

Die grauen Sünder ließen sich schließlich bewegen, auf 150 Gulden herunter zu gehen. Den Burschen wurde eingeschärft, keiner Seele davon zu reden; es solle die Sache beiderseits geheim gehalten werden. Die Drei versprachen Alles.

Vor des Küfersämis Haus schossen des Hansen Rudi und des Wirths Rudi sofort ihre Baarschaft im Betrage von 45 Gulden zusammen; denn der Zahlungstermin war auf Morgen 6 Uhr angesetzt! Hierauf ging ersterer heim, während des Wirths Rudi und

Rudolf Wehrli, Schuhmachers, stehenden Fußes nach Biberstein sich begaben und Nachts um 2 Uhr die Bärenwirthin, Weibel Schärers Wittwe, aus dem Schlafe riefen. Dieselbe, Schwester von Rudi Bircher's Mutter, öffnete sogleich und ließ sie in die Stube treten, wo sie aber so traurig dreinsahen, daß die Tante aus ihrem Jammern und Seufzen auf ein Unglück in der Verwandtschaft schloß und sie befrug, wo's fehle. Des Wirths Rudi erzählte ihr den bösen und wichtigen Anstand mit den drei Geschwornen: Wie sie Nachts nach 9 Uhr, also zur verbotenen Stunde, oberhalb der Reben angetroffen worden; wie sie bis morgen 150 Gulden Strafe zahlen müssen und ihren Eltern bei Hause im Geringsten nichts davon sagen dürfen. Deswegen nehmen sie die Zuflucht zu ihr und bitten sie um Gottes Willen, ihnen zu helfen und 100 Gulden zu leihen, sonst wollen sie morgens über die Schafmatt und freiwillig aus dem Lande.

Die Bärenwirthin, welche nicht so viel Geld im Hause besaß, ermuthigte den Neffen, die Sache nur seiner eigenen Mutter vorzutragen; das Mangelnde wolle sie zufügen. Die beiden gingen mit Furcht und Kummer nach Küttigen zurück, und als des Wirths Rudi Licht geschlagen, weckte er die Mutter leise und erzählte ihr in der Küche unter Beisein des andern Leidensgefährten den ganzen bisherigen Verlauf, worauf sie aus Erbarmen und Liebe ihrem Sohne die 100 Gulden im Hinterstübli gab. Morgens, etwas nach 6 Uhr, brachte Rudi Bircher, Wirths, die 145 Gulden dem Küfersämi in's Haus, welcher sie fast nicht annehmen wollte, weil fünfe fehlten.

Die Gerichtssäßen vertheilten die erpreßte Buße unter sich, und die Geschichte blieb stille bis Anfangs Hornung des folgenden Jahres. Kein Hahn würde mehr darnach gekräht haben, wenn der Küfersämi nicht selber zwei Küttigern, die ihm auf seinem Horenbach-Land taglöhnten, erzählt und gerühmt hätte, wie sie letzten Herbst junge Leute zu einer Buße angehalten: Es sei eine schwere Sache gewesen und streng mit den Buben verfahren worden. Rudi Bolliger's Vater bekam Wind, daß sein Sohn auch einer der Gestraften sei, nahm ihn in's Gebet und nach vollständigem Bekenntniß rieth er den drei Jünglingen, sie sollen zu den Geschwornen gehen und das Geld wieder zurückfordern; er selbst ließ sich von Fürsprech Gruner in Aarau hierüber noch nähere Auskunft ertheilen. Dienstag, den 14. Hornung,

gingen die Burschen nach dem Nachtessen zum Küfersämi, riefen ihn aus der Stube und verlangten das Geld.

„Was für Geld? Ich habe kein Geld von euch!“ — „Das Geld, das ihr uns letzten Herbst abgedrückt habet!“ sprach des Wirths Rudi.

„Beweiset mir das! Ihr könnet nichts beweisen!“ höhnte der Gerichtssäß.

„Wir werden es euch an Mund und Hand dingen!“ —

„Ihr sollet euch schämen, da ihr im Herbst so bittlich und demüthig mit weinenden Augen angehalten, uns jetzt den Bettel wieder zu fordern!“

Die Burschen dräueten mit dem Richter, wenn das Geld bis am Sonntag nicht zurückerstattet sei, worauf der Küfersämi mit der Antwort, sie können „go gumpen, wo sie wollen,“ von ihnen weg wieder in die Stube ging. Den Tag darauf holten jedoch alle drei Geschwornen beim Fürsprech Aerni in Aarau sich Weisung und zahlten auf dessen Rathschlag hin am Sonntag den 19. Hornung, den Geprellten die 145 Gulden säuberlich in des Küfersämis Haus zurück.

Das Gerücht ging weiter, und der Obervogt Tschiffely auf Biberstein fand sich genöthigt, über den Handel ein Verhör aufzunehmen, das im Turnbuch 86 Folioseiten anfüllt.

Die drei Fehlbaren stellten sich freiwillig, wurden aber nach den Verhören als sonst achtbare Familienväter auf Bürgschaft hin der Haft entledigt und mit Hausarrest belegt. Sie entschuldigten ihre That damit: Sie seien letzten Herbst zum Statthalter Stettler in Schafisheim gegangen und haben ihm vorgestellt, wie sehr mühsam das Rebenhüten seie, das sie umsonst thun müßten; er solle doch gütigst durch den Untervogt und die Gemeind ihnen eine Entschädigung stipuliren lassen, was er aber seiner blos vorübergehenden Regentschaft halber abgeschlagen; da haben sie diese 150 Gulden als ihren Lohn angesehen. Des Fernern haben sie gemeinet, ihre Anzeigepflicht betreffe blos die Wälder, Reben und Land, so dem Staate und der Gemeinde gehören, nicht auch die Privatgüter, und zudem sei es schon seit langem offenkundiger Brauch, daß kleine Polizeisachen von den Geschwornen selber abgewandelt werden.

Die drei Geschwornen wurden von Amt und Eid entsetzt, zu allen verursachten Kosten verfällt und mußten überdies 14 Tage bei Wasser und Brod im Schlosse zu Biberstein brummen. So der Bescheid der gnädigen Obern zu Bern.

(„Turnbuch" des Schlosses Biberstein, S. 109—496.)

III.

Kriminaljustiz.

(1781.)

Früh morgens um 4 Uhr wandert ein einsamer Mann über den Benken südwärts. Sein hagerer, schwarzbärtiger Kopf steckt unter einem runden Wollhut; er trägt einen blauen Kittel mit gelben Messingknöpfen und an der Seite einen langen, härenen Ranzen. Tief vor seinen Augen lagert noch der Nebel im breiten Aarethal, und im Osten sendet die Sonne des 11. Julitages erst ihre rosenfingrige Vorreuterin herauf. Leicht, gemuth und fröhlich pfeifend trollt sich der Blaukittel von der Jochhöhe den holprigen Bergpaß abwärts und sieht rechter Hand in den Rütenen drei Stieren weiden. Er geht an einen Hag, haut sich einen währschaften Knotenstock und treibt eines der Thiere von dem Mättlein auf die Straße; doch der Handochs, der stets neben dem weggeführten am Wagen zieht, muht und rennt auch herbei, und so „trampen" ihrer drei, voran die zwei Stieren und hinter ihnen der Treiber, gemächlich nach dem Dorf Küttigen hinab. Halb unten am Berg gesellt sich ihnen Heiri Kistler, der Knecht des ältern Rudi Wehrli, Krusen, bei, welcher kaum vor einer Viertelstunde die Ochsen auf die Weide gebracht.

„Woher? Wohin? Was wollt Ihr mit den Thieren?" frägt er den Fremdling.

„Bin ein Metzgerknecht, und habe sie im Frickthal auf der Weide gekauft; nun will ich sie nach Aarau führen," versetzt dieser munter und pfeift weiter, ohne was Böses zu ahnen.

„Zwei schöne Thiere das! Wem wollt Ihr sie bringen?"

„Dem langen Beck und Metzger neben der Krone."

Sie gelangen zum Kreuz in Küttigen, dort nimmt der Knecht den Fremden am Kragen und macht Lärm.

Dermaßen wird der Blaukittel festgenommen und vom Küttiger Untervogt und seinem Weibel auf das Schloß Biberstein befördert.

Dort verwandelt sich im Verhör vor dem Obervogt Jenner und dem Landschreiber, Notar Joh. Jb. Rychner, der Metzgerknecht in einen Nadelkrämer Jak. Knaup von Reyau aus der obern Churpfalz. Beim Durchsuchen seines Felleisens findet man, außer „12 Päcklein Näh-, Lißmer-, Preißnadeln, Gufen, Fingerhüten und einem Päcklein Camelotbläß", an Geld in einem neuen, weißen Säcklein 10 Neuthaler zu 40 Batzen, in einem zweiten Säcklein etliche andere Silberstücke und „Pieclein" (Sechskreuzerli) und im Schnupftuch eingewickelt 8 Batzen, 7 Rp. Baselgeld und 20 Stück Reichsscheidemünzen.

Wie alt er sei? frägt ihn der Landschreiber.

Ungefähr 42 Jahre; könne solches nicht genau sagen.

Ob er verheirathet?

Ja, mit Rosina Häckli, auch von Reyau; habe ein lieb Mägdlein daheim, heiße Walpurgia.

Wie er zu diesem Geld gekommen?

Vom Nadelverkaufen.

Was er mit den zwei Stieren vorgehabt?

Habe sie dem langen Beck in Aarau bringen wollen, um ein Haumesser und einen Stahl herauszulösen.

Andreas Siebenmann, der sogenannte „lange Beck", wird citirt und erklärt, von einem Haumesser wisse er nichts und den Stahl habe er von einem Tyroler gekauft; er glaube, daß dieser Mann troublirt sei.

Ueber den Delinquenten ward auf die Berichterstattung des Obervogtes hin unterm 19. Juli 1781 von Schultheiß und Rath zu Bern eine „gnädige Erkanntnuß" gefället und am 23. Juli an ihm folgendermaßen vollzogen:

Erstlich führte ihn der Amtsweibel Schärer in Handschellen an den Schandpfahl, so der Gemeindelinden gegenüber, allwo der Küttiger Weibel ihn für zwei Stunden mit dem Halseisen festschloß; hernach ward der 42jährige Mann von dem Bibersteiner und dem Küttiger Wächter auf eine Bank gebunden und gepeitscht; sodann brachte der Amtsweibel ihn wieder dem Landschreiber auf die Schloßstuben, wo er unter Zeugsame des Jakob Wehrli und des Uli Frei, der beiden Wächter, folgende Urfehde nachzusprechen hatte:

„Ich, Jakob Knaup von Reyau aus der Churpfalz, tue Kund und bekenne hiermit öffentlich: Weil ich den 11. dies Monats zwei

Stieren ab der Küttiger Weid entwendet habe, vor Ausführung dieses Diebstahls aber ertappt worden bin, so hat eine hiesige gnädige Obrigkeit mich deswegen in Banden gelegt, um mich eine, meinem der allgemeinen Sicherheit zuwider laufenden Leben, angemessene Strafe zu verhoffender Besserung ausstehen zu lassen. Wie denn Hochdieselben unterem 19. dies Monats ihre hohe Urtheil dahin ausgefällt, daß ich zu wohlverdienter Strafe in Biberstein zwei Stunden an Pranger gestellt, nachwärts eine Tracht Prügel empfangen, sodann auf die Grenze dieses Landes geführt und unter Bedrohung harter Leibesstraf mir untersagt worden, hiesige Lande fernerhin zu betreten; auch habe ich alle seit meiner Gefangennehmung ergangenen Kösten zu bezahlen:

Als tue ich, Jakob Knaup von Reyau aus der Churpfalz, bevorderst Gott und die gnädige hohe Obrigkeit meines begangenen Fehlers halber gnädigst um Verzeihung bitten mit dem feierlichen Versprechen, dero Lande bei der darauf gesetzten, höhern Strafe nimmermehr zu betreten, und gelobe fernerhin, wegen Empfahung dieser wohlverdienten Strafe mich an niemanden rächen zu wollen. Alle Gefährde vermitten."

Als Dessert wurde ihm die Kostensnote präsentirt. Sie lautete:

	Gld.	B.	Kr.
Dem Hans Blattner, Untervogt zu Küttigen, für die Herbringung	—	10	—
Dem Weibel von Küttigen für Begleitung und Anschließen an den Pranger	1	—	—
Den beiden Wächtern für das „Ausschmeitzen"	—	10	—
Für die Fuhr	2	—	—
Dem Herrn Siebenmann 1 Erscheinung	—	7	2
	4 Gld.	12 B.	2 Kr.

Meinem gnädigen Herren Obervogt.

Für 12 Tage Unterhaltung in der Gefangenschaft à 7 B. 2 Kr., macht [illegible]
Für Einschließung und Loslassung [illegible]
Für 2 Examina [illegible]
Für 1 Urphed [illegible]



Dem Herrn Landschreiber.

Für 2 Examina	4 Gld.	—	B.
Für 1 Urphede	1 "	—	"
Ausführung zweier Examen	1 "	1	"
Für das Einschreiben in's Turnbuch	1 "	—	"
	7 Gld.	1	B.

Dem Amtsweibel Schärer.

Für Einschließung und Loslassung	1 Gld.	—	B.
Für dreimalige Vorführung	— "	12	"
Für 12 Tage Abwartung à 3 B.	2 "	6	"
Den Gefangenen auf die Grenze zu führen	1 "	10	"
	5 Gld.	13	B.

Der hohen Kanzlei zu Bern:

Emolument	2 Gld.	7 B.	— Kr.
Für Frankatur	— "	1 "	2 "
	2 Gld.	8 B.	2 Kr.

In Summa: 32 Gld. 5 B.*

Dem armen Schelmen rollten ein paar schwere Thränentropfen über den schwarzen Bart auf die Hand hinunter, die zitternd noch den Rest seines Geldes empfing. Mehr als Pranger und Prügel schnitt ihm der Verlust seiner 10 Neuthaler, die bis anher seine Lust und der Grundstock seines Gewerbes gewesen, in die Seele.

Alsdann übergab ihn Junker Jenner feierlichst dem Amtsweibel zur Abführung und eine Stunde später wanderte der Nadelkrämer mit ihm über die Staffelegg zurück an die Grenze unterhalb Densbüren. Dort ward er mit der vorgeschriebenen Bedrohung in die kaiserlichen Lande hinausgeschickt.

(„Turnbuch des Schlosses Biberstein, S. 79—88.)

---

* 1 Gulden = 2 Pfund = 15 Batzen.
1 Batzen = 4 Kreuzer.

IV.

Ein Landgericht.

(1771.)

Der Abt von St. Blasien erhielt 1767 vom Stande Bern gegen Lieferung von Geschützkugeln eine 12jährige Konzession, im Unteraargau Bohnerz graben zu dürfen. Weil die Ausbeute zu gering, wurde durch Mandat vom 25. August 1769 gestattet, hinter Erlinsbach noch 1 bis 2 Gruben zu eröffnen unter den Bedingungen, daß jährlich nicht mehr als 5 bis 6000 Kübel rohen Erzes ausgebeutet, der Untervogt von Ober-Erlinsbach als Grubenmeister und nur Angehörige Berns als Arbeiter angestellt werden; daß ferner der Abt Stützbalken und Bretter zur Sperrung der Stollen selber beschaffe und letztere auf eigene Kosten wieder zudecken lasse. Das Bohnerz wurde dann in langen Trögen am Erzbache gewaschen, auf Wagen an die Aare geführt, in Schiffe verladen und nach Albbruck in die St. Blasischen Schmelzöfen gebracht. Jede Woche kam der Berghauptmann Josef Antoni Bachmann von Albbruck herauf, die Gruben zu inspiziren und dem Werkmeister, wie den Leuten den Lohn (im Sommer 6 Batzen, im Winter 5 Batzen) auszuzahlen.

* * *

Unter denen, welche die Erzfuhren übernommen, verdiente Samuel Kyburz, oder der Jörrisämi ab dem Hard, mit seinen zwei Stieren am meisten, weil er bei dunkelnder Nacht regelmäßig noch etliche Stützhölzer oder Laden in die „Bänne" warf und heimführte. Eines frühen Morgens aber, als der Sämi eben im Stalle die Kühe molk, traten der Berghauptmann und der Untervogt Roth an seine Holzbeigen und fanden die St. Blasischen „Trämel". Seitdem faßte Kyburz einen tiefen Haß gegen seinen Nachbarn Jak. Bäler, der als armer Grubenarbeiter hohlwangig und gar oft mit leerem Magen den Pickel schwang, um seine darbende Familie durchzubringen; er hielt ihn mit Unrecht für den Verräther.

Montags, den 22. Juli 1771, führte Kyburz ein Fuder Holz nach Aarau. Im Laufe des Nachmittags, als seine Frau auf dem Felde Rübli hackte, schlich des Bälers Hans in ihre Stube, um Brod abzuschneiden, ward aber vom Vreneli, des Kyburzen Töchterlein,



ertappt. Der Bube gab ihm einen Kreuzer, daß es nichts sage, doch umsonst, und die Mutter, eine unvorsichtige „Aegle", hinterbrachte die That ihrem Manne, als er Abends um 8 Uhr so ziemlich angetrunken von Aarau kam. Kyburz stürmte sogleich vor des Bälers Haus und schalt sie „Hungerleider" und „Brodschelmen".

„Das ist nicht wahr; wir haben mehr Brod als ihr!" rief Bälers Weib durchs Stubenfenster auf die Gasse.

Da kömmt eben Bäler, müde vom Tagwerk, herzu. „Du falscher Hund! Hast mich beim Antöni „vertätscht" und um den Verdienst gebracht und habe doch dein Land umsonst pflügen müssen," schreit Kyburz.

„Ist nicht wahr, Sämi! Und das „Fahren" sollst nicht umsonst gethan haben; will dir Alles bezahlen und gut machen, was ich schuldig bin."

„Was kannst zahlen! Du Fötzel!" zischt des Kyburzen Weib aus ihrer Hausthür.

Da fliegen Kieselsteine aus den Händen der Bälerbuben hinter der Hausecke hervor und trieben die Zänker zurück.

Eine gute halbe Stunde hernach führt Kyburz sein Vieh bei des Bälers Haus vorbei auf die Weide und bei der Rückkunft trifft er auf die Bälerbuben, Hans und Heiri.

„Steinbengler, ihr verfluchten," hebt Kyburz den Lärm wieder an. „Seid schon so schlimm als wie die Alten!" und versetzte dabei dem Hans einen Steckenhieb über den Kopf.

„Wehrt euch, Buben! Schlaget ihn auf den Boden nieder, dieweilen der Sämi angefangen!" ruft Bäler aus der Stube und geht ihnen zu Hilfe. Kyburz kehrt sich sogleich gegen ihn und versetzt ihm mit dem Messer zwei Stiche in den Leib. Der Gestochene holt einen Sensenworb und schlägt dem Gegner damit auf den Kopf, daß dieser auf's Gesicht in die Straße sinkt. Doch fühlt er bald die Stichwunden. „Ich habe genug! Wann Du nur auch so genug hättest!" spricht Bäler im Weggehen.

Der Nachbar, Bannwart Schmied, eilt auf den Lärm herbei und findet Kyburz bewußtlos im Wege liegen. Bäler kömmt auch wieder und zeigt auf sein blutig Hemd mit den Worten: „Schau doch, der Sämi hat mich erstochen." Drauf ging er heim und nach einer

halben Viertelstunde verschied er, stille auf einem Stuhle sitzend, in der Stube.

Samuel Kyburz floh noch selbige Nacht über Kienberg.

* * *

Folgenden Morgens, um 6 Uhr, überbrachten die zwei Geschwornen Jb. Roth, Sämelis, und Jb. Ermel, Bärenwirth, sammt Heinrich Kyburz, Weibel von Ober-Erlinsbach, dem wohledelgebornen und hochgeehrten Herren Oberst und Obervogt Morlot auf Biberstein diese leidige Nachricht. Derselbe sandte sogleich seinen Amtsschreiber Kastenhofer sammt Chirurgo Daniel Dürr von Aarau mit den Vorgesetzten von Erlinsbach auf besagtes Hard, um so viel als möglich ein umständlich Verhör aufzunehmen und gründlich in Schrift zu verfassen, den entseelten Körper aber durch den Chirurgum auf die Beschaffenheit der Wunden hin visitiren und durch sein visum repertum schriftlich verifiziren zu lassen.

Der Chirurg konstatirte, daß der eine Stich linker Seiten zwischen der 3. und 4. Rippe recta in die Lungen, der andere aber einen Querfinger unterhalb dem Zwerchfell durch die Lineam albam in den Magen gegangen.

Nachdem die historia facti ausfürlich an meine gnädige Herren und Obern überschrieben worden, verordneten Hochdieselben, daß nach Landesübung wegen diesem Vorfall die erforderlichen drei Landtage sollen gehalten und nach Form Rechtens verführt werden. Dermaßen wurde der erste Landtag oberamtlich bestimmt und abgehalten den 10. August 1771 im Schloßhof zu Biberstein. Zu demselben erschienen als Landrichter:

Präses: Mein wohledelgeborner Obervogt Morlot, mit dem roth-schwarzen Amtsmantel bekleidet.

Von Erlinsbach: Heinrich Roth, Untervogt, Hans Kyburz, Statthalter, Fiskal, Rudolf Heller, Kirchmeier, Uli Blattner und Heinrich Kyburz, Weibel.

Von Küttigen: Hans Blattner, Untervogt, Rudolf Wehrli, Statthalter, Andres Blattner, Zimmermann, Rudi Bolliger, Heirechen und Georg Wehrli, Weibel.

Von Biberstein: Georg Ott, Untervogt, Simeon Ott, Kaspar Frey, Rudolf Häuptli und Hans Schärer, Weibel, auch im Mantel.

Da sie sich in die Schranken, so hiefür aufgerichtet worden, gesetzet hatten, hielt mein hochgeehrter Herr Oberst und Obervogt Morlot unter Zeugsame vieles Volks folgende Anrede:

„Mannhafte, wohlbeschiedene Untervögt und Statthalter! Ihr seid auf diesen feierlichen Landtag berufen und allhier versammelt, damit des Jakob Bälers unschuldig vergossenes Blut an dem Missethäter Samuel Kyburz, Jörris ab dem Erlinsbacher Hard, gerochen, derselbe womöglich behändigt, zur wohlverdienten Strafe beurtheilt und selbe an ihm vollzogen werden möge; alles nach unsrer gnädigen Herren und Obern hochlöblicher Stadt Bern Rechten und Gesetzen; auch männiglich zur Warnung und Besserung. Es gehet der hohen Landesobrigkeit unverrücktes Augenmerk stetiglich dahin, durch sorgfältige Ausübung der Justiz den Wohlstand und die Sicherheit ihrer lieben und getreuen Angehörigen zu wahren und zu mehren, und so habe denn auch ich, der obrigkeitliche Amtsmann, hochgedacht ihro Gnaden Befehl vollzogen und an euch, gegenwärtige Landrichter, die oberamtliche Citation ergehen lassen, um heute dem erst und zweiten Landtag beizuwohnen. Zu männiglicher Nachricht aber und sonderlich denen es zu wissen nöthig, wird die der Mordthat an Jakob Bäler wegen aufgenommene Information, nebst dem Schärer-Zeugsame abgelesen."

Nachdem die historia facti verlesen worden, wurden die Schranken zu allen vier Seiten eröffnet und auf des Obmanns Befehl rief der Amtsweibel Schärer außerhalb derselben auf einem Stuhl mit erhobener Stimme das Landgericht aus und frug an, ob Jemand zugegen sei, der das Recht zu gebrauchen habe, wegen der am 22. Heumonat an Jakob Bäler auf dem Hard ergangenen Mordthat; da aber niemand sich stellte, so trat Hans Kyburz, Statthalter, als Anwalt meiner gnädigen Herren der Stadt Bern vor den Präses und begehrte, daß dem Thäter Samuel Kyburz, Jörris ab dem Erlinsbacher Hard, nach Gesetz und Ordnungen zu dreien unterschiedlichen Malen in's Recht gerufen werde, um sich vor diesem Landgericht zu verantworten.

Nach gehaltener Umfrage ward einhellig zugestimmt. Da aber der Gethäter auf dreimaligen ersten Ruf im Rechten nicht erschien, auch seinetwegen niemand zur Verantwortung sich zeigte, so begehrte

der obrigkeitliche Fiskal als Kläger über die geschehene Citation und das Ausbleiben eine Urkunde, welche ihm einhellig durch Urteil und Recht zuerkannt wurde.

Nachdem nun der erste Landtag solchermaßen vollendet, begehrte der Fiskal im Namen meiner gnädigen Herren, daß zur Ersparung von Zeit und Kosten der zweite Landtag ebenfalls sogleich vor sich gehen möchte; setzte sein Begehren zum Rechten.

Darüber ward nach gehaltener Umfrag erkannt, es solle nach des Fiskals Begehren der zweite Landtag auch dato gehalten werden. Solchem nach begehrte der Fiskal und Kläger, daß dem Gethäter Samuel Kyburz zum andern Landtag hervorgerufen werde. Einhellig wurde beschlossen, dem Mörder wiederum zu dreien Malen durch den Amtsweibel mit erhobener Stimme vor allhiesig versammeltes Landgericht zu rufen, um sich laut vorhandenen traurigen Wahrzeichen* wegen der an Jakob Bäler verübten Mordthat zu verantworten.

Nachdem aber der Gethäter wiederum nicht erschien, erhielt der Kläger auf sein Begehren hin abermalen über ergangene zweite Citation und Nicht-Erscheinung eine Urkund, und hernach wurde nach des Fiskals Antrag der dritte und letzte Landtag auf Samstag den 31. August festgesetzt, dessen der Anwalt auch eine Urkund begehrt. Daraufhin ward der dritte Landtag nach Form Rechtens öffentlich verkündet und die daherige Proklamation auf Befehl des Obmanns hin dem Amtsweibel Schärer von Biberstein, sowie dem Gerichtsweibel Heinrich Kyburz von Erlinsbach übergeben, auf daß sie dieselbe unter Zeugsame zweier Landrichter sowohl an hiesiger Schloßporten als auch an des Gethäters Hausthür anschlagen.

Die Proklamation lautete:

Wer den Todschläger Samuel Kyburz, Jörris ab dem Erlinsbacher Hard, sehen oder antreffen wird in Städten oder Dörfern, in Hölzern oder Feldern, zu Wasser oder zu Land oder wo es immer sei, der soll ihm verkünden, daß der erst und andere Landtag um des

---

* Nach den germanischen Rechtsbegriffen hatten die Verwandten die Pflicht, Blutrache zu üben; konnten dieselbe aber auch durch Anklage, unter Vorweisung des Leichnams, an den Richter übertragen (Bahrgericht). Später genügte ein Körpertheil (rechte Hand, Knochen) oder ein blutbeflecktes Kleidungsstück als „Leib- oder Wahrzeichen".

Todschlages willen, den er an Jakob Bäler boshafter Weise begangen, heute förmlich gehalten worden und der dritte Landtag auf Samstag, den 31. August 1771, angesetzt sei, damit er sich dazu verfügen und sich versprechen könne; denn so er auch dannzumal nicht erscheinen würde, man nichts destoweniger mit der Urtheil wider ihn verfahren wird.

Da nun der dritte Landtag auf anberaumten 31. August vom Präses, meinem gnädigen Herren Oberst und Obervogt Morlot, eröffnet und die Ursach, wie das erste Mal, angezogen worden, ließ er den Amtsschreiber die aufgenommenen Informationen samt dem viso reperto wieder öffentlich verlesen und an den Schranken die vier Thürlein aufthun. Daraufhin begehrte Hans Kyburz, Statthalter, als Fiskal das Recht wider den Todschläger und daß er zum dritten Mal vorgerufen werden möge, was nach gethanem Rechtssatz und diesörtigen Umfrag einhellig zuerkannt ward.

Solchemnach vollführte auf des Herrn Amtmanns Befehl Amtsweibel Schärer den dritten Ruf zu dreien Malen außerhalb den Schranken, überbrachte jedoch, daß der Beklagte nicht erschienen sei. Derowegen stellte und begründete der Fiskal den Antrag, mit der Urtheil in contumaciam fortzufahren.

Nach gehaltener Umfrage ward einhellig beschlossen, daß aus angebrachten Gründen mit der Urtheil solle fortgefahren werden, und der Fiskal um seinen Antrag befragt.

Derselbe formulirte den Spruch dahin, daß der Gethäter von Fried in Unfried, von Sicherheit in Unsicherheit erkennt, daß all sein Gut dem Staat verfallen und er auf 101 Jahr aus den Berner Landen verbannt sein solle.

Nach darüber gehaltener Umfrage wurde obigem Vorschlag unter Genehmhaltung unsrer gnädigen Herren von der Mehrheit der Landrichter zugestimmt und dem Fiskal eine begehrte Urkunde davon bewilligt, worauf hin der Obmann unter Verdankung den dritten und letzten Landtag beschloß.

* * *

Nachdem die ganze Criminalprocedur vollführt und kopeilich an meine gn. Herren, die Räth, überschrieben worden, haben hochdieselben sub 5. September 1771 die landesgerichtliche Urtheil also wörtlich bestätigt:

Schultheiß und Rath.

Da des verführten Landtags und beschehener dreier Proklamationen ungeachtet, Samuel Kyburz, Jörris ab dem Erlinsbacher Hard, sich dennoch in den Rechten nicht gestellt, um sich über den von ihm an Jakob Bäler, auch von daselbst, verübten Todschlag zu verantworten, so haben wir Zurechnung des vergossenen Blutes beschlossen und die durch die Landrichter wider ihn gesprochene Urtheil dahin bestätigt: Daß gedachter Samuel Kyburz, Jörris ab dem Erlinsbacher Hard, von Fried in Unfrieden, von Sicherheit in Unsicherheit erkennt und all sein Gut zu unsern Handen verfallen sein, anbei derselbe unsere Lande für 101 Jahr verloren haben und fürohin nicht mehr betreten soll und wo er je in denselben habhaft gemacht werden könnte, muß er mit dem Schwert vom Leben zum Tode hingerichtet werden.

Diese Urtheil werdet Ihr, lieber und getreuer Amtsmann, durch den Gerichtsweibel Sonntags den 15. September auf dem Kirchhof verlesen, sowie an den gewohnten Orten zu Ober- und Nieder-Erlinsbach anschlagen lassen.

Betreffs seiner zurückgelassenen Mittel ist unser Will, daß über solche ein Inventar gezogen, die allfälligen Schulden und aufgelaufenen Kosten verzeichnet und bezahlt, solches uns dann durch Euch eingesendet und dabei vermeldet werde, ob und wie viel Kinder und von welchem Geschlecht und Alter der ausgetretene Todschläger hinterlassen, damit in Ansehen des zu beziehenden Restes wir Euch das Fernere auftragen können. Gott mit Euch!

(„Turnbuch" des Schl. Biberstein, St. 39—65.)



Wanderungen in Basels Umgebung, Jura, Schwarzwald, Elsaß.

Im Auftrage des Verkehrsvereins Basel zusammengestellt von Dr. Fritz Baur.

Nicht weniger Vorzüge, als die Stadt Basel ihren Gästen innerhalb der Mauern bietet an Sehenswürdigkeiten und Vergnügungen jeder Art, lassen sich für den Naturfreund und für den



Touristen, für den Sommerfrischler und für den Erholungsbedürftigen auch in unserer nähern und fernern Umgebung finden. In eine so verschieden gestaltete Gegend liegt wohl nicht manche Stadt der Schweiz hineingebaut, wie gerade Basel. Schon die Nähe dreier verschiedener Gebirge, deren jedes seinen ganz besondern Charakter trägt, des Jura, des Schwarzwalds und der Vogesen, beweist dies. Und innerhalb eines jeden einzelnen Gebirgszuges wiederum stellt sich die Natur in den verschiedenen Theilen verschieden dar. Eine ganze Reihe von Eisenbahnlinien strahlen von der Stadt als Mittelpunkt nach allen Richtungen aus. An sie schließen sich Nebenbahnen und bieten die Möglichkeit eines mühelosen Besuches auch der Nebenthäler. Endlich ist durch zahlreiche, gute, zum Theil musterhafte Herbergen und Gasthäuser auch für Unterkunft und Verpflegung reichlich gesorgt.

Statten wir zunächst dem Jura unsern Besuch ab. Fast genau südwärts führen aus der Stadt die schmalspurige Birsigthalbahn und eine normalspurige Linie der Jura-Simplon-Bahn durch das Birsthal in dieses Gebirge; ferner nach Südosten zur Verbindung mit der innern Schweiz die Centralbahn, erst dem Laufe des Rheins, dann der Ergolz flußaufwärts folgend. Bei Liestal zweigt von diesem Strang eine Sekundär-Straßenbahn nach Waldenburg, bei Sissach eine zweite mit elektrischem Betrieb nach Gelterkinden ab. Den Verkehr mit der Ostschweiz endlich vermittelt die Bötzbergbahn, welche bis Pratteln die Geleise der Centralbahn benützt und von hier dem Laufe des Rheines weiter folgt.

Das Gebiet, welches die Birsigthalbahn dem Reisenden erschließt, der westliche Theil von Baselland und einige solothurnische Enclaven, erinnert in vielen Beziehungen an das benachbarte elsässische Sundgau. Die Linie reicht bis nach Flühen hart an die deutsche Grenze, an den Fuß des im Süden Basels hingelagerten Jurablauen. Die Flanken dieses in der Höhe meist dicht bewaldeten Berges, von tiefen felsigen Schluchten durchfurcht, erhalten ihr besonderes Gepräge durch eine Reihe von Burgruinen. Da ragen auf felsiger Klippe unmittelbar über der Endstation Flühen die Trümmer der Festung Landskron; dahinter, jenseits des ehemaligen BenediktinerStifts und vielbesuchten Wallfahrtsortes Mariastein, erinnert der zerfallende Thurm von Rothberg an vergangene Zeiten. Und wer den stündigen Marsch über das Plateau von Metzerlen nicht scheut, der erblickt auf

steilem Felsen über dem sehr empfehlenswerthen Bade Burg das noch bewohnbare Schloß gleichen Namens. Von Flühen ostwärts gelangt der Wanderer auf nicht minder ansprechenden Wegen an den Ruinen von Fürstenstein vorbei nach dem Dorf und Bad Ettingen und mag mit Genuß seinen Marsch bis dahin ausdehnen, wo die Birs das Gebirge durchbricht und die romantischen Ruinen von Angenstein und Pfeffingen Zeugniß ablegen von der Bedeutung, welche frühere Zeiten dem Paß über den Blauen beimaßen.

Nicht nur am Fuße des Berges entlang verlohnt sich's zu spazieren. Es bedarf bloß bescheidenen Klettertalents zur Besteigung des aussichtsreichen Bergrückens, von dem man am andern Abhang ins Birsthal hinunter gelangt.

Zum Besuche dieser Gegenden benützt ein Freund der Fußwanderungen die Birsigthalbahn nicht. Der Blauen liegt nicht so weit von Basel entfernt, daß er nicht auch zu Fuß in einem Tage selbst von wenig geübten Fußgängern ohne Mühe erreicht werden könnte. Auch bietet das zwischen der Stadt und dem Bergzuge liegende Gebiet der Reize so mannigfaltige, daß die Mißachtung der Eisenbahn Niemanden reut. Schon dicht bei Basel ladet der weite Ausblick vom St. Margarethenhügel und von der noch höher ragenden Batterie zum Besuche ein. Die im Ausgange des Birsigthales, am Fuße dieser Höhen gelegenen Dörfer Binningen und Bottmingen, letzteres mit einem weiherumgebenen, lauschigen Schlößchen, in dem jetzt eine tüchtige Wirthschaft betrieben wird, erfreuen sich zahlreichen Zuspruchs von Seiten der Städter und ebenso die etwas weiter abliegenden Dörfer Oberwyl, Therwyl, Biel und Benken.

Die Jurabahn, welche vom Centralbahnhof ausgehend die Westschweiz dem Basler erschließt, führt in das eigentliche Dorado der baslerischen Touristen. Bei der ersten Station Münchenstein schon mündet ein überaus lohnender Weg nach dem Gempenstollen. Dieser, ein nahezu 800 m hoch ansteigender und nach Süden jäh abstürzender Korallenkalkfels bietet eine prachtvolle Aussicht nicht nur über die Stadt und die rheinabwärts sich dehnende Ebene, das Birsthal und das sundgauische Hügelland, sondern auch zwischen den weiter südlich sich aufthürmenden Jurahöhen durch die Lücken nach den schneebedeckten Gipfeln der Berner-Oberländer-, der Urschweizer- und der Glarner-Alpen. Beinahe noch häufiger wird die Höhe des

Gempenstollens bestiegen von Dornach-Arlesheim aus, wo der Pfad etwas steiler als von Münchenstein, aber bedeutend kürzer, zum Ziele hinaufführt, über den klassischen Boden der Schlacht bei Dornach (1499), an den trotzigen Ruinen des Dornacherschlosses vorbei.

Der unmittelbar bei der Station Dornachbrugg gelegene basel-landschaftliche Flecken Arlesheim, in dem verschiedene Gasthäuser einen guten Trunk und preiswürdige Speisen bieten, verdient einen besondern Besuch wegen des dicht daneben sich erhebenden Schlosses Birseck. Ein Park umgibt diese Ruine, eine englische Anlage, wie die vornehme Gesellschaft um die letzte Jahrhundertwende sie liebte. Künstliche Grotten, Gräber und Denkmäler aller Art, Kabinetchen und Rittersaal, eine Einsiedelei mit lebensgroßer Waldbruderpuppe u. dgl. mehr sind auf verschlungenen Pfaden im Schatten weitästiger Bäume zugänglich. Niemand, welchem die Kultur vergangener Zeiten ein Gegenstand des Interesses ist, wird diese wohlerhaltene Anlage ohne Genuß durchwandern.

Südlich vom Gempenstollen dehnt in der Höhe ein unregelmäßiges Hügelland sich aus. Es liegen darauf zum Theil große und stattliche Dörfer: Gempen, Hochwald, Seewen, weiterhin Nunningen u. s. f. Zur Verbindung mit der im Thale laufenden Bahnlinie dienen wohlgepflegte Landstraßen, von dem wiederholt genannten Dornach die eine in zahlreichen Windungen durch schönen Wald nach Gempen, die andere, am Fuße einer langgezogenen Felswand und namentlich im obern Theile durch schöne Aussicht ausgezeichnet, nach Hochwald. Die Station Aesch, unmittelbar unter der bereits erwähnten Angensteiner Klus, überragt von den Ruinen Pfeffingens, dient mehr den Bedürfnissen der Ortschaften am Fuße des Jurablauen, als des Gempenplateaus. Von Grellingen aus leitet dagegen wiederum eine Straße durch das felsige, zum Theil wildromantische Pelzmühlethal, dessen Quellen Basel mit Wasser versorgen, hinauf zum Dorfe Seewen. Noch reizender, weil weit abwechslungsreicher, darf die Landstraße nach Nunningen genannt werden. Am meisten Genuß aber wartet des Naturfreundes, wenn er von Grellingen aus das schmale Kaltbrunnenthälchen besucht. Hier reiht sich ein Bild voll intimer Wald-, Wasser- und Felsenpoesie an das andere, und nicht vergebens haben die Basler Künstler gerade im Kaltbrunnenthal einen ihrer bevorzugtesten Jagdgründe für landschaftliche Motive gefunden.



Die Jurabahn wendet sich bei Grellingen entschieden westwärts und folgt nun bis zum Städtchen Laufen dem südlichen Fuße des Blauens, dessen Nordabhang wir eben kennen lernten. Die sanfteren Halden des Berges auf dieser Seite tragen einige Dörfchen: Nenzlingen, um welches auf weiter Weide ein Kranz prächtiger Eichen ragt, Blauen, Dittingen, eingebettet in ein fast schluchtartiges Seitenthälchen, endlich auf freier Höhe das saubere Röschenz. Um die erstgenannten Orte zu erreichen, verlassen wir in Zwingen den Bahnzug. Auf der entgegengesetzten Seite dieser Haltestelle aber, in deren Nähe, mitten im Dorfe gleichen Namens, wo das noch heute bewohnte, mittelalterliche Schloß Zwingen sich erhebt, führt die Straße durch behäbige Dörfer nach dem Bade Meltingen, an den trotzigen Ruinen des Donjons von Gilgenberg vorbei nach Nunningen und demnächst bei Bretzwyl auf basellandschaftlichen Boden.

Bei Laufen treffen mehrere Thäler zusammen: das Lützelthal, welches nach Westen an die elsässische Grenze und zur Quelle der Ill führt, das Birsthal, welches nun einen wilden felsigen Charakter annimmt, das Lüsselthal, welches zu den höchsten Warten des Jura in Basels Nähe hin leitet, zur Hohen Winde und zum Paßwang, und in dessen Hintergrunde der Luftkurort Neuhäuslein bescheidenen Sommerfrischlern einen trefflichen Aufenthalt bietet. Doch weiter dürfen wir, wie sehr es uns auch lockt, höher ins Gebirge zu steigen, der Jurabahn nicht folgen. Wir beabsichtigen, nur solche Ausflüge hier zu erwähnen, welche sich in höchstens einem Tag leicht ausführen lassen.

Die erste Station der Centralbahnlinie Basel-Olten, das große Dorf Muttenz mit einer bemerkenswerthen befestigten Kirche, liegt am Fuße des Wartenbergs. Dieser vorgebirgegleich in die Ebene vorragende Kegel trägt auf seinem Rücken die Ueberreste eines römischen Kastells und die Ruinen zweier mittelalterlicher Burgen. Eine weite Aussicht nach Westen und Norden belohnt für den etwas steilen Aufstieg. Eine in halber Höhe liegende Pension bietet freundlichen Aufenthalt und gleich wie die Herbergen in Muttenz Labung für den hungrigen und durstigen Wanderer. Von der genannten Ortschaft eine halbe Stunde weit entfernt und auf schattigen Waldwegen ohne Mühe erreichbar, liegt unmittelbar am Rheinufer die Saline Schweizerhall. Aus beträchtlicher Tiefe wird hier die gesät-



tigte Sohle an die Erdoberfläche gepumpt und in großartigem Betrieb unter nimmer erlöschendem Feuer verdampft. Ein Soolbad mit wohlberufener Wirthschaft, einige Villen und industrielle Anlagen haben sich um die Saline gruppirt und lassen Schweizerhall als eine stattliche Ortschaft erscheinen. Von der Stadt Basel aus wird es häufiger zu Fuß oder zu Wagen aufgesucht, als mit Hilfe der Eisenbahn. Denn zahlreiche Fußwege durchziehen den am Rheinufer entlang sich erstreckenden Hardt-Wald und die genußreichsten Wanderungen unternimmt unter diesem Blätterdach im Sommer allsonntäglich eine Schaar naturhungriger Städter. Ein Ausflug in die Hardt läßt sich ja so leicht kombiniren mit dem Besuche des Schlachtfeldes von St. Jakob (1444), wo ein guter Wein verzapft wird und im Frühling das beliebte Fischessen der gebackenen Nasen den Basler lockt.

Schweizerhall liegt nahe bei der zweiten Centralbahnstelle **Pratteln**. Von hier aus, wo mitten im Dorfe das jetzt als Armenhaus eingerichtete Schloß der Eptinger von Pratteln sich erhebt, bietet sich Gelegenheit zum bequemen Besuche der Jura-Vorberge. Die Landsitze wohlhabender Basler Geschlechter sind an den Abhängen angelegt, schauen weit in's Land hinein und über den Rhein hinüber nach den verblauenden Höhen des Schwarzwaldes. Adlerberg, Schauenburger Fluh und Ruine Schauenburg sind die von hier aus oft und gern erstiegenen aussichtsreichen Höhen. In ihrer Mitte, als Centrum des Gebietes für den Touristen, liegt in waldigem geschütztem Kessel das **Bad Schauenburg**, aus weitem Umkreis von Gesund und Krank, Jung und Alt gern aufgesucht. Zu jeder Tages- und Jahreszeit bietet es dem ermüdeten Wanderer, dem durstigen Zechbruder, dem erholungsbedürftigen Rekonvaleszenten zuvorkommende treffliche Unterkunft und Verpflegung. Ueber den Berg hinüber verbinden wohl unterhaltene Wege das weiter oben erwähnte Gempenplateau und das Birsthal (Jurabahn) mit dem Gebiete der Centralbahn. Der Uebergang von dem einen dieser Schienenstränge zum andern läßt sich in zahllosen Kombinationen mit immer neuem Genuß ausführen. Auch von Muttenz führt durch die den Südabhang des Wartenbergs einnehmenden Rebberge hindurch eine sehr empfehlenswerthe Straße über die Höhe des Schauenburgerschlosses ins Bad hinunter.

Statt nach Pratteln steigen wir von letzterm nach **Nieder-Schönthal**, der nächst höhern Centralbahnstation. Dabei passiren

wir wenige Schritte vor der Haltestelle Frenkendorf (empfehlenswerthe Gasthöfe: Wilder Mann, Löwe), nach welchem auch von Pratteln aus über das sogen. Ehrli ein überaus anmuthiges Sträßchen führt. Nieder-Schönthal, eine große industrielle Anlage an der wasserkraftspendenden Ergolz, dient auch dem am rechten Thalabhange gegenüber von Frenkendorf liegenden Füllinsdorf als Bahnstation. Füllinsdorf ist seit einiger Zeit bei den Baslern zu einer gewissen Notorietät gelangt, weil auf dem gegen den Rhein vorspringenden Theil seines Gebietes von den im nahen Liestal ihre Rekrutenschule abdienenden Pionieren eine Befestigungsanlage eingerichtet worden ist, von der aus der Blick weit rheinauf- und abwärts und in die Dörfer des jenseitigen badischen Ufers streift. Kehren wir aber wieder zur Station zurück und holen wir einen Besuch nach, den wir schon beim Rückweg von Schauenburg hätten abstatten sollen: den des Kurorts Bienenberg. Unmittelbar über der Bahnlinie erhebt sich ein zu mäßiger Höhe ansteigender Hügel, dessen Gipfel die Gebäude eines Kurortes trägt. Nach einem Brande vor einigen Jahren etwas bescheidener als früher neu aufgebaut, bietet es vor allem einen reizenden Blick in die Vorberge des Schwarzwaldes, eine reine Luft und die Vorzüge, welche die Nachbarschaft eines emporblühenden Landstädtchens bieten kann.

Kaum eine halbe Stunde aufwärts von Niederschönthal liegt nämlich der Hauptort des Kantons Baselland, das Städtchen Liestal. Spital und Strafanstalt liegen vor den Thoren, Regierungs- und andere Verwaltungsgebäude im Weichbild der Stadt. Einige Fabriken ziehen sich an den Wasserläufen hin und oberhalb des Städtchens dehnen sich die Mauern der Kaserne. Hier werden während der ganzen guten Jahreszeit Militärschulen abgehalten. Bald wird auf der Sichtern im Westen des Städtchens der Infanterierekrut gedrillt, bald übt sich auf der Matte südöstlich von Liestal der Sappeur und der Pionier in der Anlage mehr oder weniger kunstvoller Verschanzungen. Daß auch die in einer Garnisonsstadt immer zahlreichen Wirthschaften nicht fehlen, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Von Liestal aus läßt sich die Gegend gar bequem durchstreifen. Durch die lauschige Einsamkeit des Röserntthales erreicht man das wenige Kilometer entfernte Schauenburger Bad. Genau auf den Bahnhof mündet das Oristhal, in südwestlicher Richtung verlaufend

und bei Seewen wiederum auf das Gempenplateau und in das Gebiet der Jurabahn ausmündend. Seine Dörfer St. Pantaleon, Nuglar und Büren am linken Abhang gehören dem Kanton Solothurn an. Lupsingen und auf prächtig weitschauender Höhe Seltisberg, welches trotz der neuerstellten Wasserleitung noch eine Reihe von Sodbrunnen sich erhalten hat, liegen auf den Höhen rechts des Orisbaches im Gebiete des Kantons Baselland.

Als drittes bei Liestal mündendes Thal nennen wir das Thal der Frenke; dieser Bach ergießt sich etwas oberhalb des Städtchens in die Ergolz und wird auf hoher eiserner Brücke von der Bahn überschritten. Aber die Brücke trägt nicht allein die Schienen der Centralbahn. Auch die schmalspurige Waldenburgerbahn führt darüber hin und biegt wenige Schritte jenseits der Brücke auf die Landstraße, um von hier an als Straßenbahn das im Hintergrunde des Thales gelegene Städtchen Waldenburg zu erreichen. Die vornehmste Station in der Nähe von Liestal ist unstreitig das Bubendorfer Bad*, ein wahres Musterwirthshaus und mit Recht stets gern besucht. Es bildet dieser freundliche Aufenthaltsort seinerseits wieder den Knotenpunkt für eine ganze Reihe von Ausflügen. Wir müssen uns hier mit dieser Andeutung begnügen, ohne sie alle aufzählen zu können. Desgleichen sehen wir uns gezwungen, das ganze Thal sammt den davon abzweigenden Straßen nach Lampenberg, Ramlinsburg, Beinwyl &c. zu übergehen.

Bei Waldenburg verlassen wir den Eisenbahnzug. Hinter dem Städtchen mit seiner alterthümlichen Anlage und dem trotzigen Thor, die moderne große Uhrenfabrik auf steiler Felsklippe dominirend, stehen die Trümmer des in den Revolutionswirren vor bald 100 Jahren zerstörten Landvogtssitzes. Die Straße beginnt zu steigen, sowie sie Waldenburg hinter sich läßt und gewinnt in langen Windungen nach und nach die Anhöhe. Die Abhänge sind meist bewaldet; hie und da blickt ein Bauerngehöft, ein Landsitz aus dem Grünen hervor. Einzelne Häuser treten bis an die Straße heran. Nach einstündigem Steigen, das aber in der prächtigen Luft und auf der bequemen Straße in keiner Weise anstrengt, erreichen wir die Paßhöhe. Hier scheiden die Wasser sich zur Aare und rheinwärts. Ehe die Landstraße am Süd-

* Vom Jura zum Schwarzwald I. Band.



abhange der Jurakette den Kanton Solothurn trifft, durchschneidet sie das Dorf Langenbruck, einen bevorzugten Sommeraufenthalt von Basels Bürgerschaft. Fast in jedem Hause dieses Dorfes wohnt zur Sommerzeit eine Basler Familie; die Gasthäuser sowie das große Kurhaus sind überfüllt, alle Bauernhöfe der Nebenthäler haben eine zahlreiche Einquartierung aufgenommen.

Die Umgebung — denn das reinliche Dorf selber kommt ja für den Sommerfrischler erst in zweiter Linie in Betracht — rechtfertigt vollauf so reichlichen Besuch. Ringsum steigen die Berge zu einer Höhe von 1000 m und mehr. Da verlohnt sich nur an besonders bevorzugten Lagen Obst- und Futterbau, von Getreide wird nur noch Hafer gebaut. Der ganze übrige Boden, soweit er nicht vom Wald in Anspruch genommen wird, ist mit Weide überzogen. Dann offenbart sich mit besonderer Deutlichkeit der subalpine Charakter dieser Gegend. Ein kurzes, würziges Gras bedeckt die Erde. Die blauen Sterne der Gentianen, seltene Nelkenarten und ähnliche Blumen unterbrechen das eintönige Grün. Diese Vegetation bietet der Viehzucht besondere Vorzüge und diese Art Landwirthschaft wird hier auch in ausgiebiger Weise gepflegt. Die Heerden beleben ringsum die Höhen und die einzige Unannehmlichkeit bilden für den Wanderer die oft recht wenig civilisirten Stiere, deren Angriffe namentlich für zum Klettern weniger geneigte und befähigte Leute zur eigentlichen Gefahr werden können.

Fast ungezählt ist die Menge der Ausflüge, welche von Langenbruck aus sich unternehmen lassen; die anstrengenden und leicht auszuführenden, die kurzen und längeren, die schattenspendenden und sonnigen, die aussichtsreichen und lauschig einsamen Spaziergänge können hier nicht aufgezählt werden. Dagegen würde manch ein Basler sich eigentlich verletzt fühlen, wenn wir nicht den in einem Nebenthal ³/₄ Stunden von Langenbruck entfernt liegenden Kurort Kilchzimmer empfehlend erwähnen würden und die Felsklippe des Belchens, welche einen weiten Ausblick nach jeder Richtung fast ungehindert eröffnet. Der Hauptvorzug Langenbrucks, der Grund, warum dieser Ort immer und immer wieder aufgesucht, durch die Basler Aerzte stets von neuem warm empfohlen wird, liegt in der prächtig reinen und nervenstärkenden Luft, welche so manchem abgespannten Geschäftsmann Labung, so manchem schwachen Reconvalescenten Kraft und Erholung wieder geschenkt hat.



Beim Bubendorfer Bad zweigt vom eigentlichen Frenkenthal, dem die Waldenburger Bahn folgt, ein größeres Nebenthal nach Westen ab. Hier liegen Bubendorf, Ziefen und im Hintergrunde Reigoldswyl. Hier ist ein Hauptsitz der im ganzen sonstigen Baselbiet verbreiteten Posamenterei, d. h. der als Hausindustrie meist auf Rechnung großer Basler Firmen betriebenen Bandweberei. Fast in jedem Hause klappert ein Webstuhl. Da die Landwirthschaft bei der starken Bevölkerungsdichtigkeit, dem verhältnißmäßig wenig ergiebigen Boden, dem unebenen Terrain und der hohen Lage nicht zur Ernährung der Einwohnerschaft ausreicht, erscheint dieser Nebenverdienst hoch willkommen. Einiges Geld bringt ferner der Umstand ins Land, daß in dieser Gegend zahlreiche Landsitze baslerischer Familien liegen. Alte Tradition bringt einen jährlichen Sommeraufenthalt auf diesen Höhen mit sich und dieser natürlicher Weise wiederum mannigfachen Verdienst.

Reigoldswyl ist dem Touristen wohl bekannt als Ausgangspunkt für eine Reihe genußreicher Ausflüge auf die weidenreichen Jurahöhen. Wir nennen als den Einen, aber einen Löwen, den herrlichen 1200 m. hohen Paßwang. Ueber die Wasserfalle, über Bürten, über Lauwyl und die St. Romayhöfe führen zahlreiche Wege hinan. Noch weit bequemer sind die Straßen, welche über mäßige Anhöhen das mehrgenannte Dorf verbinden mit Lauwyl und Bretzwyl, mit Liedertswyl und Waldenburg, oder auch auf hohem Bergrücken entlang mit Titterten und Arboldswyl (Castelenfluh). Wenigstens genannt werden muß in diesem Zusammenhang das auf dem nämlichen Höhenzuge gelegene Lampenberg und das im Stile des Mittelalters noch wohlerhaltene, im Sommer von Baslern bewohnte Schloß Wildenstein.

Wenn aber der Verfasser in dieser Weitläufigkeit Basels Umgebung noch weiter absuchen wollte, wann käme er zu Ende? Mit seiner Schilderung bei Liestal wieder anknüpfend, nimmt er sich vor, von nun an mehr registrirend als beschreibend vorzugehen, wobei ihm der geneigte Leser etwaige Rückfälle in die angenehmere Pflicht zu Gute halten mag. Auf dem rechten Ufer der Ergolz leitet von Liestal aus eine im Anfang sehr sonnige Straße auf die Höhe und dann gegen Arisdorf, weiterhin über das ehemalige Kloster, jetzt aargauische Knaben-Erziehungshaus Olsberg durch kühlen Wald nach Rheinfelden. Auf der Höhe von der Straße rechts biegend, erreichen wir auf gleichfalls empfehlenswerthen Waldwegen Hersberg und Nußhof. Im Thal leitet

die Eisenbahn über das stattliche Dorf Lausen und neben Ittingen vorüber nach Sissach, dem industriereichen Hauptorte des oberen Baselbiets. Auch von hier strahlen mehrere Thäler aus, das eine in genau südlicher Richtung etwas einförmig über Zunzgen, Tenniken und Diegten nach dem geschützten Bade Ruch-Eptingen, am Fuß des vorhin (bei Langenbruck) genannten Belchen; ein anderes, in welchem der Hauptstrang der Centralbahn verläuft, geht nach Südosten, das dritte öffnet sich in östlicher Richtung und dessen unterster Theil bis zu einer neuen Gabelung des Thälchens ist durch die elektrische Bahn Sissach-Gelterkinden doppelt leicht zugänglich geworden.

Oberhalb Sissach hält die vom Städtchen aus unschwer, noch leichter und bequemer aber von der Rückseite zu ersteigende hohe Sissacher-Fluh Wache, an ihrem Fuß das bescheiden aber gut gehaltene ländliche Wirthshaus der Sissacher Alp. Im Westen des genannten Felsblockes führen die Straße Sissach-Wintersingen, im Osten Gelterkinden-Rickenbach-Buus-Maisprach, beide bei Magden zusammentreffend, nach Rheinfelden. Zwei Wege führen von Gelterkinden nach Oltingen am Fuß der Schafmatt, wo dann der früher viel begangene Pfad über diesen Berg nach Aarau seine Steigung beginnt. Die Straße über Ormalingen, Rothenfluh und Anwyl ist mehr den Freunden lieblicher Natur zu empfehlen. Den andern über Tecknau und Wenslingen zeichnet eine Partie aus, wo die Straße durch eine Felsenschlucht langsam empor kriecht und Stellen bietet, welche in der That einer gewissen Berühmtheit, wenigstens bei den Baslern, werth erscheinen. Wer die Romantik in der Natur liebt, wird von Tecknau aus, ehe er links in die Schlucht steigt, noch dem Wasserfall im Hintergrunde des Thales, dem Gießen seinen Besuch abstatten. Zwar hat das Bild dieser reizenden Landschaft an Werth verloren, seit die Pappeln am Bassin des Falles verschwanden. Immer noch aber ist der Gießen in hohem Grade sehenswerth und wer ihm in seiner jetzigen Gestalt keinen Geschmack abgewinnen kann, dem gefällt doch sicherlich das einige Schritte weiter oben gelegene Pfarrdörflein Kilchberg, welches mit seiner einfachen Umgebung zu einem wahrhaft idyllischen Bilde sich vereinigt.

Von Ormalingen, um dies hier nachzuholen, wird der ausgedehnte Ruinenkomplex der Farnsburg besucht. Von der neben den Hauptgebäuden gelegenen Weide aus eröffnet sich eine weite Aussicht über

Alpen, Schwarzwald und Vogesen, sowie durch den ganzen Jura hin, eine Aussicht, welche für etwaige bei der Besteigung vergossene Schweißtropfen reichlich entschädigt. Noch sei auf den prächtigen Anblick aufmerksam gemacht, den die waldumfangene Ruine von der Nordseite her bietet.

Rasch führt der Centralbahnzug von Sissach aus die Reisenden nach Sommerau, am rechten Abhang des Thales mehr und mehr ansteigend. In der Sohle liegen Thürnen und Diepflingen, der letztere Ort dadurch bekannt, daß hier die Heerstraße durch ein Haus hindurch führt und mit einem Scheunenthor abgesperrt werden kann. Bei dem nächsten Dorf, Rümlingen, führt die Bahn auf gewaltigem Viadukt über den Eingang eines Seitenthales, in dessen Hintergrund Häfelfingen liegt. Dann gehts durch zwei kurze Tunnel — der eine führt unter dem Felsen durch, welcher die Trümmer der Feste Homburg trägt — im Thale drunten sehen wir die Häuser Bucktens, jenseits grüßen von der Höhe Wittinsburg und Känerkinden, dann hält die Eisenbahn auf Station Läufelfingen. Wir steigen hier aus, denn wir beschränken uns auf das natürliche Excursionsgebiet der Basler nördlich vom höchsten Jurawall, den hier der lange Hauensteintunnel durchbricht. Von Läufelfingen läßt sich nicht nur auf genußreichen Wegen der bereits erwähnte Belchen gewinnen. Wer der Hauensteinstraße folgt, wird in kürzester Zeit nach dem solothurnischen Dörfchen Hauenstein geführt und erreicht von da auf bequemen Wegen den prächtigen aussichtsreichen Kurort Frohburg, von wo sich ein ganz besonders herrlicher Alpenkranz dem Besucher zeigt, wenn er das Wetterglück hat. Oder man steigt, von Läufelfingen aus wohlverstanden, nach Bad Ramsach empor, welches Dank der hier gewährten trefflichen Verpflegung in allen Bevölkerungsschichten wohl beleumdet ist. Wysenberg, Wysenfluh und Dorf Wysen verdienen einen Besuch, die ersten beiden als Aussichtspunkte, das letztere u. A. um seiner fast an den Schwarzwald gemahnenden Strohdächer willen.

Nachdem wir so in flüchtigen Umrissen gezeigt haben, welche Gegenden dem Naturfreunde die Centralbahn eröffnet, sei noch kurz der Strang der Bötzbergbahn einige Stationen weit verfolgt. Bis Pratteln fällt die Linie mit der der Centralbahn zusammen. Hier aber zweigt sie links nach Augst ab. Im Dorf Basel-Augst überschreitet sie auf hoher Brücke die Ergolz, unmittelbar dahinter auch

die Kantonsgrenze und steht nun an der Station Kaiser-Augst auf dem klassischen Boden der Colonia Augusta Raurica, der Gründung des Munatius Plancus. Die wohl erhaltenen Reste eines römischen Theaters, eines Tempels Fundamente auf weit schauendem Hügel, die hier und dort aufgefundenen Ueberreste einer versunkenen Kultur reden beredte Worte von der Vergangenheit dieser Stätte. Allenthalben finden sich nachweisbare Spuren der römischen Stadtbefestigungen, sowie auf der steil abfallenden Höhe die Trümmer des einstigen Castrums. Von Augst aus ist Giebenach, weiter auch Arisdorf, ferner Olsberg, bequem zugänglich. Bald nähert nun die Bahn sich dem Rhein und gewährt manchen schönen Blick hinüber in die Ausläufer des Schwarzwaldes. Dann tritt sie vom Strom wieder etwas zurück, um die Station Rheinfelden zu erreichen. Dieser aargauische Bezirkshauptort erfreut sich von Basel aus reichen Besuches nicht bloß als wirksames Soolbad und als weithin bekannte Bierquelle, sondern auch wegen seines malerisch alterthümlichen Aussehens und wegen des wild schönen Anblicks, welchen hier der durch sein zerrissenes Felsenbett dahinbrausende Strom gewährt. Die Zugänge zu Rheinfelden von der Schweiz her sind schon von den Nebenthälern der Centralbahnlinie aus erwähnt worden. Es bleibt nur zu erinnern an die rheinaufwärts laufende Landstraße; sie berührt Möhlin, Mumpf und Stein, die gleichen Ortschaften, an welchen auch Stationen für die Bötzbergbahn eingerichtet sind. Die Gegend bietet hier weniger landschaftliches Interesse, als das Baselbiet oder der Berner und Solothurner Jura; man besucht von Basel aus etwa Mumpf, weil das dortige Soolbad zur „Sonne" im angenehmen Geruch einer guten Küche steht, oder Stein als Ausgangspunkt für Ausflüge nach dem Schwarzwald. Denn Stein gegenüber liegt ja das durch Scheffel bei allen sentimentalen Jünglingen und Jungfrauen zum zweiten Mekka gewordene Säckingen; denn in Stein ist (mit Ausnahme des kleinen rechtsrheinischen Gebiets von Baselstadt) die letzte schweizerische Ortschaft unsrer Rundreise erreicht. Es wird uns Niemand des Chauvinismus bezichtigen, wenn wir für heute wenigstens, die von Basel aus erreichbaren ausländischen Ortschaften und Gegenden nur ganz summarisch vorführen.

Da ist zunächst der Schwarzwald, dessen Häupter in die Stadt Basel imposanter herniederblicken, als die Spitzen des Jura, da dieser sich uns mehr als langgezogene Kette präsentirt. Die von Basel aus

leicht zugänglichen Theile des badischen Gebirgs tragen das hervorstechende Gepräge einer Waldgegend. Wilde Gebirgsromantik, wie im Alb-, Murg- und Wehrathal wird man in unsrer unmittelbaren Nähe vergeblich suchen. Doch trägt den Freund solcher Scenerien die Eisenbahn Basel-Konstanz von uns weg rasch genug in die genannten Gegenden. Was den von Basel aus zunächst zugänglichen und am meisten besuchten südwestlichen Winkel des Schwarzwaldes auszeichnet, das sind die herrlichen weit ausgedehnten Wälder. Nach allen Richtungen werden sie von guten Straßen durchzogen und sind so selbst zu Wagen besser zugänglich als andre Gegenden mit ähnlicher Natur. Namentlich das Gebiet zwischen Rheinebene und Wiesenthal, in welches das Kanderthal tief eindringt, verdient von diesem Gesichtspunkte besonders hervorgehoben zu werden.

In den Thälern und auf den niedrigern Vorbergen breiten sich Matten und Getreidefelder aus, unterbrochen von Obstbäumen jeder Art. An sonnigen Halden reift der Markgräfler Wein und namentlich das Land von Basel bis Müllheim rheinabwärts, ferner am Strom aufwärts, Grenzach und Wyhlen, endlich am Eingang in's Wiesenthal Riehen und Weil rechtfertigen mit ihrem trefflichen Gewächs den alten guten Ruf des Markgräflers.

An Aussichtspunkten leidet schon das Basel am nächsten liegende Gebiet der vom Schwarzwald niedersteigenden Höhen nicht Mangel. Es genügt hier die noch auf Schweizer Boden liegende St. Chrischona, ferner auf dem nämlichen Rücken weiter östlich das Dorf Adelhausen, ferner den Hügel von Tüllingen und die stattliche Ruine Röteln zu nennen, welche selbst des Ausblickes auf die Alpen nicht entbehren. Wem mehr Zeit zur Verfügung steht, der verwende einen Tag zum Besuche des Blauen oder mit Hilfe der Zell-Todtnauer-Bahn des Belchen und er wird, wenn anders des Wetters Gunst ihm lächelt, reichen Genuß aus einer solchen echten und gerechten Schwarzwaldtour schöpfen. Denn, um zu guter Letzt auch dies noch zu erwähnen, für musterhafte und preiswürdige Verpflegung ist an den uns zugekehrten Abhängen des badischen Gebietes reichlich gesorgt und in nicht allzu großen Etappen folgen sich Wirthshäuser, in denen der Reisende stets trefflich aufgehoben ist, in denen er Nahrung und Trank findet, wie sie ihm auch zu Hause nicht besser zu Theil werden könnten.

Von den genannten Höhen allen, am besten vielleicht vom Blauen hernieder, breitet sich, zwischen den Rhein und die Vogesen hingelagert, der Sundgau mit seinen üppigen Fluren und ungezählten Ortschaften. Ein Landstrich von flußabwärts zunehmender Breite liegt völlig eben das linke Ufer des Stromes da. Ohne besondere Reize landschaftlicher Art, genießt er nicht eben eines günstigen Rufes unter Basler Touristen. Dagegen bieten die üppigen Matten und Felder dieses fruchtbaren Alluviums dem Landwirth eine wahre Augenweide. Es ist zu bedauern, daß der Segen dieser Fruchtbarkeit den sonst fleißigen Bewohnern im Ganzen wenig zu Gute kommt. Ob das Naturell des Sundgäuers dem Sparen abhold ist, ob die Gegend zu viele Israeliten zählt, ob die Einflüsse längst vergangener Zeiten, die Mißwirthschaft früherer Jahrzehnte und Jahrhunderte sich heute noch geltend machen oder endlich, ob dies Alles zur unerfreulichen Wirkung sich vereinigt, das zu entscheiden ist hier nicht der Ort. Thatsache aber ist, daß nirgends in unserer Umgegend mehr Armseligkeit und Schmutz getroffen wird, als eben hier im Elsaß. Dem entsprechend bietet das Land auch dem Besucher nicht die freundliche Aufnahme, die großartige Gastfreundschaft, die von einer den Touristenbesuch anlockenden Landschaft mit Recht erwartet wird. Diese zu finden muß man sich schon etwas weiter flußabwärts wagen, über Mülhausen hinaus, an den Fuß der Vogesen. Hier liegt dann auch die Heimath des köstlichen Elsässer-Weines, der mehr als sein etwas säuerlicher Markgräfler Nachbar jedem Gaumen behagen wird. Diese Vogesenthäler und die Höhen des Gebirgs, auf denen die deutsch-französische Grenze dahinläuft, schließen wir aus unserer heutigen ohnedies schon etwas zu lang gediehenen Schilderung aus.

Nur sei noch aufmerksam gemacht auf zwei Landstriche des obersten Elsasses, welche zwar nur selten besucht werden, deßwegen aber doch einem für landschaftliche Reize empfänglichen Auge viel Schönes bieten. Da ist zunächst das dem Rhein entlang laufende Ufergebiet, ein Strich von höchstens einem Kilometer Breite. Hier gehen Dammanlagen, die Kreuz und Quer zum Schutze des acker- und gemüsebautreibenden Hinterlandes vor etwaigem Hochwasser des Rheines. Es hat sich hier ein sumpfiges Waldgebiet im Laufe der Jahre gebildet, welches Schritt für Schritt eigentlich fremdartige Bilder eröffnet und leider auch im Sommer wenigstens durch die Moskitoplage ganz exotisch anmuthet.

Das kann aber namentlich die Botaniker und den Zoologen nicht abhalten von der Jagd auf die in diesem Gebiete häufigen Seltenheiten der Flora und Fauna.

Am entgegengesetzten, westlichen Saume der oberelsässischen Ebene erhebt sich, in sanften Hängen langsam hoch und höher steigend, ein welliges Hügelland, welches unmerklich in die letzten Kämme des Jura übergeht. Daß diese Gegend von Basel aus nicht touristisch abgesucht wird, das kann lediglich in der wenig hinreichenden, namentlich meist nicht sehr reinlichen Verpflegung ihren Grund haben; immerhin mag auch die Mode oder wie man das nennen mag, mitspielen. Denn einen der am emsigsten bei unsern Ausflügen gesuchten Genüsse, die weite und abwechslungsreiche Aussicht erreicht der Wanderer fast müheloS, jedenfalls weit bequemer, als wenn er sie etwa auf dem Gempenstollen, ja selbst nur auf der Chrischona holen wollte. Im Centrum des ganzen Gebietes und selbst von weither Dank den weißen Wänden seiner Kirche wohl erkennbar, liegt das Dorf Folgensburg. Von nirgends scheinen die weichen Umrißlinien des Schwarzwald-Blauen melodischer hernieder zu fließen als von hier; nirgends stellt der Jura sich dem Beschauer mit abwechslungsreichern Konturen vor die Augen; nirgends legt sich die Häusermasse von Basel majestätischer zu unseren Füßen. Die nähere Umgebung, der Wechsel von Nadelholzgruppen und bebautem Ackerland, von Obstgärten und Weinbergen gibt einen reizenden Vordergrund, und hinten über den Jurawall hereinlugend hebt sich weißglänzend der vielgestaltige Kranz des Schneegebirges vom blauen Himmel und schließt aufs Wirkungsvollste das Bild ab. — Fürwahr, auch die viel verlästerte Gegend von Blotzheim, Hegenheim u. s. f. bietet Genüsse, welche reichen Besuch von unserer Stadt aus verdienen!

Der Verfasser hat die vorliegenden Zeilen auf einen ehrenden Auftrag des Verkehrsvereins hin niedergeschrieben. Gewiß schwebte ihm dabei stets vor Augen, dem Fremdlinge, der in unsern Thoren weilt, die Vorzüge unsrer Gegend ans Herz zu legen und ihm zu zeigen, daß er, was Abwechslung an Naturbildern und an landschaftlicher Gestaltung betrifft, nicht leicht eine vor Basel bevorzugte Stadt finden wird; es lag ihm geradezu daran, zu beweisen, daß der Naturfreund sehr wohl, so paradox es klingen mag, in der Stadt Basel seinen Aufenthalt abwickeln kann, indem er tagtäglich nach einer andern



Richtung ausfliegt und, wenn er am Abend wieder zurückkommt, noch der Annehmlichkeiten eines größern Centrums theilhaftig wird. In erster Linie aber verfolgte ich fort und fort die Aufgabe, meine Landsleute im engsten Sinne darauf aufmerksam zu machen, was ihnen unsere Gegend bietet und ihnen allen einen vermehrten Besuch unsrer herrlichen Umgebung ans Herz zu legen.



Ueber Alter und Art der Haus- und Thiernamen.

Von Dr. E. L. Rochholz.

„In was Hus das kint wirt geboren, davon wirt es geheißen."
Albrecht von Eybe, † 1475.

Während die deutschen Zunamen beim Adel bekanntlich mit dem 11. Jahrhundert bemerkbar werden und in der Regel von dem Stammguts und dem Wappen entnommen sind, führen Burgleute, städtische Geschlechter und Leibeigene seit dem 12. und 13. Jahrhundert gleichfalls ihren Zunamen, welcher von ihres Wohnhauses Lage, Pflichtigkeit, Marke und Abzeichen entnommen ist. Der bürgerliche und bäuerliche Hausname ist deshalb ziemlich gleichalt mit dem Zunamen des Wappenadels; der Schein, als sei jener erst von späterer Entstehung, rührt aus den ausschließlich von Adel und Klerus verfaßten Urkunden her, in denen die Standesinteressen der Grundherren ausführlich und genau, die pflichtigen Personen aber nur nebenher und nicht immer mit Namen angeführt stehen. Da dieser Satz der herkömmlichen Annahme über das Alter der deutschen Zunamen geradezu widerspricht, so soll er sogleich durch ein geschichtliches Beispiel erwiesen werden, welches, wie die hier und weiter folgenden, größten Theils, aus den dem Verfasser zugänglichen schweizerischen Urkunden gewählt ist. Die älteste geschichtliche Quelle des Aargauer Klosters Muri sind die Acta fundationis Monasterii Murensis, abgefaßt im 13. Jahrhundert; dieselben, handschriftlich im Aargauer Staatsarchive, berichten pag. 11 Nachfolgendes:

Als im Jahre 1025 die ersten Mönche mit ihrem Abte Reginbold von Einsiedeln her nach Muri in's Freienamt kamen, um das hier durch Radebot neu gestiftete Kloster zu besetzen, trafen sie an der Ortskirche von Muri gegen ihr Erwarten bereits einen Sekularpriester Namens Bocko. Er mußte alsbald von seiner Pfarre abtreten und es wurden ihm dafür die zwei Pfründen zu Elikhoven und zu Esikhoven im Jahr 1027 übergeben. Man ficht nun das Alter der genannten Acta mittels des Einwurfes an, es werde hier dem erwähnten Priester ein im Jahre 1000 noch gar nicht möglich gewesener Geschlechtsname beigelegt. Allein eben dieser Name Bocko erscheint auch in bayerischen Urkunden und zwar schon im 10. und 11. Jahrhundert; Focho, testis, Rotulus des Zürcher-Großmünsterstiftes aus dem Jahre 1000 (Ztschr. f. Schwz. Recht, Bd. 17, S. 80.); es ist 1070 ein Foco Zeuge im Klostervertrag zu St. Emmeronn in Regensburg. (Quellen und Erörterungen zur deutschen und bairischen Geschichte I, pag. 35.) Zu Muri und in den Freienämtern besteht das genannte Geschlecht, Bock bis auf den heutigen Tag fort; Aloys Bock, Verfasser des Bauernkrieges von 1653 (Aarau, 1831, 8°), war gebürtig von Sarmensdorf und starb als Domherr zu Solothurn 1850.

In allen solchen civilen Zuständen, denen Alterthümliches verblieben und Ursprüngliches beigemischt ist, besteht heute der Hausname noch fort und gilt da zuweilen ausschließlich ohne alle Begleitung eines Geschlechtsnamens.

Jetzt noch führt der lettische Bauer neben dem Vornamen keinen eigentlichen Geschlechtsnamen, sondern bekommt nach seinem Gehöfte den Zunamen, welcher vor den Taufnamen gesetzt wird. (Pott, Etymologische Forschungen, Auflage 1, II. 559.); der Hausname gilt daher auch in allen jenen Landstrichen fort, die eine Art mittelalterliches Sonderdasein bis in die Neuzeit herüber gefristet haben: in Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Tyrol, Elsaß, Schweiz und in einer Reihe ehemaliger Reichsstädte. In den Landgemeinden der deutschen Schweiz ist zwar seit Beginn dieses Jahrhunderts die Führung von Geschlechtsnamen amtlich durchgesetzt; allein Niemand im Dorfe wird da von seines Gleichen darnach, sondern fortwährend nach dem Hausnamen benannt, und dies hat zur Folge, daß der letztere, unter der Rubrik „Uebername" in allen gerichtlichen Registern und Urtheilssprüchen stets mit eingetragen steht. Allmächtiger als Polizeiverordnung und Sprachzwang erweist sich hier die Geschlechterherrschaft, auf

welche alles Gemeindewesen ursprünglich gegründet ist. Die dies erweisenden nächstfolgenden drei Beispiele gehören zusammen dem Aargau an.

In der Freienämter Gemeinde Lieli führen sämmtliche Ortsbürger, mit Ausnahme einer einzigen Familie, den gleichen Namen Füglistaller, d. h. Vogelherder. Zu Rümikon heißen alle Gemeindebürger Fischer, auch das Dorfwappen ist der Fisch; der Einzige, der davon die Ausnahme macht, hat sich hier vor etwa 80 Jahren in's Bürgerrecht eingekauft. Das im Dorfe Büttikon allein geltende Namensgeschlecht ist Koch; die dortige Ausnahmsfamilie Keller stammt, laut Bericht der Gemeindeschreiberei, aus unehelicher Abkunft. (Aargauische Ortsbeschreibung: Büttikon). Der Steckhof Wyliberg, Kirchgemeinde Reitnau, Bez. Zofingen, zählte i. J. 1780 112 Einwohner, alle des Geschlechtes Läsſer und Müller. (Fr. X. Bronner, Handschriftl. aargauische Chronik, Bd. 8, no. 5890.)

Noch erstaunlicher werden derlei Fälle in den Urkantonen. Zu Unter-Aegeri im Zugerlande heißt von den 2413 Gemeindebürgern die Hälfte Iten; nach der 1850 vorgenommenen eidgenössischen Volkszählung hat Unter- und Ober-Aegeri zusammen 1342 Personen des gleichen Namens Iten (Geschichtsfreund, Bd. 9, S. 190.). Für den Kanton Schwyz hat Landschreiber Oettling eine Familienstatistik entworfen, aus welcher für die dortigen Geschlechtsnamen sich Folgendes ergiebt: Dorten bilden zwölf Familien mit 10,127 Personen allein den vierten Theil der Kantonsbevölkerung; den größten Abrahamssegen hat die Familie Kälin mit 2471 Köpfen aufzuweisen. Auf sie folgen die Schuler mit 871 Personen; die Marty mit 747; die Betschart mit 634; die Steiner mit 575 u. s. w. In Obwalden zu Sachseln hießen im Jahre 1862 alle Rathsherren Nikolaus (nach dem Landesheiligen Nikolaus von der Flüh) und alle Pfarrer im Lande Franz (nach dem heiligen Franziskus von Assisi).*

* Die „Allg. Augsb. Ztg." meldet aus England: Ein Namensforscher erhob aus den Censurtabellen Englands und Schottlands, daß es in England und Wales 250,000 Smith, und in Schottland 45,000 dieses Namens giebt. Die engl. Ztg. „Atlas" vom Jahr 1855 giebt für das vorangegangene Jahr die statistische Zu- und Abnahme der englischen Namensfamilie Smith also an: Geburten 5588; Sterbfälle 4044; Heiraten 3005.

Schmid und Boner. Auch die Römer hatten allein an Fabiern 300 vorräthig, deren Geschlecht den Krieg für die ganze Stadt allein übernehmen konnte. So dominirt im heutigen Genf das städtische Geschlecht Favre und zu Nürnberg und Regensburg die weltbekannte Bleistiftfabrik von Faber.

Alle die eben angeführten Beispiele fallen durchweg auf katholische Landstriche mit einer nahezu noch unvermischten Bevölkerung; hier hat sich das Wesen der Sippschaft mit allen seinen bürgerlichen und politischen Mißbräuchen fortbehauptet und wird durch Freizügigkeitsverträge, Gewerbefreiheit und ähnliche Punkte des schweiz. Bundesgesetzes sehr langsam beseitigt. Das andere civile Uebel aber, die Verwirrung nämlich, die aus der Gleichnamigkeit so vieler Personen eines und desselben Ortes zu entstehen droht, war hier gar niemals eingetreten, weil es schon anfänglich durch die Geltung der Hausnamen beseitigt war.

Allein dasselbe Verhältniß, da es ein aus der Natur entsprungenes gewesen ist, begegnet auch in altprotestantischen Landstrichen Deutschlands. Eine Gegend der preußischen Altmark heißt der Hans-Jochems-Winkel, weil die dortigen Bauern allzumal diesen Taufnamen führen (Kuhn, Märk. Sagen, 13); mithin müssen sie ihr gleichnamiges Pränomen ebenfalls mittelst des Cognomens erklärlich gemacht und sich durch Hausnamen unterschieden haben. In Schleswig-Holstein hat jedes Bauernhaus seinen Eigennamen, und meist nur unter diesem ist sein Besitzer bekannt. (Canzler, Deutsche Vornamen Altona, 1856, S. 130.) Basel, eine zu ²/₃ protestantische Stadt, zählt im Adreß-Kalender von 1862 des dortigen städtischen Geschlechtes Burkhardt nicht weniger als 99 Ansässige, d. h. solcher, die eignen Herd haben und also sich durch besondere Hausnamen gegenseitig unterscheiden. Eben nach dieser Seite ist die Namensschöpfung in der deutschen Sprache von einem ganz ungeheuern Produktionsvermögen gewesen. Man bemesse dies aus nachfolgender Angabe. „Seit Basel 1370 sich mit Wall und Bollwerk umgab, hatte die Großstadt einen Kranz von 40 Thürmen, 42 Letzinnen und 1199 Zinnen; die Kleinstadt hatte 9 Thürme und 300 Zinnen.

Wie jedes Haus in der Stadt, so hatte auch jeder Thurm u. s. w. seinen eigenen Namen: Wägdenhals, Schadengard, Stich den Gesellen, Guck in's Nest, Luginsland (Basler Neujahrs-Blatt 1852, S. 34).

Die in Bensen's Geschichte der Stadt Rothenburg S. 357 aufgezählten Rothenburger Geschlechter: Esel, Katzenstiel, Brunnenkatz, Hundsohr u. s. w. bezogen sich daselbst anfänglich auf dortige städtische Schanzen und waren hernach zu Namen der benachbarten Wohn-

häuser geworden. Diese Thatsache muß man vorzüglich bei der Erklärung der vielen imperativischen Personennamen verwerthen.

Nachfolgende Basler Geschlechtsnamen sind entnommen dem Werke: Basel im 14. Jahrhundert (Von Dr. Fechter), S. 115 ff.

1290 Friedr. Palast der Goldschläger, genannt nach seinem, schon vor ihm Zum Palas genannten Wohnhause.
Nikol. Fuchs, von dem zum Fuchs gen. Hause.
Heinr. Kroner, vom Hause zur Krone.
Barthel u. Joh. Steblin, vom Hause zum Stab.

1347 Joh. Brunnaß zum Schnabel, wohnhaft in der Herberge zum Schnabel.
Joh. Teufel, vom gleichnamigen Wohnhause.
Klaus Barbe, vom Hause zur Barbe.
Rutschmann-Kamprat, von der Mühle Kammrad.
Konr. v. Wirzburg, der mhd. Dichter, nach dem gleichnamigen Basler Wohnhause.

1350 Peter von Magstat, genannt Pu'z, von seinem Hause Magstatt.
Heinr. Rezagel, nach seinem gleichnamigen Wohnhause.
Bernh. v. Zürich, vom Hause Zürich in der Krämergasse.
Pet. Gyr, wohnhaft im Hause zum Gyren.

Natürlich begegnet Mangel an Geschick und Geschmack bei der Namensgebung auch damals schon. Geiler von Keisersberg, der die zahlreichen Beispiele, mit denen er seine Kanzelreden würzt, zunächst aus dem Straßburger Leben zu wählen pflegt, erwähnt aus dortiger Stadt solcher mißrathener Namensschöpfungen:

„Du hast gewont by dem knecht in dem Hauß mit ainem löffelholtz (Löffelschnitzer) mit einem gesunden Johannes, du bist gangen Zuo dem tantz. (Die geistl. Spinnerin, zweite Predig. Straßb. b. Joh. Knoblauch 1511.)

Unter den schweiz. Städten, welche mir genauer bekannt sind, haben sich die Hausnamen bis heute erhalten zu Schaffhausen, Winterthur und Frauenfeld, die beiden ersteren zählen noch jetzt kaum ein einziges bürgerliches Wohnhaus ohne besondern Hausnamen oder eignen Hausschild. Derselbe Brauch, wiewohl seit den Dreißiger Jahren in

Abnahme kommend, herrscht im Appenzeller Lande,* sodann in den Städten St. Gallen, Basel, Zofingen, Baden, Rheinfelden und in mehreren Dörfern des Alt-Aargaus. Das örtliche Alter dieser Namen ist zuweilen ein sehr beträchtliches; sie erscheinen z. B. in Aarau schon im dortigen älteren Leutkirchenbuche, das mit 1300 beginnt; zu Zofingen mögen sie noch früheren Datums sein. Den Nachweis hiefür wird hier der weitere Sachverhalt im Einzelnen beibringen, der sich nun speziell denjenigen Hausnamen zuwendet, welche aus Thier- und Baumnamen geschöpft sind.

Der Rabe ist dem Germanen ein weisendes und prophetisches Thier gewesen. Odhin heißt in der Edda Rabengott nach den beiden redenden Raben, die ihn begleiten: Nugin und Munin, die Gedenkenden. Drei Raben weisen dem hl. Benedikt den Weg von Rom nach Monte Cassino (Paul Diakonus , 26). Die Heiligen Oswald, Burkhard und Kolumban haben einen wunderthätigen Raben zum Reisebegleiter. Die beiden Raben des hl. Meinrad nimmt das Stift Einsiedeln ins Wappen; wo sie sich zu Zürich als Mordkläger niedergelassen haben, entstand die Herberge zum Raben, später Hotel Bilharz, an dessen Altane sie ausgemeißelt zu sehen sind, einen Knochen von der Leiche des Ermorderten als Wahrzeichen zu Gerichte tragend. Der Rabe wurde als geheiligtes Thier örtlich gehegt. „Im Schloßhof zu Dresden müssen von Alters her stets einige Raben erhalten werden." (Antiquarius des Elbstromes 1714, S. 278.) Eben dasselbe geschah auf Stadtkosten im Schlosse zu Merseburg. Seit das Thier zum Galgenvogel geworden, verschwand es im Hausschilde oder wurde durch den schwarzen Adler ersetzt.

1368 ist Heinrich Rapplin, oder Corvinus, Burger zu Zofingen, zugleich Schaffner im Stift St. Urban und errichtet mit Bewilligung der Herrschaft Oesterreich die Wirthschaft Zum Raben. (Tobinium Politicum, Weltliches Aemterbuch d. Stadt Zofingen, S. 7.) — Es ist ums J. 1480 eine der Tavernenwirthschaften zu Aarau geschildet Zum Raben. (Oelhafen, Stadtchronik, S. 41.)

Zum Bären sind zahllose Herbergen und Tavernen in der deutschen Schweiz geschildet, denn dieses Wappenthier Bern's und

* Die Wohnhäuser im Appenzellerlande führten noch im Jahre 1836 durchschnittlich ihre besondern Hausnamen.



Appenzell's ist hier von den patriotischen Unterthanen in der gleichen Weise vervielfältigt worden, wie der Reichsadler von den Wirthen in Deutschland. Allein auch in der Heiligengeschichte ist der Bär ein Schildträger; er ist Reisegeleiter des hl. Kolumban und Gallus, gibt dem Stifte St. Gallen und dem Luzerner Chorherrenstifte Beromünster Namen und Entstehung, er wird zu Bern in den Stadtzwingern mit solcher Sorgfalt fortgehegt (ein eigner „Bärenvater" ist dorten der Thierabwart), daß der Geograph Zeune in seinem Handbuche auf eine in die Schweiz gerathene Kolonie thieranbetender Altegyptier rieth.

Zum Rößli: Name zahlloser Wirthschaften und Gasthöfe in der Schweiz. Das Roß ist Hannovers Landeswappen, steht statt des Wetterhahnes auf unsern Kirchthürmen; der Roßkopf, in natura getrocknet oder geschnitzt, verziert und sichert die Giebel der Bauernhäuser in Norddeutschland und Altbayern (Panzer Bayr. Sag. II, 447). Im ehemaligen Lehenswirthhause des Klosters Muri beim Adler trugen alle Fremdenstuben statt der Zimmernummern je das Bild eines glückliche Begegnung ausdrückenden Thieres angemalt: Hirzli, Rößli, Lämmli 2c.

Der Hirz, ein weisendes Thier, veranlaßt unter Anderem die Gründung des Fraumünster-Stiftes zu Zürich und der schwäbischen Abtei zu Hirschau, sein Geweih ist im württembergischen Landeswappen. Nach ihm benennt sich eines der altbekannten Stadtgeschlechter Zürichs Hirzel. In der Stadt Aarau schmückt sein Bild eine Hauswand am Hirschengraben als Erinnerung an diejenigen Hirsche, die hier bis Ende vorigen Jahrhunderts auf Gemeindekosten gehegt wurden.

Der Hahn. Eine keltische Goldmünze, ausgegraben bei Horgen am Zürchersee, trägt das Bild des Hahnes; (ihre Abbild. in den Zürch. Antiquar. Mittheil. Bd. III.) Die cymbrischen Kriegerschilde waren häufig mit dem Hahnenbilde bezeichnet: Quinctilian VII, c. XI. Auf allen ländlichen Jahrmärkten, sowie zu Weihnachten und Ostern, werden in der Schweiz die geteigten Figürchen von Hahn, Hirz, Rößli, Bär, Hase und Storch zum Kaufe ausgeboten.

Der Grenzstreit der Schwyzer und Glarner wird mittels eines beim Markenbegang mitgetragenen Hahnes entschieden; so wird das wachsame, rothschimmernde Geleitthier des feuerathmenden Marken- und Ackergottes Donar selbst ein heiliges Symbol der Gütervindikation. Aus derselben Beziehung stammt die Rolle des Hahnes oder das Hahnenschlagen bei den Erntebräuchen.

Der Hase. Ausführlich handeln von ihm meine Naturmythen. Dort ist er auch aus der Notitia Dignitatum als das histor. Schildzeichen des Schwabenvolkes miterwähnt. Melch. Kirchhofer, Schweiz. Sprichwörter, verzeichnet die Redensart „der Has springt über den Adel" und erklärt sie aus dem Basler Auflauf von 1515, da Jakob Meyer Zum Hasen daselbst gegen die Zunft der Hohen Stube siegte und Bürgermeister wurde. Ao. 1382 quidam Protonotarius civitatis Basiliensis interfecit subscriptorum Basil., patrem suum in domo sua *zem Hasen.* (Cronica quonundam Basileorum Antistitum etc. Handschrift in Fol. aus dem 16. Jahrh.: „MS. Bibl. Zurlaub. no. 37[n] (pag. 107[b]) auf der Aarg. Kant. Bibliothek).

Sau. Da ehedem in den Städten die Schweine ledig umherliefen und derjenige untere Haustheil, den man jetzt Laube, Durchgang, nennt, stets der Schweinekoben war, so konnte hier die zahme Sau nicht wohl ein Schildzeichen werden, dagegen die wilde. Daher der Basler Hausspruch:

Auf Gott vertrau!
Allhier zur wilden Sau.

David von Waldkirch, des Großen Rathes zu Schaffhausen, † 1621, ist wohnhaft daselbst „zur Schällensau." (Erhard Dürsteler, Genealogie der von Waldkirch, in Zurlaubens Helvet. Stemmatographie, Hs., Bd. 14, Tab. V.) Die Stadt Aarau zählte im Jahre 1480 bei 26 Tavernen, darunter: Ochse, Storch, Rößli, Großer und kleiner Löwe, Adler, Bär (diese alle sind noch jetzt daselbst Namen von Gasthöfen und Privathäusern) Hecht, Rabe, Widder, Zur wilden Sau. Die letztere lag an der Halde. (Oelhafen Stadtchronik.) Während des Friedenskongresses zu Baden 1714 hatte die daselbst miterschienene Prinzessin von Condé ihr Absteigequartier im Wirthshause zur wilden Sau. (Fricker, Ges. d. St. Baden 199.)

Bei Behandlung des urkundlichen Namens des Schweines ist zu berücksichtigen, daß folgende Synonyma mitunterlaufen: Bär (ahd. pêr, verres), Bayer, Unger, Heß, Mor (also scheinbar auch auf unsere Völkernamen deutend), sodann: Nonne, Kempe, Leuer, Läuer, Los, Rahn, Mauch, Mugg.

Ferner ist es bei diesem und bei andern solchen Namen fraglich, ob sie dem Hause selbst, oder dem Hauspatron und Zinsheiligen ge-

golten haben. Anseres curae sunt Sancto Gallo, oves Wendelino, equi Eulogio, boves Pelagio, porci Antonio etc. (Joh. Lusiez, de diis Samagitarum 1540; in Haupts Ztschr. I, 143.)

Der Etschenbühl und die Güldne Sau im Killholze (Bezirk Muri) sind die Namen zweier zum Kretzhofe gehörenden, 30 Juchart haltenden Waldmatten, ein gewesenes Stadt-luzernisches Mannslehen, das 1612 vom Kloster Muri um 4900 Gl. erkauft wurde. (Archiv Muri, Scrin. NIV, litt. G. 13 u. 20.) Daran knüpft sich die Erzählung der dort vergraben liegenden silbernen Frau: (Aargauer Sagen I, no. 91.)

Nach dem Gauch, Kukuk, benannte sich 1361 das bürgerliche Zunfthaus zu Freiburg i. Breisgau (Schreiber, Gesch. v. Freib., Urkundenbuch I, 1, 483.)

Unter den Bürgern Aaraus, welche 1449 bei Wölflíswyl in den Hinterhalt der Berner Freischaaren geriethen und zusammen meuchlings erschlagen wurden, nennt das Jahrztb. der Leutkirche einen Hannes Gauch. (Argovia 6, pag. 406.)

Nach dem Affen hießen die adeligen Zunfthäuser zu Bern (Gruner, Deliciae urb. Bernae) und zu Luzern (Geschichtsfreund 13, 147).

In Basel hieß das vor zwei Jahren abgebrochene Haus an der Sporengasse „zum Affen".

1415 am 24. des ersten Herbstmonats verkaufen die beiden Johannes Stuckinnen, Gebrüder und Bürger zu Zürich 2 Gulden Geldes auf dem Hause Zum Narren am Rindermarkt zu Zürich, Lehen der Frau Anastasia, Aebtissin am Frauenmünster. (Zurlauben Mon. Tugiensia, tom. 8, 284 b).

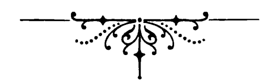
Aarau, Jahrzeitb. v. J. 1350 und 1514: confraternitas, vulgariter die gesellschaft zu demnarren. (Argovia 6, pag. 365, 403.

Nach dem Esel hieß die in der Stadt Ramasburg von 1397 bis 1818 bestandene Adelsgesellschaft (Strudel, Chron. v. Ravensb. pag. 10) und ebenso das Stadtrathhaus Solothurns i. J. 1506 (Soloth. Wochenblatt 1845, S. 81.) Der 34. in der Reihenfolge der Aebte des Stiftes Rheinau, Kt. Zürich, ist 1380 Konrad Meyer von Jestetten, genannt der Esel. Der gelehrte Rheinauer Konventual Mauritius van der Meer exzerpirt über ihn die Frage: cur Asinus dictus? und die darauf ertheilte Antwort: nam Domini animal erat, Deo es Sanctis devotus. (Zurlauben, Stemmatogr. Bd. 30, pag. 105).



Zum Schlusse dieses Abschnittes sind noch solche Thiernamen, die in Altgriechenland schon Personennamen waren, wie sie es in der Schweiz noch sind, zu erwähnen:

Pape, Griech. Wörtb., tom. III,	—	Schweizerisch.
Ἠρνίσκος	—	Lämmli (Schaffhausen)
Ταυρίσκος	—	Stierli (Bern und Aargau)
Μυίσκος	—	Müsli, Musculus (Bern)
Αλώπεκος	—	Füchsli (Brugg)
Ἰχθύς	—	Fisch (Aarau)
Βάτραχος	—	Mauch (Aargau: Dorf Kulm)
Γρύλλος	—	Muheim (Kt. Uri).
Ὀρνίθιον	—	Vögeli (Zürich)



Das Plattenwirthshaus.

Eine Sage von **E. Brodmann** in **Ettingen**.

Auf der sogenannten „Flankweid" zwischen Nenzlingen und Blauen stand vor Zeiten ein Wirthshaus, das Plattenwirthshaus geheißen. Da der jetzige Plattenweg als Fortsetzung des Herrenwegs schon in frühester Zeit sehr besucht war, weil er die kürzeste Verbindungsstraße zwischen Basel und dem Laufenthal bildete, so kehrte man allgemein daselbst ein und gegen Abend nahmen die meisten Reisenden in demselben Nachtherberge, da sie von dort aus noch einen langen finstern Tannenwald zu passiren hatten. Der Gastwirth daselbst, der so manchen reichen Junker, als auch Viehhändler und Juden, die meist reichlich mit Geld versehen waren, zu beherbergen hatte, soll nun nach Geld immer lüsterner geworden sein und so verwandelte sich das Plattenwirthshaus allmälig in eine Räuberhöhle.

Aus dieser Zeit sind dem Verfasser dieser Zeilen von älteren Leuten mehrere Geschichten erzählt worden, von denen eine hier mitgetheilt werden soll.

* * *

Ein vornehmer Jäger aus dem bernischen Jura hatte, als die Nacht schon heranrückte, jede Spur seiner Jagdgesellschaft verloren, und verirrte sich sodann in der sogenannten Wundholle, ohne in diesem Labyrinthe zu wissen, wo er wäre.

Er bemerkte schließlich in weiter Ferne noch Licht, ging mit raschen Schritten demselben entgegen und freute sich sehr, als er ein Wirthshaus vor sich sah: es war das berüchtigte Plattenwirthshaus, dessen schlimmen Ruf er aber nicht kannte. Er betrat das Haus und sagte dem erscheinenden Diener, daß er sich verirrt habe und zu übernachten wünsche, da es schon zu spät sei, seinen Heimweg anzutreten. Er wurde in den obern Stock in ein kleines Zimmer geführt und ein Nachtessen daselbst servirt. Kaum hatte er sich zu demselben niedergesetzt, so öffnete sich die Thüre und es traten zwei Kerle herein, deren unheimliche Gesichter einen peinlichen Eindruck auf ihn machten. Sein erster Gedanke war der an seine herrliche Büchse, die er aus Bequemlichkeit seinem ohnehin schon so belasteten Bedienten mitgegeben hatte. Noch ehe ein Wort gewechselt wurde, hätte er gleich das unheimliche Paar zu Boden strecken mögen. Er mußte sich aber drein ergeben und die Bewillkommung der fatalen Gestalten sich gefallen lassen. Es entging ihm nicht, wie sie ihn unter verstellter Freundlichkeit forschend maßen, wie sie innerlich über seine Wehr- und Rathlosigkeit frohlockten und sich in unverständlichem Kauderwelsch darüber zumurmelten. Er war nun auf das Schlimmste gefaßt.

Diese Bursche entfernten sich nun wieder, um, wer weiß, was für Anstalten zu treffen. Das Nachtessen wurde gebracht; aber so mächtig sein Appetit noch kurz vorher gewesen war, er hatte ihn größten Theils verloren, so daß er nur wenig genoß, nachdem er den Ueberbringer genöthigt hatte, es vorher selbst zu kosten. Er bat um Licht; denn die vorhandene Kerze war bald heruntergebrannt. Ein Lichtstümpchen wurde gebracht; mehr konnte er nicht erhalten. — Es würde ihm bis zu seinem Schlafengehen wohl hinreichen, erwiderte ihm der Dienstbote lakonisch. Der Jäger pflegte nun die Kerze wie eine heilige Opferflamme und sah mit bangen Gefühlen seinem Verlöschen entgegen. Inzwischen untersuchte er Wände, Fußboden und Decke, fand aber nichts Verdächtiges. Die Thüre verriegelte er und verstellte sie mit dem Tisch, gegen welchen er noch das Bett rückte.

Er suchte in dieser bedrängten Lage sich Muth einzuflößen und guter Hoffnung zu sein. Sein Außenbleiben mußte ja sicherlich seine Freunde um ihn besorgt machen. Aber warteten sie nicht wahrscheinlich bis Mitternacht auf ihn, ehe sie nur die geringste Anstalt trafen, ihn aufzusuchen und was konnte aus ihm geworden sein, bis sie in dem dichten Walde auf irgend eine sichere Spur seines Aufenthaltes kamen?

Sein Licht war unterdessen erloschen; in dem Hause herrschte die größte Stille: Alles schien in Morpheus Armen zu liegen. Aber in des Waidmanns Auge kam kein Schlummer: er legte sich auf die Lauer. Da nahte sich etwas. Einige verdächtige Gestalten zogen mit leisen Schritten in das Haus ein. Das Ungethüm von Haushund, das ihn so heftig angebellt hatte, rührte sich nicht: es mußten wohlbekannte Leute sein. Es wurde wieder still. „Was würdest du thun," fragte sich der alte Jäger, „wenn du überfallen würdest?" Das Leben so theuer verkaufen als möglich — war der einzige Ausweg.

Leider hatte er vorhin nirgends etwas gesehen, was ihm als Instrument zur Gegenwehr dienen konnte. Er griff im Finstern umher und ein hölzerner Stuhl gerieth ihm in die Hände. Mit aller ihm zu Gebot stehenden Kraft suchte er eines der Stuhlbeine auszudrehen. Es gelang ihm und er hatte wenigstens für den äußersten Fall eine Waffe. Er fühlte sich um vieles stärker, als er es in seiner Hand schwang; seine Kraft schien sich zehnfach vermehrt zu haben. Er hielt sich wieder ruhig. — Da war's, als schliche Etwas auf den Zehen die Treppe hinauf und wende sich gegen die eine Seite des Stübchens. Er warf einen sehnsüchtigen Blick durch das halb offene Fenster und nahm über den dunklen Waldbäumen nur wenige Sterne am Himmel war.

Plötzlich schien etwas aus seinen Fugen los zu werden und ein Stück des Getäfels fiel gerade an dem Ort, wo zuvor sein Bett gestanden, in das Zimmer herein. Er stellte sich mit aufgehobenem Arm muthig neben die Oeffnung. Da schoß der Haushund wie ein Tiger herein und der entschlossene Waidmann versetzte ihm einen wuchtigen Schlag. Auf die Schnauze getroffen, stürzte das zottige Ungethüm zusammen. Der Jäger zog ihn gegen die Mitte der Stube und im Nu raffte er die Bettlade auf und stellte sie als Verschanzung vor die Oeffnung. Die Mordlustigen mußten bald merken, daß ihr erster Plan mißglückt war. Da fiel, kaum hörbar, fern oben im Walde ein

Schuß. Er blickte hinaus und glaubte in der Ferne Fackeln leuchten zu sehen. Er schrie in die Nacht hinaus: „Hilfe! Hilfe!“ Jetzt hatten sich außerhalb seines Zimmers mehrere Gestalten an die Oeffnung gedrückt, um das Bett, das er mit Leibeskräften gegen den Eingang preßte, umzustoßen. Schon glaubte er Alles verloren. Da fiel wieder ein Schuß und noch einer. Die Lichter bewegten sich schon längs des Pfades am Waldessaume herauf, immer näher und näher. Lautes Geschrei wie von vielen muthigen Männern drang herauf. Der Gefährdete vernahm es und ein Morgenroth der Hoffnung ging in seiner Seele auf. Aber — neues Anrennen und Stoßen der Feinde — seine Verschanzung war durchbrochen. Auf der einen Seite trat ein stämmiger Mann herein, auf der andern der Wirth mit einem Mordinstrument, begleitet von der Wirthin, die eine Blendlaterne trug.

Gegen den Einen, der über den Tisch hin mit gewaltiger Faust nach ihm griff, führte er mit dem Stuhlbein einen Schlag auf dessen Schulter und Kopf, so daß er aufschreiend zurücktaumelte. Dem Wirth schnellte er als geübter Fechter den blinkenden Mordstahl blitzschnell aus der Hand. Da erscholl neues Geschrei von unten; er antwortete hilferufend von oben; der Schein der Fackeln spiegelte sich schon in den Fenstern.

Jetzt stutzten die Mörder, da sie bisher von dem Vorgange nichts bemerkt hatten.

„Mordet mich nur,“ rief ermuthigt der bedrängte Jäger den Hallunken zu. „Da naht sich schon eine Schaar meiner Getreuen, die meinen Tod rächen wird.“

Das räuberische Wirthsgesindel warf erschrockene Blicke hinaus durch die Fenster, ließ dann ab von ihm und entfernte sich. Der Jäger war gerettet.

„Vorwärts, in die Mörderhöhle, umzingelt das Haus!“ rief der Erlöste hinab.

Da kamen mit raschen Schritten eine Anzahl bewaffneter Männer, die er als seine braven Freunde erkannte, die Treppe hinauf. Sie umstanden ihn mit erstaunten frohen Gesichtern und unter Händedrücken erzählte er in abgerissenen Worten den Hergang.

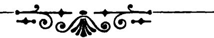
Die Wirthsleute hatten sich unterdessen in abgelegene Winkel des Hauses verkrochen. Beim Fackelschein wurden sie aufgesucht und in ein Zimmer gesperrt. Unterdessen waren von diesem Vorfalle be-



nachrichtigt auch bewaffnete Hatschiere herbeigekommen, welche die Gaunerbande abführten und dem Gerichte überlieferten.

Das Wirthshaus soll bei diesem Anlaß angezündet worden sein.

Die unerwartete Rettung des Jägers hatte darin ihren Grund, daß einer seiner Jagdbegleiter in Angst gerieth, als er ihn um Mitternacht noch nicht zu Hause traf und muthmaßte, er könnte in dieses Wirthshaus — das als Räuberhöhle bekannt war — gerathen sein. Derselbe hatte sich daher mit einer Anzahl bewaffneter Leute aufgemacht, um ihn zu suchen und ihm dann wirklich in der höchsten Noth ganz unverhofft Hilfe nnd Rettung zu bringen.



Aargäuer Anekdoten.

Von A. Keller.

Die Freiämter Frau.

Eine alte, fromme Mutter im Freiamt, als sie die Aufhebung der Klöster vernahm, sprach: „He nu, in Gottes Name! Sie händ scho lang nüd meh gnützt. De Großvater sälig, tröste Gott! häd mängsmol gseid: Sie bringet d'Lüt um d'Sach, daß me briegge möcht, mit Testamente, Zehnde, Prozässe und mit em Todfall, wo sie ame cho sind, wenn de Vater us em Huus gstorbe ist, und denn de Chind 's best Haupt Veh usem Stahl und 's best Chleid usem Chaste gno händ. Mängs mol hed de Chlosteramme arme Lüte ihres Chüeli furtgführt und's Vaters Hochsig-Gasake am Arm dervotreid, und d'Chind händ um d'Chue ume g'schraue und ere no „ähli" g'macht und d'Muetter hed briegget und g'seid: Es ist in Ewigkeit nit rächt, aber es sell ene wohl thue! — Es gohd halt bi allem so lang aß mag, hed de Hofnarr z'Muri g'seid.". . .

Die Prediger.

Nach Aufhebung der Klöster wurde in einer Gesellschaft von Landleuten im Freiamt die Frage besprochen: Ob die Klostergeistlichen nicht bessere Prediger als die Weltgeistlichen seien. Das Urtheil fiel von der Mehrheit der Anwesenden zu Gunsten der Mönche aus, besonders nahmen sich die Weiber der Kapuziner an. „Denn" — meinte die Frau eines Gemeinderathes — „es chunt mer immer vor, die Chlostergeistliche und Kapuziner heige bi allem, was si machid, so e gwüssi gheimi Chraft, die eim zinnerst im Herz inne no wohl thut." — Ein junger Mann aber, der anno 35 zu Möhlin im Lager stand und daselbst den Pfarrer Vögelin von Mumpf predigen gehört hatte, war bei seiner Halbe Most nach und nach zu so viel Muth gekommen, eine andere Meinung zu haben und sprach: „Und wemmer alli Chlosterherre und Chapiziner, womer im Kanton inne händ, gsalze und pfäffert zämme in es Chessi ine nähm und thät sie e ganze Woche süübe, bis si zu eim zämme gsotte wärid, so gäbs nit emol e halbe Geistliche, wie de Pfarrer vo Mumpf ein ischt. Schnürpfer und Fürsüeßer sind si gäge däm. — Juste, gib mer no e Halbi!"



Landvogtsgeschichten aus dem bernischen Unteraargau.

Nach Urkunden entworfen von **Jakob Hunziker.**

Zweite Sammlung.

V.

Ein ruinirtes Leben.

(1768—1774.)

Am Sonntag Jubilate 1768 fuhr Jakob Nadler, ein junger Bibersteiner, durch den dampfenden Frühnebel über die Aare. Der waghalsige Bursche, in grünlichtem Wams und den Filzhut keck im Nacken, lenkt mit einem einseitig kräftigen Ruderzug den Weidling gegen eine Schachenbucht dicht unterhalb der Suhrenmündung, legt die „Riemen" ein und beide Hände in die zwilchene Kniehose steckend, läßt er sich ruhig vom strömenden Wasser hinter die Büsche treiben. Dort, im kirchenstillen Schachenwald verborgen, stehen dem Ufer entlang um ein Dutzend kurioser, dreibeinigter Gesellen — Goldwaschstühle, schrägen Tischen vergleichbar, mit zwei handhohen Seitenleisten, zwischen die man ein grobhärenes Tuch, den beidseitig aufgekratzten „Nördlinger", mit einem Sperrholz ausspannt. Mitten im Sabbatmorgentraum wirft der Ankömmling stracks den obersten Stuhl über den Haufen, holt seinen eigenen an dessen Ehrenplatz herauf, legt den Nördlinger darüber, setzt auf die Randleisten ein halbrundes Steinsieb aus Holzsprossen, so fein, daß nußgroße Kiesel kaum mehr durchfallen, und fängt eifrig hinter dem ersten Winkel der Wasserbucht, wo des Goldes infolge seiner Schwere am meisten liegen bleibt, zu schaufeln an. Ein Sieb um das andere wird gefüllt und mit Wasser so lange begossen, bis der Sand und all die Goldblättchen, welche durch die Emme vom Vater Napf herunter geschwommen, in den Haaren des Nördlingers liegen. Dabei schaut der Hastige bisweilen, wenn in den Büschen sich ein Vogel regt, ängstlich nach den dunklen Tannen, ob nicht zwischen ihnen hervor ein „Patrouillirer" trete, um den Sonntagsentheiliger aufzugreifen. Das Tuch, des Goldsandes voll,

wird von Jakob Nadler etliche Male in einem Kübel Wassers sauber geschwenkt, und während er es darin so auf und nieder zieht und drüben im nahen Kirchlein das Läuten beginnt, hebt ihn ein seliges Gefühl durch das zerreißende Nebelgewoge in den blauenden Maihimmel empor; doch ihn erfüllt nicht die Liebe zu Gott, sondern die Liebe zum Anneli, der Tochter des Bibersteiner Lehenmüllers Hans Thomann, und seine Gedanken schweben wohl über die Aare in das Gotteshäuschen auf dem Hügel, doch weder zum Pastor noch zum Abraham, der eben mit der Zeichenglocke bimmelt, sondern an den Traualtar. Und er segelt kühn in's blumige Eheleben hinein, sieht dort oben an der Eichgasse, in seinem kürzlich ererbten Häuschen mit der geborstenen Giebelmauer, sein rosiges Frauchen walten und, wie er's jetzt thut, gewisse viereckige Leinwandstücke aus der Wäsche ziehen und an's Seil hängen. Indessen hat sich sein Kübel mit Sand gefüllt. Noch in träumerischer Stimmung trägt er ihn in den Kahn und fährt wieder über den Fluß zurück, ohne seinen Goldwaschtisch an den frühern Platz zu stellen. Daheim gießt er Quecksilber in den Sand und knetet rasch darin herum, damit das flüssige Metall, das, die Goldblättchen adhärirend, mit ihnen auf den Boden sickert, möglichst fein sich zertheile. Den bloßen Sand gießt er nach und nach aus, bis ihm endlich am Grunde des Kübels nur noch der Mammon entgegenwinkt. In einem weißen Leinentüchlein dreht er ihn über einer Schüssel sorgsam aus, auf daß das herausperlende Quecksilber zum neuen Gebrauche nicht verloren gehe. Das weißliche, butterweiche Gold, welches im Tüchlein zurückgeblieben, drückt der Jüngling zu einem Kügelchen und geht in die Küche, um im Oefelein Feuer anzuzünden. Denn er und sein junger Fuchs, den er an einem Kettchen unter der Küchenstiege angebunden und ihm in der „Hühnergätteri" von seiner Mutter selig das Logis angewiesen hat, sind vorläufig die einzigen Herren im Haus. Auf einem Eisenblech glüht er das Klümpchen so lange, bis die Quecksilberfarbe in Goldglanz übergegangen. Behaglich denkt er dabei des Erlöses beim Aarauer Goldschmied und der endlichen Möglichkeit, seine Anna Thomann heimführen zu können.

* * *

Wer den „Flecken" Biberstein aus der Ferne betrachtet, der sieht nicht, welch' ein idyllisch Thälchen noch hinter dem Häufchen Häuser am steilen Aarehang verborgen liegt. Dasselbe, die „Buchhalde" genannt, ist kesselförmig mit schluchtartigem Ausgang gegen das Dorf hin, nach welchem ein muntres Bächlein rollt, das unter der Schloßbrücke in malerischer Cascade sich in die Aare ergießt. Des Thälchens Sohle bildet ebener Wiesengrund; die Abhänge tragen Weinreben, weiter oben Laubwald bis zum Grate des Homberges.

Zuhinterst im „Ursprung", wo das Bächlein am Fuße des Waldes aus einem Rasenborde lustig hervorspringt, saß am Nachmittage jenes Sonntags Jubilate des Müllers Anneli, trübe sinnend das unerschöpfliche Wellenspiel begleitend, und lehnte zurück in die Kräuter und Blumen des Bordes. Da schreckt sie das schleifende Rauschen einer Bürde Reisig empor. Jakob Nadler, die Last am Rande des Quells abschleudernd, tritt aus dem Walde hervor und zieht sein aufgescheuchtes Liebchen zum Frühlingsteppich nieder, allwo er sich sogleich ihres hübschen Kopfes bemächtigte.

„Aber Jakob, am Sonntage Holz freveln!"

„O, du heilige Dreifaltigkeit! Und heute Morgen habe ich, während der Pfaff noch geschlafen, für gut 10 Gulden Gold gewaschen. Das Geld für die Hochzeit ist jetzt beisammen, Anni."

„Wird nüt aus dem Hühnli! Ich soll Dich nicht haben, hat der Vater gesagt und dazu geflucht — und dann gilt's, wenn er flucht. Gestern Nacht ist der Einzüger vom Schloß wieder zu uns herunter gekommen und hat einen Sack „Schwynikernen" in die Mühle hineingestellt. Es sei schade, fing er gleich an, wie er an unserm Tische saß, daß ich in das Lotternest in die Eichgasse hinauf begehre, Sünd und Schade! Er wolle mir bei seinen Verwandten in Bern einen Platz verschaffen und wann ich dann eine gebildete Tochter sei, hätte ich andre Offerten, als jetzt.

„Ja, das muß sein!" sprach der Vater, als er den Sack in der Mühle geleert und wieder hereinkam; „wenn Dich der Herr Receveur versorgen will, so folg' ihm, Du junge Gans!" Der Schmächtling kroch hinter dem Tisch mir immer näher; ich ging hinaus. „Hole den Sack, hörst, Meitli!" knurrte mein Alter zornig, und wie ich den Schopf hinauf will, da fährt mir der Kerl in die Haare, wie du vorhin".

„Und Du hast ihm auch stille gehalten, wie mir vorhin?“

„Den Sack schlug ich um seine Kabisohren.“

— „En effet! So that sie,“ ließ sich plötzlich eine quiekſende Stimme hören, und der Einzüger Peter Lehnherr von Thun stand in seiner ganzen minimen Lebensgröße hinter ihnen auf dem Rasenborde.

„Schöne Geschichte! Jetzt hat der Spion Alles vernommen!“ knirschte Nadler halblaut, während Anna näselnd spottete: „Ei, der Herr Receveur ist mir nachgeschlichen?“

„Ei, die Jungfer sitzt wider des Vaters Begehr dahinten beim Eichgäßler Lump?“ replicirte Lehnherr.

Der Geschmähte wollte aufspringen; aber Anna hielt ihn zurück.

„Was meint Er wohl,“ fuhr der Einzüger hämisch fort, „wenn ich Ihn um Waldfrevel dem Junker verzeige und Er die gesetzten 100 Pfund Buße bezahlen muß?“

„Seid barmherzig, Herr Receveur, bringt den Jakob nicht um's Geld! Er hat's ja so sauer verdienen müssen.“

„Dir zum Gefallen will ich's nicht thun,“ versetzte der kleine Schmeichler auf dem Rasenborde; „aber daß ihn sein Goldwaschen von heute Morgen, welches unerlaubt und ohne obrigkeitliche Kontrolle geschehen, 15 Gulden Strafe kostet, gegen das hilft weder Bitten noch Beten.“

Mit einem Sprung riß der wilde Bursche den dicksten Prügel aus seiner Holzbürde. Peter Lehnherr, einer Bekanntschaft mit den gefrevelten Dingern nicht begehrend, säbelte wie ein Hase über die Buchhalden-Mättlein dem Dorfe zu und Nadler hinter ihm her. Anna Thomann saß in den Grasblüthen und lachte unbändig ob der wilden Jagd.

Lehnherr verzeigte den Holzfrevler nicht.

Es kamen stürmische Tage, während welcher die Müllerstochter der flehenden Mutter wie dem schmähenden Vater zum Trotz ihren Geliebten heirathete, unter den Verwünschungen beider, die nach der Bibel den Kindern keine Häuser bauen, ihr Kleiderbündel schnürte — eine Aussteuer bekam sie nicht — und in die Eichgasse hinaufzog. Seligste Zeit, als am ersten Sonntagmorgen der junge Mann, den Arm um den Nacken seiner schönen Wildrose geschlungen, vor dem Häuschen stand, mit ihr den Berg hinab auf die Giebel und Dächer des engen Dörfleins schaute und drüben auf dem andern Hügel die

Kirchenglocken läuteten! Mit Lebensfreudigkeit und voller Kraft warf er sich in's Joch mühseliger Arbeit. Wie ein Lastthier zog er mit vierzehn andern Männern von Biberstein und Auenstein geduldig an den über 60 Fuß langen Frachtschiffen von der „Schindellegi", dem Lagerhaus unterhalb dem Bade Schinznach, bis nach Olten, manchmal bis nach Wangen und Solothurn hinauf. Früh Morgens um 2 Uhr mußten sie das Aarethal abwärts wandern, um auf der Anfangsstation heute 33 siebencentnerige Salzfässer, morgen 80 Säcke Kernen à 11 alte Mäß zu verladen. Dann ging es an der langen „Leine" langsam auf dem rechten Ufer stromaufwärts. Um die heiße Mittagszeit waren sie in Biberstein, wo die Frauen mit dem Essen bereit standen. Eine kurze Rast; die beiden Schifführer traten wieder auf ihre Posten hinten und vorn im Schiffe, die fünfzehn Ziehknechte an die „Leine", und weiter ertönte der Fußpfad unter ihren schweren Nägelschuhen, die im gleichmäßigen Tempo aufstießen. Um Sonnenuntergang in der Wöschnau angelangt, banden sie dort an und gingen heim, um am frühen Morgen noch die letzte Station bis Olten zurückzulegen, wo sie in der Regel von andern Schiffsknechten abgelöst würden. In Olten alsdann zahlte der Schiffmeister, der Eigenthümer des Schiffes, der die Fuhren mit dem Staate verakkordirt, jedem Schiffzieher für die zwei Tage 27 Batzen, wovon sogleich sechs Batzen für eine Flasche Mittagswein, Brod und Käse wegfielen. Bei der Heimfahrt nahmen sie in der Regel noch achtzehn Klafter Holz oder ein Fuder welschen Wein mit, um diesmal auf leichtere Weise zu einigem Gewinn zu kommen. Fröhlich, nach saurer Arbeit betrat unser Nadler jedesmal den häuslichen Herd und lieferte säuberlich den Verdienst seinem Weibchen aus. Anfänglich that er's freiwillig; bald aber machte sich Anna ein Recht daraus und ließ den Gatten seine Pflichten fühlen.

Nadler und seine junge Frau waren zwei unbehauene Steine, wie sie die Natur bietet, und wenn die aneinander gerathen, so reiben sie kein feines Mehl. Den ersten Aerger hatte der Gatte, als er dem Chorgericht fünf Pfund Buße entrichten mußte, weil der Storch sich nach der pfarramtlichen Berechnung zu früh auf seiner Hausfirst niederließ; einen weit größern und nicht den letzten, als Anna dem Fuchse das Aufenthaltsrecht in der „Hühnergätteri" bestritt und ihn hernach im Zorne, weil derselbe ihr ein Hühnchen gewürgt, zum Teufel jagte,

das heißt in den Hombergwald hinauf. Nadler fing an, in den Bären hinunter zu laufen, um seine Verdrießlichkeiten im Gläschen zu ersäufen. Dort diente Maria Adler, ein hübsches Bibersteiner Meitli, als Magd, die ihm früher nicht gleichgültig gewesen und ihm nun bei jeder Gelegenheit begreiflich zu machen suchte, daß er mit ihr ein besser Leben gehabt hätte. Sie haßte die Nebenbuhlerin, welche sie aus dem Felde zu schlagen vermocht, verdächtigte dieselbe als eine Freundin des Schloßbeamten — und sonderbarlich! als Nadler in der Nacht einmal nach Hause schwankte, schwand eine kleine Gestalt, wie die des Receveur's, um die Ecke und die Hohlgasse hinab. Die Hausthür war regelrecht verschlossen und er mußte wie sonst den mitgenommenen Schlüssel gebrauchen. Drinnen aber saß Anna noch wach im Wachstübli, das Knäblein wiegend und weinend; sie hatte beim trüben Oellichtchen ihrer Eltern drunten in der Mühle, des bösen Abschieds von ihnen und der bittern Wendung der Dinge gedacht.

Da trat der Gatte zu ihr: Was sie zu flennen habe? Sie antwortete nicht, sondern löste sich noch mehr in Thränen auf, so daß der Kleine auch wieder zu schreien anfing. — Ob nicht Jemand da gewesen sei? — „Nein!" sprach sie, „habe auch Niemanden klopfen oder rufen hören." -- „Lüge nicht!" schrie er nun plötzlich und gab ihr eine Maulschelle, daß das Blut aus der Nase sprang. Mit einem stechenden Blick, den die Traurige aber nicht beachtete, warf er die Kleider von sich und polterte ächzend zu Bette. Von jenem Tage an war Anna's Herz gegen ihn versteint und er alles Hausglückes beraubt. Das Ziehband drückte ihn auf Schulter und Brust doppelt so schwer, und der „Reckweg" längs der Aare däuchte ihn dreimal so lang.

* * *

An einem sonnigen Herbstabend des Jahres 1769 marschirte ein Trüpplein Männer von Aarau her gegen Biberstein, dessen schwerfälliges Schloß verklärt im rothen Lichte vor ihnen lag. Paarweise zusammengekoppelt schritten sie, zerlumpte, rüstige Taugenichtse, dahin, voraus ein Uniformirter mit Degen und Karabiner, hinter ihnen ein zweiter in gleicher Montur und Bewaffnung. Es waren holländische Werber, welche vor ihrem Durchgang über die Staffelegg dem Amtmann zu Biberstein die Rekruten zu präsentiren hatten. Vor dem



Dorfe nehmen sie ihnen die Kuppelkettchen und Armschlösser ab; denn es ist verboten, Reisläufer gebunden durch's Land zu führen. Im Schloßhofe visitirten der Obervogt und sein Landschreiber den Reisepaß und die Signalementslisten der Angeworbenen. Im Reisepaß ist Eintritt, Marschroute und Ausgangsort genau vorgeschrieben und bei Nacht, oder auf Schleichwegen zu wandern, wird streng geahndet. Die Werber weisen ihre Patente vor; der Landschreiber liest sie, während der Vogt die Leute fixirt. Das eine lautet:

„Samuel Rohr von Lenzburg, Wachtmeister von Hrn. Hauptmann Joh. Rud. Hackbrett's Kompagnie im löbl. Schweizerregiment zu Holland, hat Erlaubniß, in unsern sämmtlichen deutschen Landen zu werben und ist ihm hiezu dieses Patent mit dem großen Standessiegel gesieglet.

Signalement: „Seine Statur 5 Schuh, 2 Zoll hoch, traget braune Haar und ist seines Alters 20jährig."

Aehnlich ist das andre, des Wachtmeister Marti Bircher von Küttigen, abgefaßt.

Ob Angehörige des Bibersteiner Amtes unter den Rekruten seien, frägt der Obervogt.

„Zwei," versetzt Bircher, „der eine, Andres Adler, des Pauli's Sohn von Biberstein, hat zu Aarau gedinget, der andre, Michel Pyat, der Husar, zu Küttigen im Kreuz." Die beiden treten vor und werden ihm in den Reisepaß eingetragen. Für Siegel und Zeugniß hat er von jedem, weil sie Amtsangehörige, 2½ Batzen dem Obervogt zu entrichten, während die bloß Durchmarschirenden unentgeltlich angeschaut werden.

Wo sie zu übernachten gedenken?

„Im Bären dahier," antworten die Werber und marschiren zum Hofthor hinaus, während der Landschreiber auf seine Stube sich begibt, um sogleich an die Rekrutenkammer zu Bern noch eine verschlossene Liste der gestellten Mannschaft auszufertigen.

Im Bären entfalten die Werber mit Wein und Pfeifenspiel eine lustige Nacht, um die Dörfler anzulocken und womöglich noch einige Kriegshelden hinter dem Rücken des Amtmanns wegzufischen. Immerhin dämpfen sie von Zeit zu Zeit das allzu laute Getümmel; denn der Vorgesetzte des Nachtherbergeortes muß jedesmal einen Ausweis über gute Aufführung ausstellen. Die Bärenstube ist mit Neugierigen



vollgestopft. Da sitzt auch Jakob Nadler, in eine Ecke gedrückt, bei seinem Gläschen; er hört den Marti Bircher die schöne Reise durch das Frickthal und den Rhein hinunter rühmen und den Sämi Rohr mit den Goldgulden im Beutel klingeln. Nach einer Weile stillen Kampfes begibt er sich stumm nach Hause. Er schlägt daheim Licht, Anna erwacht im Bette, verharrt aber in gleichgültigem Stillschweigen, da ihr solch spätes Nachhausekommen nicht mehr auffällt. Er nimmt den bessern Rock aus dem Kleiderschrank, steckt noch die geringe Baarschaft, die sich im Hause vorfindet, zu sich und geht wieder, leise die Stubenthür zuschließend, hinaus — fort durch den nächtlichen Bergwald und über die Hombergmatten der Staffelegg und Densbüren zu. Noch scheint hier der Mond an die schlafenden Häuser, als er an ihnen und der kaiserlichen Grenze entgegenmarschirt. Außerhalb der Bernlande verschlummert er noch seitlich in einem Gebüsch den Rest der Nacht und stößt am Morgen zur vorüberwandernden Söldnertruppe.

* * *

Die verlassene Frau, von Haus aus nicht an's Darben gewöhnt, wehrte sich tapfer gegen die hereinbrechende Noth. Im Sommer taglöhnte sie, hackte ihr Ackerland und ging mit ihrem Büblein barfuß, wie viele andre Erwachsene des armen Dörfleins, auf die Aarauer Stoppelfelder, Aehren zu lesen; im Winter sammelte sie einen Vorrath dürren Reisigs fast für das ganze Jahr. So liefen fünf Jahre dahin. Ein heimkehrender Reisläufer hatte den Aufenthalt Nadlers verrathen. Anna, sich in dem zerfallenen Häuslein oft vereinsamt fühlend, ließ ihm durch den Schulmeister in acht Briefen ihre Lage schildern und ihn bitten, heimzukommen; sie wolle ihm Alles vergessen, was er ihr angethan. „Er habe noch nicht ausgedient und ausreißen wolle er nicht, sonst werde er wieder zurück spedirt oder komme daheim in's Schellenwerk," war seine kurze, mit Spott gemengte Antwort.

Im Frühling 1774 wurde der Jokebli krank und den ganzen Sommer über blieb sie an sein Bettlein gefesselt und konnte nichts verdienen. Sie wendete sich mit der Bitte um Unterstützung an den Untervogt; derselbe aber wies sie mit dem Bescheide zurück, so lange ihre Eltern lebten und etwas besäßen, könne die Gemeinde sie nicht auf die Almosenliste nehmen. Seit Anna geheirathet, hatte sie Vater

und Mutter wohl oft gesehen, aber weder angesprochen noch besucht. Nun nahm sie eines Morgens, da sie für das kranke Kind keinen Tropfen Milch mehr im Hause hatte, ihr Herz in beide Hände, entschlug sich ihres Bettelstolzes und schlich mit einem Kesseli zur Mutter von hinten in die Küche. Unter lauter Zankrede füllte ihr die Mutter das Kesseli; der Vater hörte das, kam auch in die Küche heraus und wollte sogleich im lichten Zorn auf sie losfahren. Es sei das erste und letzte Mal, daß sie wieder unter sein Dach komme, sonst würge er sie todt; sie habe das Unglück gewollt, nun möge sie's haben! rief er der Fliehenden nach.

Es rückte der Winter 1774 auf 1775 in's Land. An einem stürmischen Novembertag, als draußen der Regen an die geborstene Mauer peitschte und die arme Frau bei ihrem Knäblein am Krankenbette kauerte, stürzte mit dumpfem Gekrach der halbe Giebel in die hohle Gasse hinaus und die Balken der Stube senkten sich. Anna erschrak nicht gar sehr; ihr wäre der Tod unter den Ruinen eine Erlösung gewesen. Als sie die große Oeffnung betrachtete, durch welche Wind und Regen in die Stube drangen, da jammerte sie bloß für ihr krankes Kind, das nunmehr gänzlich der Winterkälte preisgegeben. Sie verbarrikadirte sich so gut als möglich im Hinterstübchen, und ein Nachbar, Klaus Adler, der Vater der Verleumderin im Bären, kam ihr die Stubenbalken zu unterstützen. Die Angst, der geliebte Jokebli könnte sterben, machte sie halb wahnsinnig. Auf der Straße klagte sie ihr Elend dem Obervogt Effinger, welcher hierauf den Bibersteiner Untervogt und seinen Einzüger über die Person informirte. Beide sagten, sie sei ein träges „Laster“, ein händelsüchtiges „Ripp“ und ihr Vater, der Lehenmüller, gar nicht so ungeschickt, wie sie vorgebe — und damit vergaß der gnädige Herr wieder das arme Weib.

Frost und Hungersnoth steigerten wirklich die Krankheit des Knaben immer mehr. Einen Arzt zu rufen mit dem Bewußtsein, ihn doch nicht bezahlen zu können, das wagte sie nicht; die langen Wochen brütete sie nur immer mit einem gewissen Stumpfsinn am Lager, bis endlich am Christabend der sechsjährige Jokebli als eine Leiche, blaß und verhungert auf seinem feuchten Laubsack lag. Draußen hielt der Winter mit weißem Bahrtuch die todte Erde zugedeckt und mit dicker Eiskruste waren die Fenster verhängt. Da erwachte am Leichnam ihres Kindes noch einmal das volle menschliche Gefühl der Unglücklichen.

In Thränenströmen kämpfte das Herz gegen die Wucht des Elendes an: Vom Gatten verlassen, von den Eltern zurückgestoßen, von der Gemeinde vernachlässigt, ohne Nahrung und Kleider, ohne schützendes Dach, ohne Menschenrath und Hilfe — wer begreift da nicht, daß am Leichenbette die Einsame den Glauben an eine gute Welt todt geweint?

Am Weihnachtsmorgen, da der Leichenbeschauer das von Anna bestellte Särglein in die Eichgasse hinauftrug, stand die Thüre zum Hinterstübchen offen und das todte Knäblein lag mit einem dürren „Meieli" in den wachsgelben Fingern mutterseelenallein in der eisigen Kammer. Die Nadlerin war verschwunden. Etwas nach Neujahr spülten die grauen Fluthen der Aare drunten bei Umiken einen weiblichen Leichnam an's Land, welcher auf dem dortigen Friedhofe klanglos begraben wurde. Niemand als der Frühling, der Gärtner des lieben Gottes, kümmerte sich hernach um ihren Totenhügel. Es wurde Sommer und wieder Herbst. An einem Wintermorgen kam Jakob Nadler in holländischer Uniform von Biberstein her nach Umiken und ließ sich vom Küster Anna's Ruhstatt zeigen. Gebeugten Hauptes stand er lange davor, während um ihn die weichen Schneeflocken lautlos auf die harte Erde schwebten; dann wanderte er über den Stalden wieder nach Holland zurück und — war verschollen.

(Protokoll des Chorgerichts Kirchberg de dato 1761.)

VI.

Die rothe Monturhose.

(1787.)

Heute schaut das Kirchberger Kirchlein voll besondrer Gnaden nieder auf des Siegristen großen Kirschbaum, dessen rothe Früchte drunten am heißen Hügel aus dem Laube lachen. Es ist der 20. Heumonat 1787. Sonntagsstille lagert über den schwarzen Holzkreuzen und den knietiefen Löwenzahnkräutern des Friedhofs, worinnen Pfarrer Nüsperli's fromme Kaninchen weiden und bisweilen mit aufgereckten Ohren der lauten Predigt ihres Patrones lauschen. Der junge, weitherzige Geistliche in seinem Priesterrock und der weißen Halskrause, auf welcher der Kopf wie der des Täufers auf einem Teller ruht, hat eben mit den letzten Körnern seiner Sanduhr auch die letzten



Andachtsworte niederrinnen lassen. Ein allgemeines Husten und Geräusper bricht auf sein Amen die tiefe Stille; indessen zieht er noch ein obrigkeitlich Pergament aus seinem Breviarium und verliest den lieben und getreuen Unterthanen Bern's folgendes Gesatz:

„Die gnädigen Herren Kriegsräthe haben für nützlich erachtet, zur Ersparung großer Kosten für den Landmann anzubefehlen, daß Alle, so sich verheurathen, sich inskünftig in der Uniform, als der dem zum Soldaten geborenen Schweizer anständigsten Kleidung, sollen ehelich einsegnen lassen. Es kann hierdurch eine kostbare, neumodische Hochzeitskleidung erspart werden und des Fernern wird männiglich besser darauf achten und halten, daß seine Montur in gutem Stande verbleibe. Wir geben diese wohlgemeinte Vorschrift mit dem Befelch, solche ab allen Kanzlen uns'rer Lande verlesen zu lassen."

Mit unterschiedlichen Meinungen über diese neueste Offenbarung schreiten die Jurassier durch die knarrenden Kirchthüren. Während das eine Meitli sich froh im Stillen neben seinen lieben Soldaten an den Altar träumt, ärgert sich das andere, das bald als Braut soll verkündet werden, als der ersten eine dieses neue „Prälude" vormachen zu müssen, und des Weißen Jörg, ein gehäbiges Küttiger Taunerli, faustet im Sack, daß nun sein Rudi sicherlich neue Monturhosen begehre.

* * *

Nüsperli verläßt die Predigertonne und steigt in's Chor. Allda warten seiner in ihren Chorrichterstühlen:

Mein Wohl-Edel-Geborener Herr A. L. Stürler, Obervogt auf Biberstein, Obmann des Stillstandes; Hans Blattner, Untervogt von Küttigen; Hans Georg Ott, Untervogt von Biberstein; Rudi Wehrli, Statthalter und Chorrichter von Küttigen; Rudi Bolliger, alt Seckelmeister und Chorrichter von Küttigen; Friedrich Ott, Chorrichter von Biberstein.

Freundlich drückt er einem jeden die Rechte, sie um ihre allfälligen Anbringen befragend, die pünktlich notirt werden. Hierauf begeben sie sich in die Mitte des Chors, der Pfarrer vorn an den Taufstein: heute ist Chorgericht.

Nach kurzem Gebet des Geistlichen eröffnet Stürler die Sitzung mit vorläufiger Namsung der Streitsache und schickt den Chorweibel Abraham Wehrli, Siegrist, vor die Kirchporten, den Kläger Rudi Wehrli, Weißen von Küttigen, eintreten zu heißen.

Der Gerufene erscheint und erzählt nach des Obmanns Aufforderung mit schlichten Worten den Grund seiner Klage: Er sei am Aarauer Maienzug letzthin mit vielen Küttiger Buben und Meitlinen im „Schwert“ eingekehrt, habe die Anna Bircher, das „Buebelanneli“ geheißen, beim Wein gehabt und es im Verlaufe des Geplauders mit Spaß und Ernst gefragt: „Willst Du mich, wenn ich Dir den Kreuzer gebe, von dem Du sagst, ich sei ihn für Kirschen Dir schuldig?“ Sie sagte: „Ja!“ und gab mir die Hand: hat aber den Kreuzer nicht wollen, auch ein Sechskreuzerli nicht. Auf meine verwunderte Frage: Ob ihr gegebenes Wort sie denn gereue? hat sie geantwortet: Nein, aber sie dörf nicht wegen dem Vater. Weil er diesen Haken schon gekannt, erzählt der Kläger weiter, habe er ihrer Rede zu gedenken zwei Zeugen ernennet, die draußen stehen. Vorigen Sonntag Abend sei er nun zu Hansrudi Bircher, ihrem Vater, gegangen, um die Tochter von ihm zu fordern; der sei ihm aber nur grob und unanständig begegnet und hernach haben die beiden Alten das Meitli traktirt, wie er vernommen; dessentwegen bitte er die Ehrbarkeit, ihm in dieser Sache beizustehen, daß sie glücklich zusammen kämen.

Der Kläger muß abtreten. Die beiden Zeugen werden einvernommen. Der eine erklärt, er habe die Reden anfänglich für Spaß gehalten, nachher aber gesehen, daß es Ernst sei, und der andere bestätigt, er habe nichts anderes geglaubt, als sie wären ein Gelöbniß eingegangen.

Die Angeklagte und ihr Vater müssen vor. Mit ein wenig schamrothen Wangen erklärt das „Buebelanneli“ den ehrbaren Richtern: Sie habe zwar die Hand gegeben und Ja gesagt: aber Alles bloß für Spiel und Spaß gehalten und nie an eine Heirath gedacht.

„Magst den Burschen denn nicht leiden, Jünferli, den hübschen, mit weißen Krauslocken?“ frägt der Junker, mit den fetten Augenliedern schelmisch zwinkernd.

„Möcht ihn schon, gnädiger Herr Obervogt; er ist fleißig und häuslich und recht, aber —“

„Aber dem Bettelbub, der nichts an der Welt hat, dem willst Du den Thürkloben ziehen, Meitli? Gott's Donner nein! — Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, verzeiht . . .“

Die Beschwichtigung des zornigen Hansrudi kömmt zu spät. Mit Würde erhebt sich der Pastor in seiner Halskrause und beantragt eine doppelte Buße von zwei Gulden für schröckliches Fluchen im Gotteshaus. Er wird einstimmig verfällt und muß abtreten.

„Kannst ausreden, Anneli!" mahnt Nüsperli, der vorn am Taufstein als Aktuar fungirt, sein neben ihm wie auf Eiern stehendes Konfirmandenkind.

Sie athmet tief auf, wie um Kraft zu gewinnen. „Ich möcht' ihn schon, aber ich will mich zwingen, d'rum mag ich ihn nicht! Nein, ich will ihn nicht und wenn ihr mich mit Zangen zerreißt!" tobt wie besessen die Küttiger Maid.

„Nur nicht so wild gethan, Anneli!" beruhigt der Küttiger Untervogt, der sonst in Abwesenheit des Junkers die Präsidentenwürde bekleidet, ein urchiger Mann.

„Muß Dir fast Recht geben," meint der Seelenhirt, „daß nicht heirathen magst. Bist so blutjung, erst vor zwei Jahren noch in die Kinderlehre gegangen."

„Und auch zu klein!" spöttelt der Obmann.

Hei flammt die auf! „Brauchst Dich nicht zu schämen, Meitli, sagt meine Mutter alleweil," antwortete sie, — „bist nicht zu klein zum Heirathen, wenn auf Deinem Säcklein Brabänter steht!"

„Hoho, nicht aufbegehrt, Kleine!" läßt sich endlich auch der Untervogt von Biberstein, ein grauer Mann im Schwalbenfrack, mit seinen pfundschweren Worten vernehmen. „Thut mir leid, daß ich ein so übler Redner bin, sonst wollt ich Dir in die Seele reden, daß schweigen thätst! Du willst Dein Wort brechen und den guten Burschen nicht, bloß weil sein Vater nicht reich ist? Dumm's Ding! Klugheit im Kopf und ein braves Herz ist ein größeres Kapital, als Du einmal erben kannst."

Das Buebelanneli wird weich. „Möcht ihn schon gern haben," fängt sie an zu weinen, „aber der Vater schlägt mich todt."

Stürler läßt die Aufgeregte abtreten. Der ganze Stillstand, mit Ausnahme des Pfarrers, beschließt einmüthig, den Vorgang im „Schwert" zu Aarau als eine förmliche Eheversprechung zu erklären und die Bircher auf Moderation hin zu den Köften, zwei Gulden betragend, zu verfällen. Dem über obiges Urtheil sich beschwerenden Vater wird die begehrte Bedenkzeit bis nächsten Sonntag bewilligt.



Als allesammt aus der Kirche treten, ereignete sich, daß plötzlich ein Lapin des Pfarrers der Anna über die Füße rennt. Sie faßt im Schrecken ihren Widerpart am Arm: der gewahrt es nicht ungern, macht jedoch eine abwehrende Bewegung; denn er gedenkt ihrer Worte vor den Ehrbaren, die er, an der Südporten horchend, vernommen. Die Chorrichter hinter ihnen halten vergnüglich den Akt für ein Beleg, daß sie nicht falsch geurtheilt. Der Vater, der brummend vorausgegangen und im Rücken keine Augen besaß, schwenkt mit seiner Tochter neben dem Siegristenhaus hinab. Rudi Wehrli geht dem Dorfe zu.

Ueber den Gänsacker auf die Dorfstraß' gekommen, hört Rudi den Adam Wehrli, Trüllmeister, mit einem Trommler auf Nachmittag nach der Kinderlehr' eine Musterung ausrufen; denn während des Gottesdienstes darf nicht exerzirt werden. „Hm," denkt er, „zu dieser Jahreszeit? Es wird sein, weil man jetzt so zwischen Heuet und Ernte nichts Besunderbares zu thun hat." Von den 12 Trüllmusterungen jährlich mußten nämlich nach Vorschrift sonst 6 im Frühling und 6 im Herbste gehalten werden. Einsilbig, doch mit vielerlei Gedanken im Kopf, ißt er mit seinen betagten Eltern zu Mittag, geht darnach in den Gaden, um den braunhärenen Habersack, das zweilöthige, alte Gewehr mit Messingbeschläg und seine Montur, fast alles Effekten von seinen Eltern, aus Spinngeweben und Dunkelheit herunter zu holen und zuzurüsten. Gegen 2 Uhr wirft er sich in die rothen Hosen und die gleichfarbene, mit zwei weißen Knopfreihen geschmückte Weste. „Bub," sprach des Weißen Jörg, als er seine sechszig Sömmerchen auf dem Buckel hatte und dienstfrei geworden, „einen Uniformrock sollst neu haben, aber meine Hosen mußt noch austragen! Wär' Sünd und Schad dafür; habe mir erst vor 10 Jahren, da ich als Fünfziger nur noch an den Vor-, Haupt- und Schießmusterungen Theil nahm, sie ganz neu angeschafft." Rudi zog ein krummes Maul. „Die andern bekommen blaue Hosen und Weste nach der frischen Ordonnanz," meinte er. „Siehst, wir vermögen's nicht," begütigte die Mutter, „der Kümmi fehlt." So hat er als guter Bub sich d'rein ergeben. Nachdem Rudi die runden Stadtschuh' angezogen und die schwarzen Ueberstrümpfe an seine Waden geknöpft, schlüpft er in den knielangen, dunkelblauen Rock, der hinten wohl übereinander geht und beim Marschiren wie unter dem Gewehr aufgestürzt werden muß. Er ist aus Nordertuch, roth gefüttert, bis zur Ceintüre zweireihig beknöpft,

hat einen rothen Kragen, rothe, zwei Bernzoll breite Aermelaufschläge und auf der linken Achsel eine scharlach'ne Schnurepaulette, mit Blau unterlegt — das Abzeichen der deutschen Berner. Noch fehlt die schwarze Kravatte, dieser verhaßte „Kinnstupfer", und der dreieckig aufgekremmte Filzhut mit dem zollbreiten weißen Wollenrand außen. Er drückt ihn auf sein blondes Ringelhaar, das er auch an der nächsten Hauptmusterung nicht in eine Kadenette flicht und wenn es wieder einen Batzen kostet; gürtet mit nicht wenig Selbstgefühl die schwarzlederne Patrontasche mit der gelben Blechgrenade vorn auf dem Deckel und seinen Grenadiersäbel um — beides Dinge, die der gemeine Füsilier nicht hat — hängt sich Habersack und Flinte an die breiten Schultern und begibt sich auf den Sammelplatz vor dem „Kreuz".

Dort rangirt Trüllvater Adam, vor Allen ausgezeichnet durch das silberne Offiziersband am Wollhut, die weißen Stiefelmanschetten und seine Korpulenz, das unlenksame Volk. Welch' ein buntes Bild! Da stehen die Offiziere in Civil, aber mit dem Seitengewehr, denn mit dem Stock in der Hand zu kommandiren, ist ihnen streng untersagt worden; neben ihnen alte Rothosen, neue Blauhosen, alte Flinten mit Messing-, neue mit Eisengarnitur; Grenadiere, Musketiere, Füsiliere, Jäger; den Schluß bilden die Siebenzehnjährigen, blos mit Flinten und Patrontaschen, und die Sechszehnjährigen ganz unbewaffnet. Monturen brauchen sie bis zum 22. Jahre noch keine, wenn sie nicht „ehender heurathen".

Der Trüllmeister macht Appell. Die Fehlenden werden mit 1 Pfund, im Wiederholungsfalle mit 1 Pfund und 24 Stunden Schloßkerker bei Wasser und Brod gebüßt. Die Bußen gehören zur Hälfte dem Trüllmeister, zur Hälfte dem Landmajor, der je an der Hauptmusterung im Mai sie einsackt. Jetzt wird gedreht und, Trommler und Pfeiffer voran, durch die Dorfstraß' und die Lettgaß' hinauf nach dem Musterplatz, einer von Tannenwald umrahmten Wiese auf „Buch", marschirt. Als Nachhut folgt ein geschwätziger Schwarm jungen Volkes, denen sich ein paar g'wundrige Alte und die Vorgesetzten des Ortes untermischt haben.

Auf der Waldwiese angelangt, schickt der Trüllmeister die Tamburen und Pfeifer seitab, um unter ihrem Geschicktesten, dem „Vorpfeifer", für sich zu üben, auf welchen Befehl sie in den Tannenwald



bald unhörbar verduften. Alsdann werden die Jungen und Ungelehrigen ausgeschieden und von einem Korporal in einer Ecke der Trüllmatte besonders instruirt, während der Vater Adam sein Exerzitium damit beginnt, daß er die Flinten visitirt und den Ladstock in den Lauf schieben läßt, um zu sehen, ob irgendwer noch ein geladenes Gewehr habe? Weil solche da, müssen sie vor die Front treten und den Schuß auf Kommando losbrennen. Darob erschrecken die Mädchen des Dorfes gar schröcklich. Seht, wie sie den finstern Waldrand rings wie einen Kranz von hellen, frischen Blumen zieren! Mit ihren scharfen Aeuglein üben sie eine größere Gewalt über das Kriegsvolk aus als Adams vaterländische Flüche.

Jetzo kömmt man auf die Hauptsach', welche nach dem Exerzierbüchlein in „gut Marschiren, wohl Laden und tief Anschlagen" besteht, und zum Schlusse folgt eine Salve als Knalleffekt. Hierauf hat nun das Zuschauervolk mit Sehnsucht gewartet und ein unruhig Drängen bemächtigt sich seiner. Auch das „Buebelanneli" drückt sich in den Vordergrund; es will seinen Rudi, den Grenadier, sehen, wie der die Flinte auf den Boden stellt, aus einer der Lindenholzhülsen in der Patrontasche die papierene Patrone zieht, sie abbeißt, ladet, mit dem eisernen Ladstock neben dem dreikantigen Bajonnet, welches auswärts gekrümmt ist, damit sich der Soldat in der geschwinden Ladung nicht blessirt, in den Lauf hinunter hämmert, den Hahn aufzieht, anlegt und — Puh! Wie wirbelt sein Räuchlein so schön vor allen andern zum blauen Himmelreich! Der Ladstock, nochmals in's Gewehr geschoben, muß zeigen, daß alle Schüsse losgegangen — und damit ruht wieder eine Trüllmusterung mehr in der Vergangenheit dunklem Schooß.

* * *

„Auseinander!" kommandirt Meister Wehrli, und nicht gar lange, so hebt beim Flötenspiel des Vorpfeifers ein bescheidentlich Tanzen an auf abendkühler Trüllmatte. Das ist's, warum die Dorfblumen mit Ungeduld der Salve geharret. Zwar haben die gnädigen Herren zu Bern alle Leichtfertigkeiten und Ueppigkeiten auf dem Musterplatz verboten und das Tanzen dem Landvolk nur nach der Hauptmusterung entweder auf den Trüllwiesen selbst oder auf einem Tanzboden daheim erlaubt; aber Vater Adam und die anwesenden Ortsvorsteher, die

den Trüllmeister jedesmal unentgeltlich im Ordnunghalten unterstützen müssen, lassen sich von den niedlichen Sirenen gern ein Auge zudrücken.

Rudi, was zauderst Du? Da steht er wie nicht gescheidt am Stamm einer Rothtanne und glotzt in das hopsende Gewimmel. Anneli thut auch so spanisch und weist drei Burschen nacheinander trotzig ab. Mit stillem Jubel bemerkt er's; Groll und Zweifel schwinden, und bald dreht kräftigen Schwunges auch er seine ihm chorgerichtlich Angetraute unter den Uebrigen auf dem schon abendthauigen Rasen herum. Nach einer heißen Galoppade flüstert Rudi: „Anneli, komm ein wenig unter die Tannen; ich muß was mit Dir reden," und führt sie unbemerkt in das lauschige Dunkel hinein.

„Dein Reden vor dem Stillstand heute morgen hat mir weh gethan, glaub's, Geliebte!" hebt er an, als sie einsam gehen. „Du willst mich nicht, weil ich Dich zwinge? Siehe, nicht um Dich, aber um Deinen Vater zu zwingen, habe ich die Sache vor Gericht gebracht. Ich glaubte, Du hättest mich gern; wenn dem aber nicht so ist, so sage mir's jetzt hier unter den Waldbäumen mit aufrichtigem Herzen und dann bist Du sogleich frei, dann sind wir in Gottes Namen für immer geschieden!" und dabei stürzen ihm die hellen Thränen aus den Augen. Anna Bircher schaut ihn innerlich bewegt und mit einem Blick voll Erbarmung an, spricht nichts, legt nur ihre Hand wieder, wie im „Schwert" zu Aarau, in die seine und sie spazieren weiter.

Plötzlich erschreckt sie ein homerisches Gelächter. In umbuschter Vertiefung sitzen einige Tänzerpaare und sonstiges Soldatenvolk, am Fuß einer Gewaltstanne der Trumberhans auf seinem schwarz-roth geflammten und mit der gnädigen Herren Ehrenwappen geschmückten „Kübel". Er schläft; die Wachenden aber pokuliren tapferlich den Wein, den des Wirth's Rudi aus einem Fäßlein, so er aus Fürsicht in den Boden gegraben und mit Moos überdeckt hat, abzapft; denn Wein auf dem Musterungsplatz auszuschenken, ist strengstens untersagt, und da läßt sich der Trüllvater das andre Auge nicht auch noch zudrücken. Darum haben die heimlichen Sünder das frisch ankommende Pärchen auch mit solcher Stille herannahen lassen, weil sie Anfangs Spione vermutheten; nun aber bricht ein Strom von Neckerei aus ihren erleichterten Gemüthern über die Hand in Hand Gehenden her. „Schaut mir da, wie brav die Chorrichter heute zusammengekoppelt!"

spöttelt der Eine, — „Anneli, geht's mit der Rothhose bald zum Altar?“ der Andere. Anneli wirft einen erschrockenen Blick auf Rudi's abgeschossene Montur. „Möchte heuer nicht heirathen, um kein Geld!“ betheuert ein busper Meitli, dem das Gegentheil davon aus den Augen glänzt, — „möchte nicht die erste sein, die das neue „Komedi“ spielt!“

„Jemand muß doch den Anfang machen,“ meint Rudi ernst, „und die wahre Liebe sieht nicht das Kleid an, sei es roth oder blau, elb oder grau!“ Anna blickt ihn groß an, als ob sie ihn nicht recht verstünde. „Aber wer seinen Schatz lieb hat, der will ihn auch in rechtem Kleide schauen,“ entgegnete sie keck und fröhlich. So wird geschwatzt und gezecht.

Horch, Trommelwirbel! Der Trumberhans fährt aus seinem Weintraum empor und rennt, den „Kübel“ an der nußbaumenen Zarge kopfüber auf den Necken schwingend, wie toll durch den Forst; denn der Trüllmeister läßt Sammlung schlagen, um nach Vorschrift seine anvertrauten und nicht anvertrauten Schäflein wieder säuberlich heimzuführen.

Schon ragen die schroffe Wasserfluh und die scharfen Gräte des Brunnen- und Achenberges in den nächtlichen Sternenhimmel empor, als Rudi mit seiner Tänzerin dem Stubenlärm im „Kreuz“ entflieht, wo er anstandshalber mit ihr noch eine Flasche getrunken, obwohl es dem häuslichen Taunerssohn für unnütz erschienen. Sie begeben sich über einen Bachsteg, der zu Hansrudi Bircher's Haus hinaufführt. Dort, hinter Haselbüschen, geben sich beide einen herzhaften Kuß, den ersten — und letzten!

„Ich möchte Dich etwas fragen,“ lispelt das Buebelanneli, „das mir auf dem Herzen ist.“

„Nur heraus damit, Liebste!“

„Gelt, Du schaffst Dir neue Monturhosen an auf die Hochzeit?“

„Hab's nicht im Sinn, des einzigen Tages wegen! Liebchen, gehst nicht auch mit dem Rothhösler zur Kirche?“

„Nein!“ antwortet sie gereizt.

„So lauf! Du magst mich nicht!“

Das Buebelanneli löst schluchzend die Hand aus der seinen und geht das Fußweglein zum Haus hinauf.

„Anneli, höre! Kommst wirklich nicht, wenn ich die rothen Hosen trage?“

„Nein! Wenn mir nicht mehr Ehre anthun magst, so ist's aus zwischen uns!" gibt sie bittern Zorns zurück und verschwindet im Schatten des tief niederhängenden Strohdaches.

„Sie hat die Prüfung nicht bestanden!" spricht Rudi seufzend im Zurückgehen.

* * *

Am nächsten Sonntag erklärt Hans Rudi Bircher vor Chorgericht: Um fernern Kösten zuvorzukommen, unterziehe er sich dem Urtheil gegen seine Tochter, bediene sich aber des Rechtes, das die Gesetze dem Vater eines minderjährigen Kindes zutheilen und zernichte diese Eheversprechung mit dem Wehrli umsomehr, da Anneli demselben ganz abgeneigt sei. Diese Erklärung wird dem anwesenden Kläger gleich mitgetheilt. Auf das Befragen, ob er begehre, daß die Bircher noch einmal vor Ehrbarkeit zur Ehe mit ihm beredt und im Weigerungsfall der Bericht an das Ober-Ehegericht zu Bern eingesandt werde, sagt er: Nein! und steht gleich ab von seinen Ansprüchen. Daraufhin werden die Parteien auch vom Stillstand wieder von einander gesprochen. Ob das Buebelanneli später mit einem blaubehosten Küttiger Burschen vor den Altar getreten, davon weiß das Kirchberger Chorgerichts-Manual leider nichts zu erzählen.

(Chorgerichts-Protokoll von Kirchberg de dato 1761.)



Kloster Olsberg.*

Kulturhistorische Bilder von K. Biedermann.

Einleitung.

Eine Stunde südlich von Rheinfelden fließt von Ost nach West der Violenbach. Ueber einen mäßigen Hügel, durch schattenreichen Wald führt der Weg von dem alten Städtchen am Rhein hinüber in

*) Vom Verfasser des trefflichen Buches „Us Stadt und Land, Erzellige von Karl Biedermann", Winterthur, Verlag von Geschwister Ziegler, aus welchem wir im Jahrgang 1888 unserer Zeitschrift die so gerne gelesene Beschreibung von „E Reis uf Karlisrueh abe" abgedruckt haben.

sein stilles Thal. Wiesen und Aecker, von Buchen- und Föhrenwäldern bekränzt, umgeben eine Kirche und mehrere daran anschließende Gebäude, deren Bauart uns sofort ein Kloster verrathen lassen, was es denn auch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war.

Von Norden herabsteigend, gelangen wir zuerst zu der Klosterkirche. Es ist keines jener imposanten Bauwerke, wie wir sie in den Monasterien zu St. Gallen, Einsiedeln, Rheinau, Säckingen &c. &c. bewundern, viel mehr eine sehr einfache Dorfkirche, auch im Innern ärmlich, schmucklos. Wir werden im Verfolg unserer Geschichte zeigen, woher die ungewohnte Einfachheit dieser Stiftskirche rührt.

Südlich schließt sich an das Gotteshaus, einen großen Hof umgebend, in dessen Mitte sich eine mächtige Linde erhebt, das eigentliche Kloster. Trotz den vielen Aenderungen, welche dasselbe seit seiner Aufhebung erlitten, läßt sich die innere Einrichtung noch ziemlich genau erkennen.

Im ersten Stockwerk gegen Süden befanden sich die Zellen der Nonnen, der östliche Flügel scheint das Refektorium, sowie das Zimmer der Oberin enthalten zu haben, im westlichen Flügel wohnten die Laienschwestern; Küche, Bad- und Waschhaus befinden sich im Parterre. Allein umsonst sucht der Forscher nach Wappen, Schnitzereien, Glasgemälden, Alles derartige ist verschwunden. Die Einfachheit der Bauart des Ganzen beweist, daß nach dem letzten Brande, der das Stift verheerte und nach der vandalischen Plünderung durch die Schweden, die Mittel fehlten, um die Gebäude so herzustellen, wie sie zur Zeit des Glanzes von Olsberg gewesen sein mochten.

Auf der Südseite des Klosters befindet sich am Ufer des Violenbaches der Klostergarten, das heißt derjenige Theil, der ausschließlich für die Nonnen bestimmt war. Auf einem alten, im Stift sich befindenden Gemälde sieht man auch den Fischweiher, von Weidenbäumen umgeben, die nothwendige Zuthat jedes Klosters. Dagegen sind jetzt von der hohen Mauer, die den Aufenthalt der Nonnen den profanen Blicken entzog, nur noch Reste übrig. Westlich von dem eigentlichen Monasterium, allein doch innerhalb der gemeinsamen Ringmauer, stehen die Schaffnerei und die weitläufigen Oekonomiegebäude, sowie auch, nördlich von der Kirche, das Pfarrhaus. Durch diesen Theil des Stiftes führt die Straße vom Dorfe Olsberg nach Giebenach, einst durch ein östliches und westliches Thor verschließbar, jetzt ist nur

noch das Letztere sichtbar. Allein auch die Schaffnerei, die Oekonomiegebäude sind nicht mehr wie früher, statt der einstigen siebzehn Firsten sind es noch acht. Das Ganze hat einen ruinenartigen Anstrich, obschon sämmtliche noch vorhandene Gebäude mit Ausnahme der Kirche bestens unterhalten werden.

Dagegen herrscht im Thale selbst noch jene Stille und Einsamkeit, die wohl seinerzeit den frommen Stiftern so geeignet schien, eine Wohnung für Leute hinzubauen, welche fern vom Geräusch der Welt Gott allein dienen sollten. Keine andere menschliche Wohnung findet sich im Thale bis hinauf nach dem eine kleine halbe Stunde entfernten Dörfchen Olsberg und hinab bis zur Hälfte des Weges nach Giebenach, wo der Wanderer eine ebenso einsam stehende Ziegelhütte trifft. Die Straße von Olsberg bis nach Giebenach hinab ist wenig begangen und als wir sie an einem schönen Herbsttage gingen, trafen wir vom Kloster bis zu dem letztgenannten Dorf keinen Menschen an. Die lautlose Stille ward nur von dem Murmeln des kleinen Violenbaches unterbrochen.

Als wir dann im Stifte selbst vernahmen, welche Schicksale dasselbe im Laufe von neunhundert Jahren erduldet, mußten wir uns sagen, auch nicht ein Kloster in Helvetien hat Aehnliches erlebt. Vom kleinen Anfang stieg es hoch an Reichthum irdischer Güter, die edelsten Familien des Landes hielten es für eine Ehre, wenn eine Tochter Nonne zu Olsberg oder gar des Stiftes Vorsteherin ward. Ja es sollten ja eigentlich blos alt adelige Novizen aufgenommen werden. Die Reformation brachte ihm nahezu die Aufhebung. Brände und die Plünderung durch Schweden und Kaiserliche zerrütteten die Finanzen, zerstörten den Wohlstand derart, daß bei der wirklichen Aufhebung nur noch ein Schatten des einstigen Reichthums vorhanden war.

Dieses wechselvolle Schicksal von Olsberg bewog uns auch, dessen Geschichte zu schreiben, allein wir wollten keine trockene Urkundensammlung, sondern ein lebensvolles Bild der wichtigsten Epochen in der Geschichte des Stiftes und versuchten deshalb die kalte Göttin Clio in das Gewand kulturhistorischer Bilder zu kleiden, ohne gegen das Urkundliche zu verstoßen. Gute Freunde boten uns hilfreiche Hand, so daß wir kühn sagen dürfen, im Nachfolgenden ist Alles enthalten, was wichtig und urkundlich von Olsberg noch vorhanden ist.

Wir haben uns aber auch alle Mühe gegeben, Kleidung, Nahrung, Sitten und Denkweise jeder Epoche getreu nach Urkunden, Chroniken und alten Gemälden zu schildern. Wenn daher hie und da Etwas vorkommt, das im neunzehnten Jahrhundert auffällig erscheinen würde, so bitten wir zu bedenken, daß der Maßstab unserer Zeit weder an das zehnte noch sechszehnte Jahrhundert gelegt werden darf, obschon wir uns bemühten, das allzu Grelle zu vermeiden. Wir verweisen die Zweifler auf die Quellen, aus denen wir schöpften. Dieselben sind: Grimm's Rechtsalterthümer; Ekkehard, Chronik von St. Gallen; Felix Hämmerlin's Schriften; Stumpf's Schweizerchronik; Ulrich von Hutten's Schriften; Geschichte des Klosters Olsberg, geschrieben auf Begehren der Aebtissin von Olsberg, Katharina von Hersberg; Egli's Urkundensammlung; Geschichte des Stiftes Olsberg, geschrieben von Herrn Ständerath Birmann; Basler Jahrbücher; Urkundensammlung des Herrn Prof. Boos. Besondere Quellen finden sich an den geeigneten Orten angegeben. Die genaue Kenntniß der Regeln des Cisterzienserordens verdanken wir einer ehemaligen Nonne des Kloster Gnadenthal an der Reuß, deren werthe Bekanntschaft wir vor vierzig Jahren zu machen die Ehre hatten. Die Beschreibung der Ueberreste einer römischen Villa oberhalb des Klosters und der alemannischen Reihengräber hart bei der Kirche theilte uns ein lieber Freund und Alterthumsforscher mit.

I.

Die Römerin und der Alemanne.

Nachdem Julius Cäsar die keltischen Stämme, die er zuerst „Helvetier" nennt, im Jahr 58 v. Christo bei Bibracte besiegt hatte, legten die Römer längs des Rheins, von Basel bis nach Rhätien hinauf, Festungen an, aus denen im Lauf der Zeit große, volkreiche Städte wurden. Eine solche war auch Augusta Rauracorum. Unzählige Funde von Ziegeln, Mauerresten, Münzen &c. wurden schon dem Trümmerfeld rings um das Dorf Augst bis nach Rheinfelden hinauf, nach Basel hinab, enthoben. Sie bezeugen die Größe, den Reichthum der Römerstadt, während ringsum wohlgeeignete Plätze von Veteranen mit Landhäusern geziert wurden.



Eine kleine Stunde südlich von Rheinfelden fließt von Ost nach West der Violenbach in einem von sanften Abhängen eingeschlossenen Thälchen. Hier, vor den rauhen Nordwinden geschützt, in unmittelbarer Nähe frischer Quellen, erbaute sich L. P. Fagus eine Villa und zwang mit rauher Hand die umwohnenden Kelten, ihm sein Land zu bebauen. Sein Gut vererbte sich auf Söhne, Enkel und Urenkel. Fast drei Jahrhunderte hindurch beherrschte die Familie Fagus das stille Thal, aus den keltischen Tagelöhnern waren mit der Zeit Sklaven geworden.

Als aber das Römerreich seinem Fall entgegeneilte, die germanischen Völker mehrmals den Rhein überschritten, fand auch ein alemannischer Häuptling den Weg zu der Villa am Violenbach. Der Sitte seines Volkes gemäß, stürmte er mit seinem Gefolge gegen das Gehöfte heran, es zu plünderu, den Flammen zu übergeben. Statt der Pfeile und Wurfspeere der Bewohner trat ihm eine Jungfrau entgegen, wie sie schöner der Alemanne noch nie gesehen. Von hoher Gestalt, trug das edle Antlitz den Ausdruck hehren Ernstes und tiefer Trauer, vereint mit jungfräulicher Schüchternheit. Ihr Haar floß als Beweis ihrer Jungfrauschaft in reichen Wellen bis fast zu den Knieen nieder. Ein schmaler Purpurstreif hinderte es, das reine Oval des Antlitzes zu verhüllen. Eine dreifache Kette echter Perlen umgab den Schwanenhals. Züchtig verhüllte das schneeweiße Linnenhemd die herrliche Büste, ohne daß das faltige Oberkleid von weißem Wollstoff die Formen des Körpers gänzlich verbarg. Der volle, nackte Arm war mit Goldspangen geziert; den kleinen, bloßen Fuß schützten Sandalen von rothem Leder, mit Streifen von Purpur befestigt; den Leib umschloß der reichgestickte Gürtel.

Unwillkürlich hielt der mit einer Thierhaut bekleidete, sonst halb nackte Alemanne sein Pferd an, winkte dem Gefolge, zu halten und betrachtete staunend die Göttergestalt, die ruhig auf ihn zuschritt.

War das wohl Frigga, die Tochter Fiorgyns, die zweite Gemahlin Odins? War es Nanna, Balders, des Strahlenden, geliebte Gattin? War es eine Walküre, die kam, ihn, den Helden, abzuholen in Odins Palast, wo die Helden schmausen und dann wieder sich versuchen im Kampf mit Schwert und Lanze? Ein heiliger Schauer ergriff ihn. Er wollte absteigen, die Himmelsgestalt ehrerbietig begrüßen.

Doch ehe er sich recht besonnen, stand sie vor ihm, sank auf die Kniee, hob das thränenfeuchte Auge zu ihm empor und flehte mit gefalteten Händen:

„Edler Held, vor Dir kniet Olympia, Tochter des Julius Fagus, und fleht nicht um ihr Leben, nur um Schonung ihrer Ehre. Dort drinnen im Hause liegen Vater und Bruder, der Erste todt, der Zweite sterbend an den Wunden, die sie im Kampf mit den Kriegern Deines Volkes erhalten. Tödte mich, bring mich Deinen Göttern zum Opfer, nur erniedrige mich nicht zur elenden Sklavin.“

Mit wechselnden Gefühlen hörte ihr der Alemanne zu. Die Schönheit der Bittenden entzückt ihn, sein mußte sie werden; doch gefiel ihm, dem Kriegsheld, ihre Bitte, nicht ihr Leben, nur ihre jungfräuliche Ehre zu schonen. Er sprang vom Pferd und sagte kurz:

„Komm, führe mich in das Haus.“

„Gerne,“ entgegnete sie ohne aufzustehen, „nur gewähre erst meine Bitte.“

„Darüber reden wir nachher, erst muß ich sehen, ob Du die Wahrheit sprichst. Meine Gefangene bist Du, was ich nachher thue, weiß ich jetzt noch nicht.“

Mit Blitzesschnelle zog sie einen feingeschliffenen Dolch aus dem Gewande, sich selbst zu tödten; allein ebenso rasch hatte der Alemanne ihren Arm gepackt, drückte ihr Handgelenk zusammen, daß sie laut aufschrie und den Dolch fallen ließ.

„Du gefällst mir nicht übel,“ lachte er, „Du hast wenigstens Muth.“ Ernster fuhr er fort: „Olympia, wenn es ist, wie Du sagst, wenn der Vater todt, der Bruder sterbend ist, so gelobe ich Dir bei Wodan und Thor, Deine Ehre soll geschont werden.“

„Und Du wirst Dein Wort halten als Held?“

„Niemand hat je an meinem Wort gezweifelt“, entgegnete stolz der Alemanne.

Olympia's thränenvolles Auge dankte dem Alemannen für seine Güte. Ruhig ging sie voran, die Krieger folgten. Durch ein gewölbtes Thor traten sie in einen Hof, mit Steinen gepflastert, rechts und links standen Scheunen und Stallungen, vor ihnen erhob sich das Haus. Durch eine Thüre kamen sie direkt in das Wohnzimmer, der Boden bestand aus Mosaik, an den Wänden befanden sich niedrige Betten, auf denen die Speisenden liegend das Mahl genossen, das auf



dem Tisch in der Mitte aufgetragen wurde. Eine weitere Thüre führte rechts in die Gemächer der Frauen, die mit einem Luxus ausgerüstet waren, wie ihn der Alemanne noch nie gesehen. Die Betten waren mit Vorhängen umgeben, der Boden mit kostbaren Teppichen belegt, auf dem Waschtisch mit Marmorplatte standen Büchsen und Phiolen mit all den Essenzen und Pommaden gefüllt, welche die reiche Römerin für ihre Toilette unentbehrlich hielt, der große Spiegel von Metall, den die Sklavin der Herrin vorzuhalten pflegte, fehlte nicht, ebensowenig der Leuchter, der an einer Kette von Bronze von der Decke hing. Unmittelbar neben den Frauengemächern war das Bad, ein Bassin von jurassischem Marmor, in dem bequem vier Personen Platz fanden. Hätten die Krieger das Wasser genau beobachtet, sie hätten gesehen, wie dasselbe durch ein feines Sieb im Boden heraufstieg und oben durch dünne Röhren abfloß. Ebenso unbekannt blieb ihnen die unterirdische Heizung, die Röhren, die in den Mauern die Wärme den Zimmerwänden mittheilten. Aus dem Badehaus traten sie in die Küche, deren kunstvoller Herd sowohl als das viele Küchengeschirr, theils von Thon, theils von Metall, die Aufmerksamkeit der Alemannen mehr auf sich zog, als die Malereien an den Wänden der Zimmer. Aus der Küche führte Olympia die ungebetenen Gäste über einen zweiten Hof in den andern Flügel des Hauses, in ein Zimmer, das nur ein Vorgemach zu sein schien. Mit flehenden Blicken sah sie den Häuptling an und deutete auf eine zweite Thüre. Er verstand sie und winkte dem Gefolge, stehen zu bleiben, trat dann mit der Römerin ein. Das helle, große Gemach hatte ebenfalls einen Mosaikboden, die Wände waren mehrere Fuß hoch mit Platten von Marmor bekleidet, mit den Figuren des Mars, Merkurs, des Picus, der Ceres, Pales und Venus geschmückt. Links und rechts standen zwei Betten, vorn ein kleiner Altar, auf dem die Laren des Hauses aufgestellt waren.

Allein hier herrschte die peinliche Ordnung und Reinlchkeit nicht, wie in den andern Zimmern. Der Boden war mit Blut befleckt, zwei römische Helme, Küraſſe, Schilde, Schwerter und Kleidungsstücke lagen zerstreut umher, waren mit Blut und Erde beschmutzt. Auf dem Bette zur Rechten lag steif und starr die Leiche eines Mannes, dessen blutgetränktes Haar bereits ergraut war. Ein fürchterlicher Hieb hatte das edelgeformte Haupt gespalten. Auf dem Lager zur

Linken ruhte unter der Purpurdecke ein Jüngling, mit dem Tode ringend, das blasse Haupt mit einer Binde umwunden, unter welcher der rothe Saft des Lebens hervorsickerte. Als der Schwerverwundete die Schwester, den Alemannen eintreten hörte, blickte er erst den Feind, dann die Schwester an.

Olympia fiel neben dem Bette des Bruders nieder, ihre Thränen flossen stromweise, sie faßte die schon kalte Hand und schluchzte halbleise.

„Vesta hat meine Bitte erhört, er wird meiner schonen."

Der Verwundete dankte dem Häuptling mit einem vielsagenden Blick. Doch dieser, erschüttert durch die schauerliche Umgebung, trat näher an das Lager des Römers. Er, der den Tod in der Schlacht in hundertfacher Gestalt gesehen, nie gescheut hatte, fühlte sich tief bewegt bei dem Anblick dieser Männer, welche Wodan bereits dem Leben entrückt, oder doch mit fester Hand erfaßt hielt. Die Stille des Grabes, die hier herrschte, bändigte sein wildes Gemüth.

„Bruder," sprach er, die Rechte des Sterbenden in der seinen, „gehe ruhig ein in Walhalla. Ich werde Deine Schwester schützen und schirmen, ihre Ehre soll mir heilig sein. Adalrich hat sein Wort noch nie gebrochen."

Gleich als lösten diese tröstenden Worte den Bann, der die Seele des Römers noch auf Erden zurückhielt, schlossen sich dessen Augen, die Glieder erstarrten, — sie war entflohen, ob nach Walhalla oder in das Reich des Pluto und der Proserpina? Wer weiß es? — —

Mit einem lauten Aufschrei warf sich Olympia auf die Leiche des geliebten Bruders, küßte die erblaßte Lippe und befeuchtete das blasse Antlitz mit ihren Thränen. Adalrich ließ sie eine Zeitlang weinen. Dann faßte er ihre Hand und sprach mit sanfter Stimme:

„Laß jetzt die Todten ruhen, in Walhalla werden sie wieder auferstehen, mit andern Helden an der Tafel Odins schmausen und sich üben im Waffenspiel. Komm jetzt und weise meinen Kriegern die Vorräthe des Hauses, denn wenn ich dir auch Schutz und Schirm versprochen, meine Leute begehren Nahrung und Beute, wahrlich Deine Landsleute haben uns den Sieg nicht leicht gemacht. Rufe Deine Diener und Mägde, daß sie ein Mahl für uns bereiten."

„Herr," wollte Olympia entgegnen, allein der Alemanne unterbrach sie rasch.

„Nenne mich nicht Herr, das will ich nicht sein, sondern Adalrich, Bruder, wie ich es gelobt habe, zu sein.“

„Also Adalrich,“ sprach sie durch Thränen lächelnd, „ich habe weder Diener noch Mägde. Vorgestern zogen Vater und Bruder gegen Deine Landsleute zu Felde. Gestern brachten die Knechte sie todt und schwer verwundet zurück, dann flohen die elenden Sklaven und ließen mich allein zurück.“

„Die Thoren, wir hätten ihnen nichts gethan, wir kämpfen nur mit Kriegern, nicht mit Weibern und Sklaven. Doch schadet dieß wenig. Speisen, Vieh und Früchte sind doch gewiß da.“

„Im Ueberfluß, Adalrich.“

„Komm und zeige mir Alles.“

Eine Stunde später schmausten die Sieger nach Herzenslust, Fleisch, Gemüse und selbst Wein war genügend vorhanden.

„Wirst Du mich die Todten beerdigen lassen, ehe Du weiter ziehst,“ fragte Olympia ihren neuen Bruder, als der Abend nahte.

„Das ist unsere Sache, Olympia,“ entgegnete er. „Gehe Du nun ruhig zu Bett, schlafe sanft, Dein Bruder wird Dich bewachen. Morgen besorgen wir das Nöthige.“

Sie bot ihm die Hand, die er sanft drückte, dann begab sie sich zur Ruhe und schlief lange, ermattet von den erschütternden Gemüthsbewegungen der vorhergegangenen Tage.

Früh am folgenden Morgen schleppten die Alemannen auf das Geheiß ihres Führers Fichtenstämme aus dem nahen Wald herbei, erbauten einen hohen Holzstoß, den sie mit dem im Hause befindlichen trockenen Holz ausfüllten. Mit Hilfe Adalrichs hatte Olympia, in Thränen zerfließend, die Todten in weiße Linnen gehüllt. Die Krieger trugen sie auf den Scheiterhaufen. Adalrich nahm die brennende Fackel, rief Wodan und Thor an, dann loderte die Flamme gen Himmel und nach einer Stunde war von dem Römer Julius Fagus, seinem Sohn Curtius, nichts übrig als ein Häuflein Asche.

Adalrich hatte es nicht gestattet, daß Olympia dem traurigen Schauspiel zusah, ebensowenig durfte sie dem Schmause beiwohnen, den die Alemannen zur Feier der Todten hielten. Sie mußte im Hause bleiben. Sie sah es auch nicht, als ein Bote auf schweißtriefendem Rosse ankam, dem Häuptling eine Nachricht brachte, die er sofort den Kriegern mittheilte und dann das Nöthige anordnete. Die

vorhandene Heerde wurde unverzüglich weggetrieben und während Adalrich sich zu Olympia begab, alle Vorräthe geplündert.

„Olympia,“ sprach Adalrich, „ich muß fort zu unserm Heere. Ich habe Dir gelobt, Dein Bruder zu sein, anerbiete Dir Schirm und Schutz, so Du mit mir ziehen willst. Ich will aber auch offen gegen Dich sein. Deine Landsleute stellen sich zu einer neuen Schlacht. Ob sie, ob wir siegen, wissen die Götter. Willst Du hier bleiben, den Ausgang hier abwarten, so hast Du Deinen freien Willen, nur das bemerke ich Dir, siegen wir, so ist es nicht gewiß, daß ich wieder hierher komme. Ich bin der Feldherr nicht, kann Dir auch nicht helfen, wenn Nachzügler hier durchziehen, Dich als Gefangene mitschleppen.“

„Und wenn ich mit Dir ziehe?“ entgegnete sie nach einigem Besinnen.

„So bist Du sicherer als in der Burg Deines Kaisers,“ lautete die stolze Antwort.

Was sollte sie thun.? Das Land wimmelte von feindlichen Kriegern, höchst ungewiß war der Sieg ihrer Landsleute. Sie stand allein, ohne Diener, ohne Hilfe, in einem leeren Hause, abgeschnitten von jeder römischen Niederlassung. Der Alemanne hatte sich als edler Mensch erwiesen. In seiner Hut war sie sicher, das war gewiß; ob Andere ebenso handeln würden, höchst unwahrscheinlich.

„Adalrich,“ sprach sie entschlossen. „Ich begleite Dich.“

Ohne weiter ein Wort zu sagen, befahl er, ein geduldiges Pferd herbeizubringen. Sie eilte, ihren Schmuck in einen Sack zu packen, den sie mit auf das Pferd nahm. Allein ehe sie sich auf dasselbe heben ließ, übergab sie Adalrich einen schweren Beutel voll römischer Silbermünzen.

„Es ist Alles, was der Vater an Geld besaß, denn er hatte die dießjährige Ernte noch nicht verkauft.“

Adalrich nahm den Beutel und warf ihn seinen Kriegern zu.

„Theilt es im Frieden,“ rief er.

Erstaunt sah ihn Olympia an. Lächelnd sagte er:

„Ich habe das Schönste erbeutet, eine ebenso schöne als muthige Schwester. Das Andere lasse ich mit Freuden meinen Gesellen.“

An seiner Seite ritt sie nun den Abhang hinan, durch den Forst, welcher den Berg bedeckt, der zwischen dem Violenbach und dem Rheine



liegt. Als die Zurückgebliebenen berechneten, Beide möchten im dichten Walde sein, legten sie Feuer in Scheune und Stallung und was das entfesselte Element nicht fraß, zerstörten sie so gründlich, daß nur ein Schutthaufen die Stelle bezeichnete, wo die Villa gestanden. Erst sechszehnhundert Jahre später entdeckte man die Grundmauern wieder. Bruchstücke von Ziegeln und Heizröhren, einige Münzen beurkundeten, daß bei Olsberg einst eine römische Niederlassung war.

In Alemannien.

Das Heer der Alemannen ward wirklich, wenn auch nicht geschlagen, doch zurückgedrängt und ging wieder über den Rhein in seine alten Wohnsitze in den Thälern und Schluchten des Schwarzwaldes. Mit rührender Sorgfalt hatte Adalrich die Jungfrau, die sich ihm anvertraut, vor jeder Unbill bewahrt. Sie hatte seinen Rath befolgt, und um jedes Aufsehen zu vermeiden, die Kleidung eines allemannischen Mädchens angenommen. Diese war nun allerdings so einfach wie möglich. Ein Rock aus Linnen, der von der Brust bis unter die Knie reichte, von einem Gürtel gehalten wurde. Ein wollener Mantel, in den sie sich bei schlechtem oder kaltem Wetter hüllte. Ihren Schmuck behielt sie bei, denn auch die Allemannentochter trug sehr künstlich gearbeitete Halsketten, Armspangen, Hand- und Fußringe, wenn auch mehr aus Bronze als von Gold und Silber. Olympia ließ es sich gerne gefallen, daß Adalrich ihr ebenfalls Ringe um die Knöchel legte. Nach einem langen Marsche, dessen Mühseligkeiten die Jungfrau, Dank der Sorgfalt ihres Begleiters, nur in geringem Maße empfunden, langte die Schaar, deren Führer Adalrich war, im Thale an, durch welches die Nagold dem Neckar zufließt. In einem schönen Wiesenthal, von dunkeln Forsten umgeben, stand das stattliche Holzhaus des Häuptlings, von einem Graben und kunstlosen Wall umgeben. Links und rechts am Walle standen neu aus Balken errichtete Stallungen, daneben große, mächtige Heuschober, Wintervorrath für die zahlreiche Heerde. Das Wohnhaus, ganz aus Holz erstellt, bestand aus einer Küche, in der ein großer Herd fast ein Viertheil des Raumes einnahm. Die Kessel zum Kochen hingen an Ketten, ebenso mächtige Fleischstücke zum Dörren. Das einfache Geschirr war von Thon und Holz. Kräftige Mägde, mehr als halb nackt, walteten in diesem Raume. Einen Schornstein gab es nicht, der Rauch suchte

sich einen Ausweg, wo er mochte. Unmittelbar neben der Küche war die Wohnstube. Ein roher eichener Tisch, gleichartige Bänke, bildeten das ganze Mobiliar. An den Wänden prangten mächtige Geweihe vom Hirsch und Elenn, bestimmt, Kleider und Waffen daran aufzuhängen. Aus der Stube trat man in die Kammer, worin das große Bett der Eheleute stand, ein hölzernes Gestell, darauf ein Stroh- und ein Wollsack, zwei Wollkissen, Wolldecken und Felle von Bären für den Winter. Ein Tischchen, zwei runde Stühle vollendeten das Mobiliar. Ueber dieser Kammer war eine zweite, die zwei kleinere Betten enthielt. Auf der andern Seite der Küche war der Keller, so lang als das Haus tief war und einige zehn Fuß tief ausgegraben. Auf leiterartiger Treppe stieg man in den oberen Stock, wo die Mägde auf Wolldecken am Boden schliefen.

Mit Wehmuth gedachte Olympia des väterlichen Hauses, mit seiner bequemen, gegen dieser hier kostbaren Einrichtung; allein sie kämpfte ihre Gefühle muthig nieder. Eine offen ausgesprochene Vergleichung hätte den treuen Schützer beleidigen müssen, der sie mit den freundlichen Worten einführte:

„Sei willkommen, Olympia, in dem Hause meiner Väter."

Als sie dann an seiner Hand in die Stube trat, die Schlafkammer besichtigte, fragte sie verwundert: „Adalrich, wohnst Du allein hier, wo ist Deine Familie?" — Sie hatte nämlich auf der ganzen Reise nie Gelegenheit gehabt, mit ihm über seine Familienverhältnisse zu sprechen. Daß er nicht verheirathet sei, wußte sie, glaubte aber, die Eltern seien noch am Leben.

„Vater und Mutter sind längst todt," entgegnete er auf ihre Frage, „einen Bruder habe ich nicht und die Schwestern sind verheirathet."

„Wie, Du lebst ganz allein, nur mit Knechten und Mägden?"

„Ja wohl, allerdings hatte ich im Sinne, mich nach dem Kriege nach einer Gattin umzusehen, jetzt thue ich es nicht mehr."

„Warum nicht?" fragte sie unbedacht.

„Weil ich jetzt in Dir eine Schwester habe, die mich nie mehr verlassen wird," entgegnete er so zärtlich, daß sie ihn wohl verstand und hocherröthend die Augen niederschlug.

Er hob ihr das Kinn in die Höhe und sah ihr forschend in die Augen. Sie kämpfte eine Weile mit sich selbst, Dankbarkeit und jung-



fräuliche Zurückhaltung stritten in ihrem Innern. Die Erstere, ohnehin mehr als bloßes Dankgefühl, siegte. Purpur übergoß ihr schönes Gesicht, als sie nun leise sagte:

„Adalrich, Du hast Dein Wort treu und redlich gehalten, hast mich beschirmt und beschützt, besser als es ein Bruder je gethan. Unrecht wäre es von mir, Deine treue Liebe nicht zu erwidern. Allerdings ist die Trauerzeit um Vater und Bruder noch nicht verflossen; allein es wäre auch nicht schicklich, wollte die Jungfrau allein neben dem jungen Manne leben; einen andern Aufenthalt wählen kann und mag ich auch nicht. Ist es also Dein Wunsch, so nimm mich hin, ich werde Dir eine treue Gattin sein bis an Dein Grab."

Stürmisch preßte er sie an seine Brust, bedeckte ihren Mund mit Küssen und rief endlich:

„Was sagte ich nicht, als wir von Deines Vaters Haus wegzogen, ich das Geld den Gefährten gab. Ich habe das Schönste erbeutet!"

„Also dachtest Du damals schon, ich müsse die Deinige werden?"

Er antwortete nicht, führte sie hinaus in den Hof, wo sein Hifthorn Knechte und Mägde zusammenrief, denen er Olympia als seine Gattin und ihre Herrin vorstellte.

* * *

Zwanzig Jahre waren dem Ehepaar in seltenem Glück dahingeschwunden. Zwei Söhne, jetzt kräftige Jünglinge, und vier holde Töchter, der Mutter Ebenbild, hatte Olympia dem lieben Gatten geschenkt. Da erscholl von Neuem der Kriegsruf. Das Volk der Alemannen hatte sich so vermehrt, daß das rauhe Gebirge zwischen Rhein, Donau und Main nicht mehr hinreichte, die Menge zu ernähren. Zudem drängten im Norden und Osten andere Stämme der Germanen, im Süden dagegen winkte das Land, das die Römer den Kelten abgerungen. Roms Macht aber sank von Jahr zu Jahr durch die Kämpfe im Innern. Kaum hatten die Legionen einen Kaiser erwählt, so ward er von Andern gestürzt, meist ermordet. Oft vermochte die Nachricht von der Wahl eines neuen Oberhauptes die Grenzen nicht zu erreichen, bis ein Anderer den Thron einnahm. Dieß wußten die Fürsten der Alemannen, beriefen die Häuptlinge. Der Auszug ward beschlossen. Nicht blos Krieger, sondern der größte Theil des Volkes, mit Weib und Kind, Habe und Heerde sollte aus-

wandern, sich in den eroberten Ländereien festsetzen, römische Wiedereroberungen unmöglich machen.

Als Adalrich aus der Versammlung heimkam, den Beschluß der Häupter des Volkes den Seinen mittheilte, sah er die Gattin fragend an. Sie faßte seine Hand und sprach mit fester Stimme:

„Adalrich, heute bin ich eine Alemannin, folge Dir mit Freuden, selbst in Schlacht und Tod, wie es die Frauen unserer Nation gewohnt sind. Ja, ich gestehe Dir, ich verlasse diese rauhe, wilde Gegend nicht ungern, wenn Du mir erhalten bleibst.“

Er preßte sie an seine Brust. Dann fragte er zärtlich:

„Und wenn ich mir als Häuptling in dem eroberten Lande jene Gegend zum Eigenthum auswählen würde, wo die Wiege meiner Olympia stand. Wie dann?“

„Dann, Adalrich,“ entgegnete sie mit feuchtem Auge, „dann würde ich mich unendlich glücklich fühlen. Wohl weiß ich ja, daß meines Vaters Haus nicht mehr existirt, Du hast es mir selbst gesagt und hätten Deine Krieger es nicht zerstört, Andere hätten es gethan, mehr als sie, die mir heilige Stätte entweiht. Dennoch ist und bleibt jenes stille Thal meine Heimath, in welcher ich gerne mein Grab finden möchte.“

Eine stumme Umarmung war seine Antwort.

Gleich einem ungeheuren Strom, der Alles mitreißt, verschlingt, was seinen gewaltigen Lauf zu hemmen versucht, überschwemmte das Heer der Alemannen das unglückliche Helvetien. Vom Bodensee bis hinab nach Basel, von Constanzia bis nach Augusta Rauracorum gingen Schaaren der wilden Krieger über den Rhein, gefolgt von Weib und Kind und Heerden, Alles vor sich her niederwerfend. Die Legionen flohen, ihnen nach die Bewohner der Städte und Villen, nur Wenige blieben zurück. Nahezu fünfhundert Jahre hatte der Römer Helvetien beherrscht, dann nahm der Allemanne Besitz von dem Lande, vom Bodensee bis hinein in das Hochgebirge und hinab bis er am Jura den Burgundionen begegnete. Jetzt machte der Strom Halt, es war genug Raum da für die Ausgewanderten.

Kaum hatten die Fürsten das Eroberte unter die Häuptlinge vertheilt, so erscholl die Axt in den Forsten am Violenbach und ehe des Winters Macht hereinbrach, wohnte Adalrich mit seiner Familie, Knechten und Mägden, im stattlichen Holzhaus nahe der Quelle.

Lächelnd hörte ihm Olympia zu, als er seinen Leuten befahl, seinen Wohnsitz Olympiasberc zu nennen, der Gattin zu Ehren. Wie freute sie sich, auf den bekannten Fluren zu wandeln, den Kindern zu zeigen, wo des Großvaters Haus, Hof und Garten gestanden, wo sie als Kind gespielt und wo der Vater sie gefunden. Noch manches Jahr lebte sie in stillem Glück, sah sich umgeben von einem Kreis blühender Kinder und fröhlicher Enkel und als endlich der Tod sie abrief in die ewige Heimath, legten ihr die Kinder ihren Schmuck an und senkten sie in das Steingrab neben dem vorangegangenen Gatten und so lange die Bewohner von Olympiasberc zu Wodan und Thor, zu Freia beteten, legten sie ihre Todten in die Reihe neben Stammvater und Stammmutter. Mehr als tausend Jahre später fanden Alterthumsforscher die Reihengräber.

II.

Graf Chadaloh zu Augst.

Fünf Jahrhunderte sind abgerollt von dem nimmer rastenden Rad der Zeit, seit der Alemanne Adalrich mit seiner Gattin Olympia sich niederließ an den Quellen des Violenbaches. Aus dem einsamen Gehöfte ist ein Dörfchen geworden, der Name des Hofes Olympiasberc in Olinsperc verwandelt. Nur in der Sage kennt das Volk die Gründer der alemannischen Heimstätte, denn große Ereignisse haben das Andenken an dieselben verwischt. Roms Macht ist vernichtet, auf dem Throne der Cäsaren sitzt ein Statthalter dessen, der auf Erden nicht so viel besaß, um sein Haupt darauf legen zu können. Aber auch das Alemannenreich hat sein Ende gefunden. Nach langjährigem, blutigem Kampfe erlag es der Uebermacht der Franken. Nichts dauert ewig auf Erden. Auch Wodan und Thor, Frigga und Nanna mußten dem Christengotte weichen. Wodan stürmt seither als Führer des wilden Heeres in grauser Nacht durch Wälder und Felder zum Schrecken der Thoren und Kinder, aus Frigga entstand die Mutter des Herren und statt dem heidnischen Frühlingsfeste der Ostera feierte nun der Christ Tod und Auferstehung des Gottessohnes, aber nicht im dunklen Eichenwald, wo der Ahne dem Thor und Wodan Menschen zum Opfer darbrachte, sondern in Tempeln, die des Menschen Hand von Jahrhundert zu Jahrhundert schöner und großartiger schuf. Aus dem fernen Schottland waren Männer und Frauen gekommen, das Volk

dem Christenthum zuzuführen. Bald ergriff Viele der fromme Wahn, man könne Gott nicht besser dienen, als wenn man die menschliche Natur, die ersten Gesetze derselben, verleugne und sich einschließe hinter Mauern und in einsamer Zelle bete und singe. So entstanden im alten Helvetien und an dessen Nordgrenzen die nachmals mächtigen Stifte Dissentis, St. Gallen, Reichenau, Allerheiligen, Rheinau, Einsiedeln, Säckingen 2c. 2c. Fühlte ein Großer der Erde, ein Graf, Freiherr oder Ritter sein letztes Stündlein nahen, dachte er zurück an all die Gewaltthaten, die er an Schwachen verübt, erfaßte ihn die Furcht vor Fegefeuer und Hölle, welche seine heidnischen Ahnen nie gekannt, sondern die christlichen Priester zum Heil der Kirche ersonnen; so eilte er, irgend einem Stifte Land und Leute Grundzins und Zehnten zu schenken, damit dessen Bewohner beten für das Heil seiner armen, sündigen Seele. Ja schon gab es Solche, die all ihr Hab und Gut der gebenedeiten Jungfrau schenkten, um es an ihrem Altar wieder zu Lehen zu empfangen. Doch war das Alles noch im Werden begriffen, als Karl der Große dem Lande eine Verfassung gab, es eintheilte in Gaue, wo ein Graf in seinem Namen herrsche und Recht sprach im offenen Landgericht.

Ein solcher Graf, Namens Chadaloh, wohnte zu Kaiseraugst, das sich wieder einigermaßen aus den Ruinen des römischen Augusta Rauracorum erhoben hatte, freilich nur ein bloßer Schatten vom früheren Glanze. Wir finden diesen Chadaloh, oder besser gesagt, die Grafschaft Chadalohs zu Augst im Aragowe, erwähnt in zwei Urkunden König Arnulfs, datirt vom 6. Tag Januar 891 und 26. Augr. 894, als der König zu Regensburg Hof hielt.*

Die gräfliche Wohnung war jedoch kein Palast, wie ihn der römische Präfekt bewohnt haben mochte. Sie bestand aus einem gewaltigen Thurm, dessen klafterdicke Mauern aus rohen Kieseln erstellt

* Beide Urkunden liegen abschriftlich vor uns. Wir können jedoch die Ansicht des Herrn M. Birmann (Kloster Olsberg, im Basler Jahrbuch 1885) nicht theilen. Er glaubt, der Senior in der zweiten Urkunde stehe im Sinne von Seigneur, Herr, und es habe keinen zweiten Chadaloh gegeben. So viel wir schon Urkunden lasen und es sind deren nicht wenige, steht Senior immer im Gegensatz zu Junior und Herr heißt einfach Dominus. Das französische Seigneur ist zudem viel späteren Ursprungs. Wir nehmen also auch hier unbedenklich einen ältern und jüngern Grafen Chadaloh an, die gleichzeitig lebten, Vater und Sohn.



waren, daneben Gebäude, ebenso roh und unbequem als der Thurm, Stallungen und Scheunen von Holz, Alles mit mächtiger Mauer und Graben umgeben. Außer einem Sohne gleichen Namens hatte Chadaloh eine Tochter Amalsunda, ein Wesen, das Schönheit der Seele und des Körpers in sich vereinigte. Als sie zu Jungfrau herangewachsen war, wurde sie von den Söhnen der reichsten Herren des Landes umworben, ohne daß einer sagen konnte, von ihr liebreicher behandelt zu werden als der Andere und doch hatte ihr Herz schon gewählt.

Unter den gräflichen und freiherrlichen Jünglingen, die an Chadalohs Hof, in seinem Dienste, das Waffenhandwerk erlernten und nebenbei die Hand der schönen Grafentochter zu erwerben suchten, befand sich auch Albwyn, ein kräftiger, junger Mann von bald fünfundzwanzig Jahren. Sein treues, blaues Auge, sein gelbes Lockenhaar bekundeten seine rein alemannische Abstammung. Und wirklich war er einem Stamme entsprossen, in dessen Adern noch das reine Blut der einstigen Ueberwinder römischer Macht rollte. Als Familiensage bewahrten die Glieder seines Hauses die Abkunft von einem alemannischen Häuptling und einer Römerin, die dem Alemannen freiwillig ihre Hand gereicht, in seine Heimath gefolgt und neuerdings nach Helvetien gekommen war, um in der Nähe von Augusta Rauracorum in einem Thale am Violenbach, oder wie er damals hieß, der Fieleten, eine Niederlassung zu gründen. Schon vor Jahrhunderten hatten die Ahnen Albwyns das stille Thal verlassen und lebten als freie Männer im Frickthale. Von allen seinen Vorfahren glänzte Irminger, Albwyns Vater, als ein großer Kriegsheld, reich an Gütern und leibeigenen Leuten. Daß er kein königliches Amt bekleidete, nie Graf und Richter war, lag in seinem allbekannten Haß der Franken, denen er die Unterdrückung seiner Nation nicht vergessen und nicht verzeihen konnte, obschon seitdem zweihundert Jahre verflossen. Gleich dem zürnenden Löwen, wohnte er in seinem starken Thurm am Homberg, aus dem erst viel später die Burg der Grafen von Homburg ward.

Chadaloh, welcher Irmingers Muth und Macht gleich hoch schätzte, hatte es schon mehr als einmal versucht, den eigensinnigen Alemannen in des Kaisers Dienste zu ziehen, ihm große Lehen anerboten, Irminger hatte für Alles nur das stolze Wort:

„Meine Väter waren freie Alemannen, als solcher will auch ich sterben.“

Mit Mühe gelang es dem Grafen, daß Irminger es seinem zweiten Sohn Albwyn erlaubte, sich an des Grafen Hof zum Ritter auszubilden.

Anfangs sahen die jungen Edlen fast mit Verachtung auf den Sohn des Freien nieder, der ihnen nicht ebenbürtig war. Sie wagten es, den jungen Bauer, wie sie Albwyn nannten, zu necken, ihm allerlei Schabernack zu spielen. Eine Zeitlang ertrug er es, wie der Elephant die Stiche der Mücke, endlich wallte sein Blut auf und als im Waffenspiel ein junger Graf hinterlistig vorging, ließ Albwyn Schwert und Schild fallen und streckte den Gegner mit einem Faustschlag so zu Boden, daß er wochenlang das Bett hüten mußte. Der Graf, vor den die Andern die Sache brachten, untersuchte genau, gab Albwyn Recht und warnte die jungen Herren, mit dem Riesen Spott treiben zu wollen. Jetzt hatte der junge Alemanne Ruhe, allein sie mieden ihn, er stand einsam, ohne Freund in der Burg, wäre heimgekehrt, wenn nicht ein mächtiger Magnet ihn festgehalten hätte.

Kaum war er etliche Wochen am Hofe, so empfand sein reines Herz eine heftige Liebe zu der reizenden Grafentochter. Wenn sie an ihm vorüberschritt in der kleidsamen Tracht des zehnten Jahrhunderts, dem langen faltigen Rock, oben fest anliegend, vom reichgestickten Gürtel gehalten, das Haar frei, in reicher Fülle über den Rücken hinabwallend, durch das silberne, diademartige Stirnband gehindert, das holde Antlitz zu verhüllen; sah er ihr nach, bis sie seinen Augen entschwunden. Wenn sie aber, im reichgestickten Mantel, mit seinen herabhängenden Aermeln zur Kirche ging, ihn freundlich bat, sie zu begleiten, dann schwamm er in einem Meer von Wonne. Er hörte weder das Wort des Priesters, noch den Gesang der Gläubigen, für ihn existirte die Außenwelt nicht, er sah nur das Wesen, das seine ganze Seele erfüllte.

Aber auch Amalsunde fühlte sich unwiderstehlich zu dem Manne hingezogen, aus dessen Auge nicht bloß hoher Muth und Edelsinn, sondern auch fast kindliche Offenheit und Gutmüthigkeit leuchtete. Ueber ein Jahr lebten sie so nebeneinander, liebten sich, ohne es gegenseitig ausdrücken zu können. Ihn hinderte Befangenheit der Jungfrau gegenüber und sie fühlte sich durch weibliche Scheu zurückgehalten, ihr Herz dem Geliebten zu öffnen.



Der Wunsch des Grafen, seine Tochter gut verheirathet zu sehen, brachte sie einander plötzlich näher. Der Sohn eines reichen Grafen aus dem Sundgau warb so offen um Amalsunda's Gunst, daß jeder Andere fühlte, er werde von dem Vater begünstigt. Das Auge des Verliebten sieht scharf. Albwyn beobachtete die Zudringlichkeit des jungen Grafen schnell, bemerkte aber auch, daß die Jungfrau dem Werber kalt gegenüber stand. Dieß gab ihm Muth, ihr seine Liebe zu gestehen. Der Zufall begünstigte ihn, vielleicht führte Amalsunde denselben herbei.

III.

Irminger.

Der Graf hatte eine Jagd veranstaltet, an der, nach der Sitte jener Zeit, auch Damen Theil nahmen. Wie immer, war Albwyn der treue Gefährte Amalsunda's. Auf schnellem Roß, den Falken auf der kleinen, behandschuhten Hand, sprengte sie, ohne auf die Andern zu achten, auf so schmalem Waldweg fort, daß es dem Sundgauer Graf unmöglich war, neben ihr zu reiten, er blieb zurück und sobald sie dieß sah, trieb sie ihr Pferd zu noch größerer Eile an, Albwyn raste an dem verhaßten Werber vorbei, warf ihn beinahe vom Pferde, so hart streiften sich Beide. Weiter und weiter ging der tolle Ritt, der Klang der Hifthörner verhallte, man hörte das Gekläff der Meute nicht mehr, aber immer noch jagte die Jungfrau weiter, ohne wie es schien, sich um Jagd und Jäger zu bekümmern. Plötzlich hatte der Wald ein Ende, durch grüne Matte rauschte ein Bächlein, weit, weit oben erschienen einige Obstbäume, das sichere Zeichen der Nähe menschlicher Wohnung, im Thälchen selbst herrschte tiefe Stille, ein leises Lüftchen nur bewegte die falben Blätter der Buchen, trieb hie und da Eines nieder zur Erde, aus der es hervorgegangen. Sah Albwyn die Schönheit des herbstlichen Waldes, das blasse Grün der Buchen und Eichen, vermischt mit dem Dunkel der Tannen und Föhren? Wir glauben es nicht. Sein Auge haftete an der Geliebten, die ihr Pferd angehalten, den Schweiß von der Stirne des gerötheten Antlitzes trocknete und sich gerne von dem treuen Begleiter aus dem Sattel heben ließ.

Jetzt oder nie, sagte Albwyn sich selbst, als er um sich blickte, weit und breit kein anderes lebendes Wesen gewahrte.

„Wo sind wir wohl, Albwyn?“ fragte sie, bloß um etwas zu sagen.

„Das weiß ich selbst nicht recht, doch werden wir den Weg nach Hause leicht finden; nur, Herrin, gestatte mir vorher eine Frage.“

„Nenne mich nicht Herrin, das bin ich Dir gegenüber nicht. Du bist ein freier Mann. Nenne mich einfach Amalsunde.“

„Nun denn, Amalsunde,“ sprach er, hocherfreut über ihre Worte, „ist es wahr, daß Du den jungen Graf aus dem Sundgau heirathen sollst?“

„Mein Vater will es.“

„Aber Du, Amalsunde, Du! Daß Dein Vater eine solche Heirath wünscht, begreife ich.“

„Und wenn ich einverstanden bin, Albwyn?“

Ein wilder Schmerz durchzuckte seine Seele, sein Auge glühte, die nervige Faust ballte sich. Aus der keuchenden Brust entrangen sich endlich die Worte:

„Das darf nicht sein, Amalsunde.“

„Und warum nicht, Albwyn?“ fragte sie mit freudigem Beben.

Er ließ sich auf ein Knie nieder, faßte ihre Hand und rief:

„Weil ich Dich liebe, ohne Dich nicht leben kann!“

Ohne ihm die Hand zu entziehen, sagte sie mit schelmischem Lächeln:

„Wenn man mich aber zwingt, ihn zu ehelichen, was thust Du dann, Albwyn?“

Er sprang auf, riß das gewaltige Schwert heraus, und rief mit wild rollenden Augen:

„Dann, Amalsunde, stirbt der Wicht von meiner Hand!“

„Und ich, wilder, böser Mensch?“

„Und Dich nehme ich auf meinen Arm, hebe Dich auf mein Roß und entführe Dich in meine Heimath, wehe dem, der mir in den Weg tritt, seine Tage sind gezählt.“

„Ist das Liebe, Albwyn?“

„Ja, denn so verstehe ich es. Du bist mein Alles, mein eigenes Leben, für Dich zu sterben eine Lust.“

„Wilder, böser Mann, man sollte Dich nicht lieb haben, denn Du bist schrecklich in Deinem Zorn.“

„Du liebst mich aber doch, Amalsunda?“



„Mehr als Du glaubst, unbändiger Alemanne.“

Mit einem Freudenschrei hob er sie auf den Arm, drückte, küßte sie, sah sie an, um sie von Neuem zu küssen, an sich zu drücken.

Sie freute sich unendlich ob diesen Ergüssen einer ungekünstelten Natur, ob diesen Aeußerungen der Gefühle eines Mannes, dessen Riesenkraft sie kannte, dessen kindliches Gemüth sich aber so deutlich offenbarte. Erst nach einer Weile sagte sie schmeichelnd:

„Komm, Du Wilder, laß uns dort am Rande des Waldes absitzen, rathschlagen, denn wenn ich Dich auch seit Langem liebe, vereint sind wir noch nicht.“

„Wer hindert uns, sofort von hier nach meiner Heimath zu gehen? Einmal meine Gattin, möchte ich den sehen, der Dich mir entreißt.“

„Das glaube ich gerne, Albwyn,“ lachte sie, „allein so geht es nicht. Ich will nicht die Ursache einer blutigen Fehde werden. Erst versuchen wir, den Vater zur Einwilligung in unsere Ehe zu bewegen. Gibt er sein Jawort nicht, dann ist es immer noch Zeit, an andere Wege zu denken. Dein bin ich, Albwyn und werde es bleiben bis an meinen Tod. Und Deinetwillen ritt ich voraus. Ich wußte, Du folgtest mir und hättest Du nicht den Muth gehabt, mir eine Liebe zu gestehen, die ich schon lange kannte, so hätte ich Dich dazu aufgefordert.“

Welche Wonne empfand der junge Mann bei diesen Worten. Sie mußte endlich den stürmischen Ausbrüchen seiner Liebe Einhalt thun, zog ihn neben sich in das grüne Moos und entwickelte ihm den Plan, den sie gefaßt. Er war mit Allem einverstanden.

„Und nun Albwyn, kehren wir nach Hause, komm, dort oben fragen wir nach dem Wege,“ schloß sie endlich, „dort oben müssen Häuser sein.“

„Unnöthig, Amalsunde, ich habe mich erkannt. Wir sind am Fieletenbach, dort oben ist Olinsberc, die Heimstätte meiner Ahnen, wie unsere Familiensage es meldet, doch soll es etwas anders gelautet haben, ich kann mich aber nicht genau erinnern wie, ich glaube fast Olympiasberc, aus dem im Laufe der Zeiten Olinsberc entstand. Folgen wir dem Bächlein, so sind wir nach einer halben Stunde zu Giebenach, das Du ja wohl kennst.“

„Gut, dann komm, wir wollen heim, nicht daß die Nacht uns überfällt und unsere Abwesenheit auffallen müßte.“

Er hob sie auf ihr Roß, ritt neben ihr, den wonnetrunkenen Blick stets auf ihr ruhend. Kurz vor Augst trafen sie mit der übrigen Jagdgesellschaft zusammen. Niemand ahnte, was zwischen Beiden vorgefallen, nur der junge Graf schöpfte Argwohn, Amalsunde möchte Albwyn ihm vorziehen. Gewißheit bekam er nicht, obschon er jeden Schritt der Beiden belauerte. Am Tage trafen beide einander nicht mehr als gewöhnlich, wechselten nur Reden, die Jeder hören durfte. Für diese Zurückhaltung fand Albwyn reichliche Entschädigung in den nächtlichen Besuchen, die er, nach altalemannischer Sitte, der Geliebten in ihrem Gemache abstattete.

Amalsunda's Absicht, ruhig mit dem Vater zu sprechen, ihm ihre Liebe zu Albwyn zu gestehen, ihm mitzutheilen, wie sie entschlossen sei, eher den Schleier zu nehmen, als einen Andern zu ehelichen, ward durch ein für ganz Süddeutschland und die Nordschweiz Verderben bringendes Ereigniß vereitelt.

IV.

Die Ungarn im Frickthal.

Um das Jahr 938 erhoben sich die Ungarn, von dem Volke Ungren genannt — sie selbst nannten sich Mordschaaren —, zu einem neuen Zuge nach Germanien. Von den Ufern der Theiß und Donau, aus den endlosen Steppen Ungarns, kamen sie daher, ein wildes Reitervolk, gleich gewandt in der Führung von Bogen und Pfeil, wie mit dem Speere. Wie ein Heuschreckenschwarm aus der Wüste kommend die fruchtbarsten Ebenen und Thäler durchzieht und allem Widerstand zum Trotz in wenig Tagen ganze Länderstriche kahl frißt, keinen Grashalm übrig läßt: so überschwemmten die Horden der Ungarn erst das heutige Oesterreich, Bayern, kamen nach Schwaben und an den Rhein, sengend und brennend, raubend und mordend. Weder Alter noch Geschlecht wurde geschont, die Männer erstochen, Weiber und Jungfrauen in elende Sklaverei weggeführt, das Stift St. Gallen wurde geplündert, die heilige Wiborad in ihrer Zelle umgebracht. Alles floh und suchte Schutz in den Burgen und wenigen Städten, deren Mauern und Thürme Schirm versprachen. So kam das wüthende Heer dem Rheine nach, bis wo auf einer Insel St. Fridolin ein Kloster für

adelige Frauen gründete. Der Reichthum des Stiftes Säckingen reizte die beutegierigen Schaaren. Ein Theil der Ungarn ging über den Rhein, in der Absicht, von der rechten Seite her, über den kleineren Arm des Flusses, das Kloster und Städtchen zu nehmen. Während dieß geschah, zogen vom Hauptheer Horden hinab gegen das noch kleine Rheinfelden, im Willen, den Grafensitz Augst zu nehmen, ringsum das flache Land zu plündern.

Mit Bangen sah Graf Chadaloh das Nahen der Feinde. Als sie noch weiter oben standen, eilte er täglich bald zu diesem, bald zu jenem Herren, sie zur gemeinsamen Abwehr aufzufordern. Keiner folgte seinem Rufe. Jeder hielt es für das Beste, ruhig hinter den Mauern seiner Veste zu warten, bis das Land ausgefressen und Mangel an Lebensmitteln den Feind zwang, weiterzuziehen. Nicht so Chadaloh, ihn jammerte das arme Volk, aber was sollte er an der Spitze von einigen Hundert Reisigen gegen ein Heer, das nach vielen Tausenden zählte? In düstre Gedanken versunken, stand er am Fenster seines Gemaches, sah hinauf gegen Säckingen, wo die Ungarn, nach eben erhaltener Nachricht, eingetroffen waren. Da trat Albwyn zu ihm und bat, er möchte ihn seines Dienstes entlassen.

„Wie,“ rief der Graf, „auch Du willst Deine Person in Sicherheit bringen?“ — und mit bitterem Spott fügte er bei: „der Alemanne freut sich wohl, wenn die Feinde uns vernichten. Geh' heim und sage Deinem Vater, Du seiest ein Held, der einen Schwachen mit einem Faustschlag niederstreckt, vor dem wirklichen Feind aber flieht, wie der Hase vor den Hunden.“

„Herr, Du urtheilst falsch,“ entgegnete der junge Mann gelassen. „Weil Deine Standesgenossen Dich im Stich lassen, glaubst Du, auch der einfach Freie gleiche jenen selbstsüchtigen Herren. Nicht um Dich in Noth stecken zu lassen, nicht um mich zu retten, will ich fort, sondern nur Deine und des Landes Rettung zu bewerkstelligen.“

„Und wie willst Du dieß in das Werk setzen, Albwyn?“ fragte jetzt freudig der Graf.

„Du weißt, Herr, mein Vater ist ein Held, jeder freie Bauer gehorcht ihm gerne und zweihundert eigene Vasallen folgen mit Freuden. Zu ihm will ich. Er muß helfen. Morgen früh bin ich wieder hier.“

„Reise mit Gott,“ rief der Graf, dem Irmingers Muth und Macht wohlbekannt war. „Grüße den Vater und sage ihm, ich werde es ihm nie vergessen, was er zu meiner Rettung thut.“

Diese Worte erfüllten das Herz des jungen Mannes mit froher Hoffnung. Auf abgelegenen Pfaden gelangte er wohlbehalten nach Hause, trug dem Vater sein Anliegen vor.

„Albwyn," sprach dieser düster, „zu was sollen wir diesen Abkömmlingen der Franken beistehen? Haben die Ungarn sie geschwächt, so mögen wir sie leicht vollends überwinden, das Reich der Alemannen wieder herstellen."

„Und die armen Leibeigenen, die Weiber und Jungfrauen der Landleute, die ja meist unseres Stammes sind, willst Du diesen Wilden preisgeben? Können sie nicht auch hierher kommen, sengen und brennen? Vater, Du mußt helfen. Die Noth des Landes ist allgemein."

„Was kann ich thun," lächelte Irminger, „mit höchstens tausend Mann gegen einen Feind, der mehr Troßbuben hat, als wir Reisige?"

„Vater, Du sagtest mir oft, unsere Ahnen zählten nie die Feinde, nur die Erschlagenen."

„Sagte ich dieß," lachte mit einem Anflug von Stolz der hünenhafte Mann. „Nun wenn ich es sagte, so muß es wahr sein und die Kraft unserer Ahnen haben wir auch noch: Geh' jetzt zu der Mutter, stärke Dich mit Speise und Trank, dann theile ich Dir meinen Plan mit. Will Chadaloh sich meinen Anordnungen fügen, so wollen wir den Spaß wagen."

Am folgenden Tage machte Albwyn den Grafen bekannt mit dem Kriegsplan des Vaters. Als er geendet, rief Chadaloh hocherfreut:

„Reite wieder zurück und berichte Deinem Vater, daß ich mich und die Meinen mit Freuden einem so erprobten Krieger unterstelle, wie er ist. Alles soll genau befolgt werden."

„Unnöthig, Herr. Ich habe zwei Männer mitgebracht, die dem Vater Euren Entschluß überbringen werden. Ich selbst soll, so befahl er, mich an die Spitze Eurer Reisigen stellen und dafür sorgen, daß Alles genau nach seinem Willen ausgeführt wird."

Ein kräftiger Händedruck war des Grafen Dank. — Sogleich ging man an das Werk. Während Chadalohs Reisige sich sammelten und rüsteten, schichteten Leibeigene unter Albwyns Leitung auf den Hügeln bei Mumpf, Stein, Sisseln, große Holzstöße auf, bereiteten Fackeln von Pech.

Schon vierundzwanzig Stunden später langten Irminger's letzte Befehle an. Alsobald zog Chadaloh mit dem Fußvolk auf Waldwegen



auf die Höhen, wo die Scheiterhaufen standen. Albwyn an der Spitze der Reisigen folgte der alten Römerstraße, die einst Augusta Rauracorum mit Vindonissa verband. Es war ein trüber Novembertag. Regenwolken flohen vor dem Winde dahin, der von den schneebedeckten Spitzen des Jura herabstürmte und heulend durch die entlaubten Bäume brauste. Dann und wann kam ein feiner Regen mit Schneeflocken vermischt, ungünstig für den Schützen, dem sie die Sehne des Bogens erweichten. Dumpf brauste der Rheinstrom am Höllhaken bei Rheinfelden, hoch angeschwollen durch die hundert Bäche und Flüsse, die von der Thur an bis nach Rheinfelden hinab ihre Gewässer den seinigen zuführten.

Bei Möhlin stießen die Reisigen auf eine Horde plündernder Ungarn, rannten sie nieder. Wenige entkamen, brachten die Nachricht vom Nahen des Feindes. Nun wilder Lärm, Alle den wenigen Reisigen entgegen, deren geringe Zahl dem Feinde verborgen blieb, denn schon breitete die Nacht ihre Schatten über die Felder, die alsbald vom Blute der Erschlagenen gedüngt werden sollten. Albwyn hielt Stand, seine Leute kämpften wie Löwen, an ihren großen eisenbeschlagenen Schildern, an den Panzerhemden, an dem eisernen Gugelhut, dessen Spitze die Nase, den Mund schützte, prallten Pfeile und Wurfspeere machtlos ab, während die langen Lanzen den ungeharnischten Ungarn durchstochen vom Pferde warfen. Dennoch hätte er der stets wachsenden Zahl der Feinde erliegen müssen, denn das ganze am linken Rheinufer befindliche Magyarenheer warf sich auf seine kleine Schaar.

Das war es, was Irminger gewollt, kaum hatten die Ungarn ihr Lager entblößt, kehrten ihm, der vom Frickthal herabgekommen, den Rücken, so gab sein gewaltiges Horn das Zeichen zum Angriff. Mit dem weithin schallenden Kriegsruf jener Zeit, „Kyrie Eleison“ stürzten tausend wohlbewaffnete Männer auf die erschrockenen Ungarn, die von dieser Seite an keinen Feind dachten. Gleichzeitig flammten die Feuer auf auf den Höhen und grausig erscholl das Schlachtgeschrei in all den benachbarten Wäldern. Grauen ergriff die wilden Steppensöhne, sie wähnten wohl, die Geister all der unschuldig Ermordeten kämpfen gegen sie. Die Reihen lösten sich auf, aber wohin sie sich auch wandten, vorn, hinten, auf der Seite, überall begegneten sie dem feindlichen Schwerte, das schonungslos Alles niederhieb. Hun-

derte versuchten es, den Strom zu durchschwimmen, umsonst, die reißenden Fluthen verschlangen Roß und Mann. Nur einige Wenige erreichten das jenseitige Ufer, verbreiteten Entsetzen im Lager.

Dort hatte man längst das Schlachtgeschrei vernommen, die Feuer auf den Höhen beobachtet, allein hinüber zu kommen in dunkler Nacht, war dem künsten Schiffer unmöglich. Eingeborne Fährleute waren nirgends zu finden. Heulend und brüllend mußten die Magyaren der Schlacht zuhören. Jetzt langten Flüchtlinge an, verwirrt von dem unerhörten Kampfe, sprachen sie von dem Feinde als von vielen tausend Riesen, deren Zahl mit jedem Gefallenen sich vermehrte. Ein panischer Schrecken ergriff Alle. In großer Hast wurde das Lager abgebrochen, der Marsch nach dem Niederrhein angetreten mit einer Eile, die eher einer Flucht glich. Als der Tag anbrach, war weit und breit kein lebender Ungar mehr zu sehen.*

Nach alter Sitte brachten die Sieger die Nacht auf dem Schlachfelde zu, das mit Tausenden Erschlagener bedeckt war; sie selbst hatten Wenige verloren. Am Tage kamen Leibeigene, warfen die Todten in große Gruben, nachdem sie dieselben Alles dessen beraubt, das ihnen werthvoll schien. Groß war die Beute im Lager, in welche sich die Sieger jubelnd theilten.

Graf Chadaloh suchte den Feldherrn, dessen Kriegskunst ihn und das Land gerettet. Er fand ihn nicht. Irmingers Vasallen sagten ihm, der Herr habe noch vor Tagesanbruch den schwerverwundeten Sohn heimgeleitet. Diese Verschmähung seines Dankes wurmte den Herrn, doch ließ es ihm sein Stolz nicht zu, denselben in seinem Hause aufzusuchen, grollend kehrte er nach Hause.

V.

Albwyn und Amalsunda.

Albwyn war wirklich schwer verwundet, doch siegte die kräftige, unverdorbene Natur bald über den Tod, der seine Knochenhände nach dem jungen Leben ausstreckte. Das beste aller Heilmittel brachte Amalsunde. Wie staunte der alte Irminger, als zehn Tage nach der Schlacht ein edles Fräulein, geleitet von vier Reisigen, vor seiner

* Die ganze Beschreibung der Schlacht fast wörtlich nach der St. Galler Chronik von Ekkehard. Er nennt den Sieger Irmingerus, den Graf Chadaloh um seine Hilfe gebeten.



Thüre hielt, sich ihm als Tochter Graf Chadalohs zu erkennen gab, nach Albwyn fragte und den Wunsch ausdrückte, an sein Lager geführt zu werden.

Kopfschüttelnd führte er sie hinauf in das obere Stockwerk seines Steinhauses und öffnete ihr die Thür zu einem hellen Gemach, wo auf reinlichem Lager der Verwundete gebettet war. Mit einem Jubelruf begrüßte Albwyn die Geliebte, welche, unbekümmert um ihre Umgebung, ihn umarmte und küßte. Jene Zeit kannte unsere Etikette nicht, der Mensch scheute sich nicht, seine Gefühle vor Andern zu äußern.

„Mein Geliebter! — Meine Amalsunda!“ — waren die ersten Worte, die Beide wechselten. Dann setzte sich die letztere neben das Bett, faßte die Hand des Verwundeten, sah ihn zärtlich an und erzählte, wie sie erst vorgestern vernommen, daß er so schwer verwundet sei. „Sobald ich dieß wußte,“ fuhr sie fort, „stand mein Entschluß fest, ich mußte Dich sehen. Da der Vater alsbald nach der Schlacht zu dem Könige reiste, ihm den Sieg zu berichten, überlegte ich, unter welchem Vorwand ich die Burg verlassen könne, wählte vier treue Knechte und ritt hieher, unter der Angabe, am Grabe des heiligen Fridolin dem Himmel für unsere Rettung zu danken.“

„Ach Amalsunde, könntest Du doch bei mir bleiben. In wenig Tagen wäre ich gesund.“

Sie küßte ihn zärtlich und entgegnete:

„Ob wir bald vereint sein können, hängt jetzt von Dir oder vielmehr von Deinem Vater ab. Wirbt er in Deinem Namen um meine Hand, so glaube ich kaum, daß mein Vater sie dem Sohne seines Retters abschlagen werde.“

„Und wenn er es doch thäte, Geliebte?“

Hocherröthend bog sie sich zu ihm herab und flüsterte ihm etwas in das Ohr. Albwyns Augen funkelten vor Freude.

„Wann kommt Dein Vater heim?“

„Das weiß ich nicht, vor drei Monden kaum; da er, nach der Verjagung der Ungarn, dem Kaiser gegen den Pfalzgraf Eberhardt und den Herzog von Lothringen beistehen will.“

„Wirst Du mich inzwischen auch besuchen?“

„Gewiß, so oft als möglich, bist Du aber geheilt, so kommst Du zu mir, wirst wieder mein treuer Ritter. Der Vater hat Dich ja des Dienstes gar nicht entlassen.“

Wer war froher als Albwyn? — Das Fräulein blieb bis gegen Abend, theilte das Mahl der Hausbewohner und eroberte im Flug das Herz der Mutter ihres Geliebten; auch Irminger behandelte sie mit herzlicher Freundlichkeit; als sie aber, mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, fortgeritten war, trat er an das Lager des Sohnes und sprach mit freundlichem Ernst:

„Albwyn, warum sagtest Du mir nie etwas von Deiner Liebe zu der Grafentochter? Ich hätte Dir dann sofort die Thorheit vorgestellt, je an eine solche Heirath zu denken."

„Warum Thorheit, Vater? Ist Amalsunde nicht eine Jungfrau gleich reich an Tugend und Schönheit?"

„Gegen das Fräulein habe ich nichts einzuwenden und begreife ganz gut, wie Du ihr Dein Herz weihtest; aber glaubst Du auch, der stolze Graf werde es je zugeben, daß seine Tochter die Gattin eines freien Bauers werde? Mehr ist Dein Vater nicht."

„Amalsunde denkt das Gegentheil, Vater. Sie meint, wenn Du bei ihrem Vater um sie werbest, werde er dem Sohne seines Retters ihre Hand nicht abschlagen."

„O liebe Jugend, wie wenig kennst Du die Menschen. Ich will es thun, weil ich Dich innig liebe und um Dir zu zeigen, wie kurz das Gedächtniß der Großen ist, wenn es sich darum handelt, empfangene Wohlthaten zu vergelten. Allein ehe ich, gegen meinen Willen, ja ungern genug, den Brautwerber spiele, mußt Du mir offen sagen, was willst Du thun, wenn der Graf „nein" spricht."

„Vater, Du erzähltest uns oft, dem Bruder und mir, wie es bei den Alemannen Sitte war, daß der junge Mann oft zum Schein, oft in bitterem Ernst, die Geliebte raubte, allerdings mit ihrem Willen."

„Und dieses Beispiel willst Du nachahmen?"

„Ja, Vater, denn ich bin ein Alemanne."

„Und wohin willst Du mit ihr fliehen? Doch nicht hieher, denn um Euretwillen soll keine Fehde das Land verderben, eher würde ich Amalsunde selbst dem Vater zurückbringen."

„Gut, dann fliehen wir anderswo hin. Gottes Welt ist groß und irgend ein Plätzchen wird sich für uns finden. Mein Arm ist stark, der Arbeit gewöhnt, ich werde Weib und Kind zu erhalten vermögen."



Der Alte drückte dem Sohne die Hand und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen.

Er hatte vollkommen Recht. Zwar besuchte Amalsunde den Geliebten noch mehrmals und Irminger mußte selbst gestehen, sie war das Wesen, welches jeder Vater dem Sohne zur Gattin wünscht, wenn nicht auf Geld allein Rücksicht genommen wird. Auch hatte Albwyn, kaum nothdürftig hergestellt, seinen Dienst in der Grafenburg wieder angetreten, was er begreiflich nur um seiner Liebe willen that; aber als Chadaloh endlich mit dem Beginn des Frühjahrs heimkehrte und Irminger dem Drängen des Sohnes nachgebend bei ihm um Amalsunda warb, da hatte der Graf wohl den Mund voll süßer Worte, aber er entschuldigte sich mit dem Versprechen, das er dem Vater des jungen Grafen von Pfirdt gegeben.

Irminger empfing den Bescheid als Antwort, die er längst erwartet, verabschiedete sich kalt und gelassen, nachdem er den Grafen gebeten, den Sohn mit ihm ziehen zu lassen, da es unter solchen Umständen nicht passend wäre, wenn Albwyn länger in der Burg bliebe. Chadaloh bewilligte es mit Freuden.

Kaum waren die Beiden fort, so ergoß sich der väterliche Zorn über die Tochter, die es gewagt, einen Bauernsohn zu lieben. Amalsunda hörte ruhig zu, gab keine Antwort, als er sie zürnend fragte, ob sie einwillige, sofort die Gattin des Mannes zu werden, den er ihr bestimmt. Wüthend ob ihrer Ruhe und ob ihrem kalten Schweigen, drohte er endlich mit Einsperren oder in das Kloster gehen.

Jetzt entgegnete sie gelassen:

„Vater, Beides ist unnöthig. Ich weiß, welche Rechte Du besitzest. Ich begehre blos drei Wochen Bedenkzeit. Heute dem Geliebten entsagen, morgen einen Anderen heirathen, das kann ich nicht. Nach drei Wochen gebe ich Dir Bescheid, ob ich Gattin des Pfirdters werden oder den Schleier im Stift zu Säckingen nehmen will. An dem Letzteren kannst Du mich nicht hindern.“

Erschreckt und wohlbewußt, daß sie in dieser Beziehung vollkommen Recht hatte, stellte er ihr mit freundlichen Worten das Unsinnige ihrer Liebe zu Albwyn vor, gab zu, es sei eine jugendliche Verirrung und bewilligte gerne den verlangten Aufschub.

Es kam aber den Liebenden wohl zu Statten, daß sie für den vorliegenden Fall gut vorbereitet waren. Albwyn hatte des Vaters

Ansicht je länger je mehr für die richtige erkannt und Alles aufgeboten, die Geliebte ebenfall davon zu überzeugen. Sie wollte nicht glauben, daß der Vater im Stande sei, ihre Hand dem Sohne dessen zu verweigern, dem er wohl Leben und Herrschaft verdankte, allein sie verabredeten doch Alles zur Flucht, wenn dieser Fall eintreten sollte. Daher war des Grafen Wachsamkeit umsonst. Umsonst der Befehl an die Knechte, ja keinen Fremden in die Burg einzulassen, ohne es ihm mitzutheilen; das strenge Gebot an die Gürtelmagd der jungen Herrin, dieselbe auf Schritt und Tritt zu begleiten, welches Alles getreulich befolgt wurde. Amalsunde schien nichts zu achten. Unbefangen verrichtete sie all die Geschäfte, welche ihr, als der Tochter des Hauses, oblagen, besonders seit die Mutter gestorben. Sie schien sich gar nicht zu verwundern, daß, wenn sie zur Frühmesse ging, ihr außer der Magd zwei bewaffnete Knechte folgten. Acht Tage vergingen, es geschah nichts, es ließ sich nichts Verdächtiges sehen und der Graf fing an, zu glauben, Amalsundas Liebe zu Albwyn sei wirklich bloße Liebelei gewesen, deren Thorheit sie jetzt einsehe. Weitere acht Tage schwanden. Der Graf wurde fröhlich gestimmt, die Tochter fügte sich sicher seinem Willen, da stürzte am fünfzehnten Morgen die Gürtelmagd in sein Zimmer und schrie:

„Herr, man hat das Fräulein geraubt, unsere Begleiter erschlagen." — Das Letztere war nun allerdings nicht richtig, denn die beiden Knechte kamen bald nach, freilich halb betäubt von dem Faustschlag, der sie zu Boden gestreckt. Wüthend riß der Graf sein Schwert von der Wand, schrie in den Hof hinab, Pferde zu satteln und sprengte bald darauf den Flüchtlingen nach, auf dem Wege, den ihm die Magd bezeichnet. — — —

Nachdem Albwyn mit seinem Vater heimgekommen, hatten Beide unter Zuzug Wallrams, des älteren Bruders, eine lange Unterredung. Die Folge war, daß sie nach Baden ritten, allwo ein gelehrter Priester eine Urkunde aufsetzte, kraft welcher Albwyn dem Bruder all seine Rechte und Ansprüche sowohl an das väterliche als mütterliche Erbe verkaufte und zugleich bezeugt wurde, daß Albwyn den Kaufpreis baar erhalten. Dieß und die Beschaffung des Geldes erforderte Zeit. Inzwischen erhielt Amalsunda täglich Nachricht von dem Stand der Dinge. Regelmäßig besuchte sie die Frühmesse und ebenso regelmäßig saß an der Kirchenthüre ein Bettler. Sie sah den scheinbaren Krüppel

an und dieser schüttelte das Haupt, was wohl sagen sollte, „noch nicht,“ aber am vierzehnten Morgen nickte er.

Amalsunda hatte Mühe, an diesem Tage ihre gewohnte Unbefangenheit zu bewahren. Ihr Herz wollte springen vor Freuden. Sie fand keinen Schlaf, suchte ihn auch nicht. Bei dem trüben Lichte des Oellämpchens nähte sie ihren besten Schmuck in die Aermel des Mantels, den sie gewöhnlich überwarf, wenn sie früh Morgens zur Kirche ging. Als die Gürtelmagd kam, ihr bei dem Ankleiden zu helfen, gebrauchte es alle ihre Kraft, derselben die Aufregung zu verbergen, welche sich ihrer bemächtigt hatte. Sie sandte die Magd voraus, den Knechten zu sagen, sie sei bereit, zur Kirche zu gehen und benutzte dieß, um den Mantel überzuwerfen, dessen jetzige Schwere der Magd hätte auffallen müssen. Je näher sie der Kirche kam, desto höher pochte ihr Herz. Zweimal mußte sie stillstehen, so zitterten die Kniee. Jetzt waren sie hart an der Thüre, auch der Bettler war da, allein ehe sie eintraten, sprang der Krüppel auf und warf der Magd seinen alten Mantel über den Kopf, so daß sie weder sehen noch schreien konnte. Die Knechte stehen verdutzt, wissen nicht, ist es Scherz oder Ernst, hören die Schritte des Mannes nicht, der hinter sie tritt und mit jedem Faustschlag Einen ohnmächtig niederstreckt. Als es der Magd gelang, sich von dem unliebsamen Schleier zu befreien, sieht sie die Knechte am Boden, der Bettler ist verschwunden und in der Ferne sprengt ein Reiter mit dem Fräulein fort, dessen Gewand sie im Winde flattern sieht. Sie schreit um Hilfe, Priester und Betende kommen herbei. Der Eine nimmt sich der ohnmächtigen Knechte an, die Andern eilen dem Räuber nach und die Magd rennt entsetzt in das Schloß.

Sobald der Bettler aufsprang, wandte sich Amalsunda um, sah, wie Albwyn die Knechte niederschlug und eilte mit ihm zu der Stelle, wo das schwere Streitroß angebunden stand. Kein Wort wurde gewechselt, er hob sie auf das Pferd, schwang sich hinter sie in den Sattel, hielt sie fest und stürmte davon, dem Gebirge zu. Ihm folgte der Bettler auf leichterem Pferde.

Eine Stunde mochte der wilde Ritt gedauert haben, als das schwere Schlachtroß, schaumbedeckt, zu ermatten begann, es war nicht gebaut, solche Gangart lange auszuhalten, war zudem in der Nacht schon von Homberg bis Augst gelaufen. Gern oder ungern mußte

es Albwyn im Schritt gehen lassen, ja seine Last erleichtern, weshalb Walfried, so hieß der Knecht, der den Bettler gespielt, abstieg und der Herr die Geliebte auf dessen Pferd setzte. Nun ging es weiter, Albwyn zu Fuß neben Amalsunda. Sie glaubten sich sicher und nahten sich in munterem Gespräch dem großen Walde, der theilweise heute noch die Höhen zwischen Giebenach und Füllinsdorf bedeckt. Plötzlich rief der Knecht:

„Herr, ich glaube, wir werden verfolgt, ich höre den Hufschlag galoppirender Pferde.“

Amalsunda stieß einen Schreckensruf aus, Albwyn war schnell entschlossen.

„Walfried,“ rief er, „schwinge Dich auf. Ohne Last wird mein Hengst schon rennen, eile und täusche die Verfolger eine Zeitlang, gelingt es Dir, zu entrinnen, so harre meiner in der Nähe der Klause, die man nennt Waldenburg. Du weißt, wo ich meine.“

Der Knecht, listiger als muthig, nickte ein Ja und sauste davon, während Albwyn seine Geliebte an der Hand faßte und rasch in den Wald hineinzog. Kaum schützte sie der dichte Forst, so brauste Graf Chadaloh, gefolgt von zehn Knechten, heran und setzte in wüthendem Lauf dem Knechte nach. Amalsunda zitterte wie ein Espenlaub. Albwyn aber lachte:

„Komm, liebe Braut,“ rief er fröhlich, „jetzt sind wir erst recht sicher, denn während uns Dein Vater nach Süden hin verfolgt, pilgern wir nach Osten und ist er müde heimgekehrt, so wenden auch wir uns dem Gebirge zu.“

Seine Munterkeit wirkte ermuthigend. Sie legte den Arm in den seinen und folgte ihm mit leichtem Schritte auf einsamem Waldpfad. Doch Stunde um Stunde verrann, sie kamen nicht aus dem Forste heraus, indem sich gar mancher Pfad kreuzte. Ja an besonderen Bäumen glaubte Albwyn zu bemerken, daß sie mehrmals im Kreise herumgegangen. Amalsunda begann zu ermatten, sie war zwar kräftig, nicht verwöhnt, wie die reichen Damen unserer Zeit, allein des Reitens mehr gewohnt als des Gehens, die leichten Tuchschuhe mit dünner Ledersohle waren nicht zum langen Marschiren tauglich. Auch hatten beide Wanderer nicht das Glück vieler Romanhelden, die es tagelang aushalten, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen.

Mittag war längst vorüber, Hunger und quälender Durst stellten sich ein. Langsam und immer langsamer schritt Amalsunda weiter, bis sie endlich Albwyn's Arm losließ und kraftlos am Fuße einer Eiche hinsank. Mit schmerzlichen Gefühlen betrachtete Albwyn das theure Wesen, das schon am ersten Tage des Beisammenlebens so dulden mußte.

„Albwyn,“ hauchte sie, „ich kann nicht mehr. Gehe Du allein, suche einen Ausweg und dann hole mich.“

„Nie,“ rief er, „nie. Dich hier im ungeheuren Forst allein lassen, das kann und darf ich nicht. Ruhe ein wenig, dann nehme ich Dich auf den Rücken und trage Dich. Eine so süße Last muß ja leicht sein.“

Sie lächelte trübe. Er setzte sich an ihre Seite, sprach ihr Muth ein. Endlich stand er wieder auf und bat sie, sich an seinen Hals zu hängen.

„Noch nicht, Geliebter, komme, halte mich fest, ich glaube es geht jetzt wieder.“ Er faßte sie fest um den Leib und halb getragen schritt sie weiter. Ihr Muth ward belohnt. Albwyn stieß einen Freudenschrei aus, der Wald schien lichter zu werden. Noch hundert Schritte und sie standen am Rande eines kleinen, stillen Wiesenthales, in dessen Tiefe ein Bächlein rauschte.

Lächelnd sah Albwyn seine Braut an, die erst staunend um sich blickte und dann ganz entzückt ausrief:

„Aber, Albwyn, ist das nicht die nämliche Gegend, wo Du mir Deine Liebe erklärtest? Standen wir nicht dort drüben bei jener großen Eiche?“

„Doch, doch, liebes Kind, und dort oben muß Olinsberc liegen. Gereut es Dich nicht, daß Du mir dort drüben Dein Herzchen schenktest, mir, um dessentwillen Du heute schon so leiden mußt?“

„Stille, stille, Albwyn, Du weißt ja nur zu gut, daß mein Herz schon vorher Dein war. Aber höre, wollen wir nicht zum Andenken an jene Tage und an den heutigen auch, an dem ich ganz Dein Eigen ward, hier eine Kapelle stiften?“

„Von Herzen gern,“ lachte er, „nur müssen wir doch erst für uns ein Nestchen bauen und jetzt vor Allem Hunger und Durst stillen. Soll ich Dich tragen bis in die Nähe des Hofes?“

Sie lachte, eilte neugestärkt weiter, trank mit der hohlen Hand aus dem klaren Bächlein, aus dem auch Albwyn den brennenden Durst stillte. Bald war Olinsberc erreicht, wo sie Speise genug fanden. Hier war es, wo Amalsunda ihre zerrissenen Schuhe an Sandalen tauschte. Rüstig schritten sie weiter und als die Sonne hinter den Kämmen des Jura niedersank, stand der Thurm der Herren von Wintersingen vor ihnen.

„Wollen wir hier die Nacht zubringen?“ fragte Albwyn die Braut mit vielsagendem Blick.

„Wie Du willst,“ entgegnete erröthend Amalsunda, „wenn wir nur keinen Verrath zu fürchten haben.“

„Das glaube ich nicht, denn Herr Warinbert ist ein Freund meines Vaters.“

Sie wurden denn auch wohl aufgenommen und Warinbert fragte nicht einmal nach ihrer Herkunft. Gastfreiheit galt damals noch für Pflicht, nicht für Tugend.

Fröhlich und wohlgemuth setzten früh am Tage die jungen Gatten ihre Reise fort,* wanderten über Sissach nach Höllstein und kamen gegen Abend in die Nähe von Waldenburg. Gleich im Anfang des uralten Ortes, dessen zwei starke Burgen den Engpaß beherrschten, stand vor einer Herberge der treue Walfried. Er hatte, wie er nachher erzählte, Füllinsdorf passirt, ehe ihn der Graf zu Gesicht bekam. Im Walde, der damals die Ebene zwischen diesem Dorfe und Liestal bedeckte, hatte er eine scharfe Biegung des Weges benutzt, hatte die Rosse in das Gebüsch gelenkt, sodaß die Nacheilenden seiner nicht achteten. Kaum waren sie vorbei, so ritt er zurück nach Füllinsdorf,

* Wir schreiben ausdrücklich „Gatten“. Im zehnten Jahrhundert kannte man noch keine kirchliche Trauung. Die Ehe war ein rein bürgerlicher Akt, auf den die Kirche nicht den mindesten Einfluß ausübte. „Wenn die Decke über den Verlobten zusammenschlägt, ist die Ehe vollzogen,“ heißt es in den Gesetzen jener Zeit. Noch im dreizehnten Jahrhundert fand die kirchliche Trauung erst nach dem Beilager statt. Zur Eingehung der Ehe war aber die Einwilligung der Eltern oder Vormünder der Jungfrau erforderlich, wobei weitläufige Ceremonien stattfanden. Entführung kam häufig vor, wurde hart oder milde bestraft, je nachdem sie gegen oder mit Willen der Entführten stattfand. Hingegen bestrafte man damals schon nur die Fehlbaren, deren man habhaft werden konnte und bei Entführung fand dieß gewöhnlich erst dann statt, wenn die Folgen eine Strafe unstatthaft, die Versöhnung höchst wünschenswerth machten. Grimms Rechts-Alterthümer.



durch die Ergetz und verfolgte die Straße nach Rempen (Gempen) hin, kam über Sehen (Seewen) nach Reigolzwilau, wo er die Nacht über weilte und traf am Morgen in Waldenburg ein, wo auch die Gatten nächtigten. Jetzt waren sie in Sicherheit, mit welcher Nachricht sie den Knecht heimsandten.

Geleitet von kundigem Führer begann früh am Tage zu Fuß, die Pferde von zwei Männern am Zügel geführt, die Uebersteigung des Passes am oberen „Gehowenstein", wie der Berg damals hieß. Wo jetzt eine prachtvolle Landstraße in sanften Steigungen hinaufführt nach dem Kurort Langenbruck und eben so sanft über Holderbank hinab nach Balsthal, da bestand damals ein nichts minder als ungefährlicher Saumpfad. Erst im fünfzehnten Jahrhundert wurden mit unsäglicher Mühe und großen Kosten die Felsen derart gesprengt, daß Wagen die Straße passiren konnten, aber auch diese nicht bloß durch die Kraft der Pferde. An den gähesten Stellen hatte man mächtige Häspel befestigt, mittelst deren größere Lastwagen an Seilen heraufgewunden wurden. Die Gewässer höhlten aber bald diese Straße so aus, daß man sie an vielen Orten mittelst hart neben einandergelegten Holzstämmen fahrbar machen mußte. Einer solchen, sehr langen Holzbrücke verdankt der Ort Langenbruck seinen Namen. Im zehnten Jahrhundert bedeckte Wald die jetzt prächtigen Alpen, von Waldenburg bis Balsthal war keine Ortschaft zu treffen.

Rüstig stieg Amalsunde am Arm des Gatten den Felspfad hinauf. Mit Mühe folgten die Pferde. Gefahrvoller noch war der Abstieg. Doch als sie vor dem eigentlichen steilen Absturz, über den die Straße hinabführte, auf einer Lichtung anlangten, wo das Auge das lange, von fast senkrecht abfallenden Felswänden eingefaßte Thal überschaute, all die scharfen Zacken, schmalen Firsten überblickte, bis weit hinab zum Weißenstein, da rief Amalsunda entzückt:

„Hier Albwyn, hier in diesem Thale möchte ich wohnen."

„Dein Wunsch soll erfüllt werden, liebes Kind," entgegnete er freudig, „denn sieh, gerade in diesem Thale rieth mir mein Vater, soll ich mich niederlassen. Hier wollen wir in Frieden und Eintracht leben, einen neuen Stamm gründen."

Leicht fand Albwyn eine passende Stelle, um ein stattliches Haus zu bauen, war er ja mit Geld wohlversehen und lag noch mehr für ihn zu Baden bei dem Priester, der die Kaufurkunde geschrieben. Noch

war das Thal sehr spärlich bevölkert, Grund und Boden billig, ja wo Wald stand, fast herrenlos. Schon zu Ende des Sommers waren die Gatten nach damaligen Begriffen gut eingerichtet, besaßen eine stattliche Heerde. Der Vater sandte ihnen zwei leibeigene Knechte, ebensoviel Mägde und der Wald lieferte dem unermüdlichen Jäger Wild in Menge. Im Hause waltete Amalsunda als sorgsame Hausfrau. Sie hatte die Tracht der Vornehmen an die der Bäuerin vertauscht, ging im einfachen Wollrock, der die Arme frei ließ. Im Winter hüllte sie sich in einen weiten Mantel, der auch das Haupt schützend umgab. Ein Gürtel, an dem des Hauses Schlüssel hingen, hielt das gestaltlose Gewand zusammen. An die bloßen Füße band sie Sandalen.

Als der Föhn wieder heulend durch die engen Thäler stürmte, den Schnee von den Felswänden fegte, die Wiesen grünten, stand Amalsunde oft am Abend unter der Thüre des Hauses, den blühenden Säugling an der Brust und sah mit strahlenden Augen dem Gatten zu, der den Knechten half, das Vieh in die Ställe zu bringen. Rasch schwand der Sommer, ein zweiter Winter und noch ein zweiter Sommer dahin. Albwyn's Reichthum mehrte sich, aber auch der Wunsch, die vielen Freien nachzuahmen, die sich auf unzugänglichen Felsen und Bergen Thürme bauten, worin sie, vor jedem Ueberfall geschützt, in voller Sicherheit hausten. Der Raubzug der Ungarn hatte sie gelehrt, solche Schutzwehren zu erstellen. Eines Abends kehrte er heim, beladen mit reicher Jagdbeute. Die Gattin empfing ihn wie gewohnt unter der Hausthüre, einen holden Knaben an der Hand, ein kleines Mädchen auf dem Arm. Er warf das erlegte Wild auf den Boden, umarmte Weib und Kind und wies dann auf einen jener schroffen Felskegel hin, deren der Jura in Masse aufweist.

„Siehst Du dort, Amalsunde," rief er, „jenen Fels, der nach allen Seiten hin so steil abfällt, daß ich ihn bis heute unersteiglich hielt. Als ich aber dort an der schroffen Felswand drüben, die sich hinter dem Kegel aufthürmt, den langen, schmalen Grat bildet, ein Reh aufjagte, floh es vor den Hunden den Fels hinan, die Meute folgte, ich auch und siehe da, von der uns abgekehrten Seite kam ich so leicht auf den Gipfel, daß ich sah, mit wenig Mühe läßt sich ein Weg anbahnen, auf dem man hinauf reiten kann, oben aber ist der Berg fast eben. Was meinst Du, wollen wir nicht einen Thurm hinauf bauen, in dem wir sicher hausen können?"



„Gelüstet es Dich so sehr, dort oben als Freiherr zu hausen?“ fragte Amalsunda lächelnd.

„Das nicht, liebes Weib, ein freier Mann bin ich so wie so, aber so oft ich von Hause ferne bin, bangt es mir für Dich und die Kinder. Man hört allenthalben von Raub, Mord und Brand. Der Kaiser hat Arbeit genug im Lande drunten. Hier oben thut jeder, was er will.“

„Meinetwegen, thue was Du willst, mein Lieber. Ich gestehe, ich wohne auch lieber hinter festen Mauern als hier im ungeschützten Holzhause.“

Albwyn ließ es sich nicht zweimal sagen. Werkleute kamen. Der Weg wurde gebahnt und droben auf dem Gipfel des steil abfallenden Kegels erhob sich im Herbst ein starker Thurm, aus rohen Steinen erbaut, dreißig Fuß hoch ob der Erde war der Eingang zur Küche, die den ganzen Raum einnahm. Auf kunstloser Treppe stieg man in das Wohnzimmer, in dem auch die Eheleute schliefen, eine ähnliche Treppe führte in den hölzernen Oberbau, bestimmt, bei festlichen Anlässen die Gäste darin zu bewirthen. An den Thurm baute Albwyn Scheune, Stallung, Wohnung für Knechte und Mägde. Eine klafterdicke Mauer, die sich genau dem Rand der kleinen Ebene anschloß, auf der die Burg stand, sicherte das Ganze umsomehr, als kein Mensch im Stande war, den Fels zu erklettern. Nach den vielen Falken, die in den Rissen und Höhlen des Kegels nisteten, nannte Albwyn seine Burg „Falkenstein“.

VI.

Die Gründung des Klosters.

Amalsunde freute sich inniglich, in der sichern und nach ihren Begriffen sehr stattlichen Burg zu wohnen, war ja der Grafensitz zu Augst nicht schöner als der Falkenstein. Kaum war sie wohnlich eingerichtet, so brachte ein Knecht des Vaters Irminger die Nachricht vom Hinscheid des Grafen Chadaloh. Die Trauer der Tochter war aufrichtig. Als aber der erste Schmerz überwunden war, drang sie in den Gatten, hinüberzureiten und von dem Bruder ihr Erbe zu fordern. Er war nicht gleich bereit und meinte, er sei reich genug, das Schönste vom Gut des Verstorbenen besitze er ja doch.

„Schmeichler," entgegnete die Gattin und schlug ihm sanft auf den Mund, „wenn Du dies glaubst und meinst, wir seien reich genug, so soll mein Erbe dazu dienen, jene Kapelle zu bauen, wie wir es verabredeten, als wir zum zweitenmal, freudig erregt, das Wiesenthal bei Olinsberc betraten."

Jetzt war Albwyn sofort einverstanden, doch ging er erst zu seinem Vater und theilte ihm sein Vorhaben mit.

„Zu einem solchen Zwecke," lachte der Alte, „wird der junge Chadaloh mit dem Erbe Amalsunda's herausrücken müssen, sonst aber würde es schwer halten, nur eine Mark Silber aus ihm herauszupressen."

Wirklich war der Empfang zu Augst mehr als nur kühl, der junge Chadaloh schien nicht übel Lust zu haben, den Entführer seiner Schwester zur Rechenschaft ziehen zu wollen.

„Graf," sprach Albwyn gelassen, „Deine Schwester liebte mich und folgte mir ohne Zwang. Hätte Dein Vater daran gedacht, was der Meinige für ihn gethan, es wäre keine Flucht nöthig gewesen, denn Amalsunde wurde nicht entführt, sie floh vor dem traurigen Loose, das ihrer harrte. Was meine Sicherheit anbelangt, so wisse, ich komme von meinem Vater und bin ich Abends nicht wieder bei ihm, so ist Deine Burg morgen ein Schutthaufen. Wer das zahllose Heer der Ungarn schlug, wird wenig Umstände mit dem Gräflein des Arvagaus machen."

Diese Worte wirkten wie ein Strom kalten Wassers auf den Tobsüchtigen und als Albwyn vollends erklärte, zu welchem Zweck er Amalsunda's Erbe verwenden wolle, zeigte sich Chadaloh sofort bereit, so viel herauszugeben, um ein Kirchlein und einige Zellen für fromme Christinnen zu bauen, welche dann in ihren Gebeten auch der Stifter eingedenken sollten.

Beide, Albwyn und Chadaloh besuchten den Platz, den Amalsunda der Stiftung bestimmt hatte. Der Graf bat, ihm die Sache zu überlassen, was Albwyn mit Freuden einging. Sofort ließ Chadaloh Werkmeister kommen und schon nach Jahresfrist konnte Amalsunda mit Gatte und Kindern in der Kirche beten, welche ihr ihre Gründung verdankte.

Fast an derselben Stelle, wo einst die römische Villa der Familie Fagus gestanden, etwas unterhalb des Hofes Olinsberc, der dem Ale-



mannen Adalrich und seiner Gattin das Dasein verdankte, erhob sich nun um die Mitte des zehnten Jahrhunderts eine Kirche und daneben ein Gebäude, in welchem sechs fromme Schwestern wohnten, daneben noch Scheune, Stallung, auch die Wohnung des Priesters, der Knechte und Mägde, denn damit die Schwestern, ohne Sorge um das tägliche Brod, nur ihrem heiligen Berufe obliegen konnten, bedachten die Stifter das Klösterlein mit Aeckern und Wiesen, leibeigenen Leuten, die Güter zu bebauen. Da Albwyn keine Güter in der Gegend besaß, trat Vater Irminger an seine Stelle, denn er war reich und ihm gehörte fast Alles, was zu Olinsberc lebte und hauste. Das Volk nannte das neue Stift im Laufe der Zeit Olsberc und dann Olsberg. Amalsunda aber hatte ihm aus doppeltem Grunde den Namen Hortus Dei beigelegt. Denn in diesem Garten Gottes war ihre Liebe erblüht. Den Nonnen gefiel der Name, wenn sie auch nicht wußten, welch' menschlichem Gefühl derselbe entsprungen und in ihrem Klostergelübde gerade das Gegentheil von dem versprachen, was die Stifterin an dieser Stelle dem Geliebten gelobte.

* * *

Hundert Jahre bestand das kleine Stift; Albwyn's Nachkommen nannten sich Grafen von Falkenstein, diejenigen seines Bruders, Grafen von Homburg, blühten und wurden immer mächtiger an Leuten und Gütern. Dagegen verschwand der Glanz des Grafenhauses zu Augst. Die Wittwe des Letzten aus diesem Hause, Agnes von Mörsburg, trat 1084 in das von den Ahnen gestiftete Klösterlein, wandte demselben ihr ganzes Gut zu, versammelte Töchter aus den edelsten Familien des Landes um sich und lebte mit ihnen nach der Regel des heiligen Benediktus. Sie starb 1116 und ward als zweite Stifterin verehrt, da sie die Gebäude sehr vergrößert, das Ganze mit Mauern umgeben hatte.*

---

* Seb. Münster macht aus Agnes von Mörsburg die Gattin des Sohnes Chadalohs des I. und nennt sie geradezu Stifterin von Olsberg. Da aber Chadaloh I. 891 bis 940 urkundlich erscheint, kann sein Sohn Chadaloh II. nicht bis 1084 gelebt haben. Wir überlassen es dem Leser, den Namen des kinderlos verstorbenen Gatten der Agnes von Mörsburg sich zu denken. Stifterin war Agnes nicht, blos die erste Aebtissin des durch sie vergrößerten Klosters. Die Ursache, warum vor 1199 nur eine Urkunde von Olsberg spricht, folgt unten. 1144 schenkt Albert von Habsburg-Lauffenburg dem Kloster zehn Mütt Getreide jährlichen Zins ab seinen Gütern auf dem Bötzberg.



Ihr folgte in der Würde einer Aebtissin Agathe von Ramstein bis 1136. Kunigunde von Honberg bis 1144. Dieselbe wurde im Kapitelhause bestattet; Gisela von Hertenberg bis 1161. Anna von Froburg bis 1180.

Dieser frommen Nonne schien die Regel des heiligen Benediktus allzumilde für ihre Schäflein, da nach ihrer Ansicht als Bräute des Gottmenschen, der auf Erden nichts hatte als einen Rock, dem erhabenen Vorbilde auch in der Kleidung nachahmen sollten. Sie bewog die frommen Schwestern, die strengere Regel der Cisterzienser anzunehmen. Sie trugen fortan durchaus nichts am Leibe als den groben weißen Rock mit schwarzem Skapulier, gingen barfuß und schliefen ohne Nachtgewand auf einem Strohsack, deckten sich mit einer groben Wolldecke zu. Das Leben brachten sie mit Singen, Beten und Kasteien des sündigen Leibes zu. Außer den Geiselungen vor hohen Festen, wo sie sich im frommem Wahn, Rücken und Lenden blutig schlugen, hatte am Neujahr jede Nonne der Aebtissin schriftlich mitzutheilen, wie oft sie das Jahr durch sich auf außerordentliche Weise durch Fasten und Geiseln kasteien wolle. Da aber Anna von Froburg fürchtete, das Fleisch möchte stärker sein als der Geist, unterstellte sie ihr Stift der Aufsicht der Aebte des Cisterzienser-Klosters Lützel bei Delsberg, das damals in seiner höchsten Blüthe stand, indem sich zweihundert Mönche darin aufhielten. Die Ergebnisse der jeweiligen Visitationen des Nonnenstiftes durch Mönche deckt der dichte Schleier der Kirche. Auf die Ascetin Anna folgte Gertrud aus demselben Hause, nach deren Hinschied Gutta von Schliengen von 1196 an.

VII.

Hildegard.

Zu dieser Zeit, als das zwölfte Jahrhundert seinem Ende nahte, gab es in Helvetien keine freien Bauern mehr, mit Ausnahme derer, die um den Vierwaldstättersee in unzugänglichen Thälern wohnten. Grund und Boden gehörte dem hohen und niederen Adel, ein großer Theil den Klöstern, denen das dreizehnte Jahrhundert in frommem Wahn immer noch mehr hinzufügte. So sehr mehrten sich Stiftungen, Schenkungen, Vermächtnisse des Adels zu Gunsten der Kirche, daß einst ein minder frommer Freiherr ausrief: „Ich glaube, der Magen



der Kirche verdaut nicht blos Steine, sondern ganze Burgen und Herrschaften.“ — Traurig war das Loos der elenden Leibeigenen, die im Schweiß ihres Angesichts die adeligen und geistlichen Müssiggänger ernähren mußten. Sie wohnten in Lehmhütten, mußten sich mit Milch, Mues und Obst ernähren, sahen nur selten Fleisch auf ihrem Tische. Ihre Kleidung bestand in einem leinenen Hemd, kurzen Hosen aus demselben Stoff und einer Jacke von ungefärbter Wolle. Das Weib trug ein Hemd und darüber einen gestaltlosen Rock. Schuhe kannten sie nicht, kaum am Sonntag Sandalen. Die Männer mußten das Haar kurz scheeren, langes Haar durfte nur das Weib und der freie Mann tragen. Von den Leibeigenen forderte man Grundzins, Zehnten, Herbst- und Fastnachthühner, Eier, Wachs, Honig und Frohndienste ohne Zahl. Der Herr durfte sie verschenken, verkaufen, schlagen, tödten, sie waren sein mit Leib und Seele, durften ohne seine Einwilligung nicht heirathen. Es waren Menschen, die man als Thiere behandelte.

Zu dieser traurigen Zeit lebte zu Olsberg im armseligen Dörfchen, oberhalb des reichen Stiftes, ein Höriger, dessen größter Schatz ein Mägdlein war, das man mit Recht das Blümchen Wunderhold nennen durfte. Hildegard war gar nicht seine eigene Tochter, sondern das Kind seiner Schwester, die sich dem Junker von Eptingen hingegeben. Er hatte die schöne Leibeigene vom Stift Olsberg gekauft oder besser gesagt, eingetauscht, sie freigegeben, als sie Mutter geworden. Als sie dann starb, nahm der kinderlose Bruder die Waise zu sich, erzog und liebte sie, wie sein eigenes Kind. Obschon das Mägdlein wohl in Folge seiner Abstammung alle Kinder der Ortschaft an Schönheit übertraf, war sie doch eben so ärmlich gekleidet als ihre Altersgenossen, selbst die Jungfrau trug nichts am Leibe als ein Hemd und einen Rock, der eher einem weiten Sacke glich und nur durch den Gürtel festgehalten wurde.

Trotzdem hatte Hildegard, ohne es zu ahnen, das Herz eines freien Mannes erobert. Heinrich war der Sohn eines Mannes, der aus dem weitentfernten Schwyzerland hieher gekommen war, erst als erfahrener Senn im Kloster diente, dann als Lehenmann den Hof Sennweid bewirthschaftete. Als Heinrich fünfundzwanzig Jahre zählte, starben ihm die Eltern nacheinander. Als tüchtiger Landwirth bekannt, erhielt er ohne große Mühe das Gut ebenfalls zu Lehen; allein

jetzt bedurfte er auch einer Gattin, die dem großen Hauswesen vorzustehen vermochte. Sein Auge fiel auf Hildegard, das Geheimniß ihrer Abstammung war ihm bekannt. Er bewarb sich eifrig um ihre Gunst. Als schöner kräftiger Mann, dessen blonde Locken seine freie Geburt bezeugten, bekannt, ebenso redlich wie thätig, fiel es ihm nicht allzu schwer, die Liebe des Blümchens Wunderhold zu gewinnen. In kurzem sollte die Hochzeit stattfinden.

Allein nicht Heinrich allein kannte die Schönheit der Jungfrau, sondern auch dem Schaffner des Klosters, dem vierzigjährigen Ulrich Schleicher, war sie schon längst aufgefallen. Er war entschlossen selbst das Blümlein zu pflücken, obschon er nicht von ferne an eine Heirath dachte. Zwar hatte er weder Weib noch Kind, allein eine Ehe mit einem Kind der Liebe, das nichts besaß, als was es am Leibe trug, schien ihm seiner unwürdig. Er harrte also geduldig auf die Gelegenheit, die sich ihm darbieten mußte. Kaum hatte er vernommen, daß Hildegard auf dem Punkte stehe, sich mit Heinrich Amfels auf dem Hofe Sennweid zu verehelichen, so ließ er dem Pflegevater der Jungfrau sagen, ehe deren Heirath stattfinden dürfe, müsse die Erlaubniß des Stiftes eingeholt werden, da Hildegard des Klosters Leibeigene sei. Sobald dieß Hildegard dem Bräutigam mittheilte, eilte er zu dem Schaffner und fragte ziemlich barsch, „wie er behaupten könne, Hildegard sei eine Leibeigene, da er doch sicher wisse, daß die Mutter eine Freigelassene war.“

„Kannst Du dieß beweisen,“ entgegnete der Schaffner kalt, „so habe ich nichts gegen Euere Heirath einzuwenden; allein ich bezweifle, ob Du eine Urkunde der Art vorweisen kannst. Wir tauschten allerdings die Mutter an einen Leibeigenen des Herren von Eptingen, jedoch unter dem Vorbehalt des Anrechtes an die weiblichen Nachkommen der Magd. Das bin ich bereit zu beschwören, denn ich selbst schloß den Tausch ab.“

Der junge Mann erschrak, das war Alles möglich, kam häufig vor und zudem war auch der Vater Hildegard's nicht mehr unter den Lebenden. Er wandte sich an die Aebtissin, wurde aber nicht einmal vorgelassen. Das sei Sache des Schaffners, hieß es, die fromme Frau habe keine Zeit, sich mit solch' weltlichen Dingen zu beschäftigen.

Heinrich war nicht umsonst der Sohn eines Mannes, dessen Wiege in einem Lande stand, wo man sich nicht scheute, sein Recht der Kirche gegenüber zu behaupten. Da wirklich keine Urkunde vorhanden war,

die Hildegards Freiheit bewies, so blieb ihm nichts übrig, als der Weg des Gerichtes. Als sich dasselbe unter freiem Himmel an der Dingstätte des Klosters versammelte, erschien er, die hocherröthende Hildegard an seiner Seite, ihm gegenüber der Schaffner.

Ohne auf die flehenden Blicke der Braut zu achten, enthüllte er die Umstände ihrer Geburt, wie es ihrer Mutter ergangen und wie er bezeugen könne, daß der verstorbene Herr von Eptingen selbige freigesprochen. Dann legte er den Schöffen die Frage vor, ob die Tochter der Freigelassenen wohl leibeigen sein könne.

Dem entgegnete kalt und gelassen der Schaffner:

„Ich bestreite gar nicht, daß die Mutter der hierstehenden Magd Hildegard freigesprochen wurde durch die Güte ihres Herren, dagegen behaupte ich, der selbst den Tausch mit dem seligen Herren von Eptingen abschloß, daß ich ausdrücklich bedang, es müssen nach altem Recht und Sitte die weiblichen Nachkommen unserer Magd des Stiftes Eigenthum werden. Hätte der Knecht, den wir für sie erhielten, Kinder bekommen, so wären alle Knaben auch wieder Eigenthum des Herren von Eptingen geworden. So ward der Kauf abgeschlossen, ich bin bereit, es zu beschwören, obschon ja die Sache an und für sich klar und deutlich ist.“

So klar leuchtete sie aber den Richtern nicht ein, denn nach kurzer Berathung sprach der Vorsitzende:

„Ulrich Schleicher, Schaffner des Stiftes Olsberg und Vertreter der Rechte der ehrwürdigen Frau Aebtissin und des Konventes, ich fordere Dich auf, zu beschwören, daß Du bei gesagtem Tausch der Mutter der hier stehenden Magd Hildegard den lauteren Vorbehalt machtest, ihre weiblichen Nachkommen müssen in allen Fällen dem Stifte eigen sein. Bedenke aber wohl, Schaffner, das Gericht bestraft den Meineidigen durch Abhauen der rechten Hand und darauf folgenden Tod. Die Hand soll an den Galgen genagelt, der Leib in ungeweihter Erde verscharrt werden, die Seele aber keine Ruhe finden, bis am Tage des letzten Gerichtes.“

Trotz dieser furchtbaren Drohung trat der Schaffner vor und beschwur seine Aussage. „So wahr sein Schöpfer und Richter ob ihm sei.*

* Diese Art zu schwören kehrt in sehr verschiedenen Gegenden in der Volkssage wieder. Wir trafen sie am Bichelsee im Thurgau, bei Iberg, Kanton St. Gallen, 2c. mit unwesentlichen Abweichungen.



Nach seiner Ansicht hatte er keinen Meineid gethan, denn er hatte in sein Haar den Kamm gesteckt, der in der Volkssprache „Richter" heißt; ferner trug er auf dem Kopf einen „Schöpfer", wie ihn der Senne gebraucht. Beide Gegenstände durch den großen Gugelhut bedeckt.

Die Geschworenen konnten nicht anders, Hildegard ward dem Kloster als Leibeigene zugesprochen. Als sie das Urtheil vernahm, dessen Folgen sie leicht begriff, brach sie zusammen, erholte sich aber schnell, als ihr Heinrich zuraunte:

„Muth, Geliebte, ich rette Dich. Bevor es Mitternacht wird, bist Du frei. Wir fliehen in meine Heimath."

Geduldig ging sie vor dem Schaffner her, der ihr spottend zurief:

„Erst dienst Du mir jetzt als folgsame Magd. Die Zeit wird lehren, ob ich später an Dir handle, wie der Herr von Eptingen an Deiner Mutter."

Mit Grauen durchschritt Hildegard den Hof des Klosters, dessen eisenbeschlagenes Thor knarrend hinter ihr geschlossen ward. Eine unsägliche Angst befiel sie, als sie die starke Mauer betrachtete, welche die Gebäude umgab. Wie sollte Heinrich sie hier herausholen? Da fiel ihr Blick auf das Bild der Mutter des Heilandes, das in einer Nische der Kirchenmauer stand. Es schien ihr, die Gnadenreiche lächle ihr zu. Ein stilles Gebet stieg zu derselben empor, dann trat sie in die Schaffnerei, wo Schleicher sie einer alten Magd mit den Worten übergab:

„Da ist das Mädchen, thue mit ihr, wie ich es befohlen."

Mit grinsendem Lachen führte die Alte Hildegard in das Waschhaus, wo bereits ein Bad für sie bereit stand. Sie mußte sich entkleiden und von der Alten am ganzen Leibe mit Seife waschen lassen; während welcher Arbeit sie laut die Schönheit Hildegards, ihre zarte Haut, die kleinen Hände und Füße, die üppigen Formen der Jungfrau rühmte. Als sie dieselbe gut abgetrocknet, legte sie ihr ein Röcklein an, das von den Hüften bis etwas über die Kniee reichte, von einem Gürtel festgehalten wurde. Oberleib, Beine und Arme blieben nackt, an jeden Oberarm legte sie ihr einen breiten Ring, das Zeichen der Dienstbarkeit. *

* Kleidung einer leibeigenen Magd, nach einem alten Holzschnitt. Siehe auch Grimms Rechtsalterthümer. Wir erfinden keine Kostüme, schildern Kleidung und Sitten nur nach urkundlichen Nachrichten oder alten Zeichnungen.



„So, mein süßes Täubchen,“ schrie die Alte, „jetzt bist Du ein wahrer Engel. Ach welche Freude wird der Herr empfinden, wenn ihn diese Lilienarme umschlingen!“

„Aber ich werde doch nicht so nackt einhergehen müssen?“ fragte sie Hildegard.

„Doch, doch, mein Täubchen, so befahl es der Herr und so ist stets die leibeigene Küchenmagd gekleidet. Vorderhand hilfst Du mir in der Küche, dem Herren eine gute Mahlzeit bereiten, vielleicht heißt er Dich mitessen und nachher — — Na, das wirst Du dann schon inne werden. Man ist eben leibeigen.“

Mit gesenktem Haupt, Thränen in den Augen, trat Hildegard in die Küche. Mit jeder Minute mehrte sich ihre Furcht und die Gewißheit, das Opfer eines Schurken zu werden. Doch wo die Noth am größten, ist Gottes Hilf' am nächsten. Aus der Abendmahlzeit mit dem Schaffner ward es nichts. Kaum vom Gericht zurück, berief ihn die Aebtissin und beauftragte ihn, sofort nach Rheinfelden zu reiten, dem Schultheißen daselbst wichtige Briefe zu bringen. Gern oder ungern, er mußte gehorchen, konnte vor Nacht kaum zurück sein, obschon er sein Pferd nicht schonte.

Als Heinrich die Dingstätte verließ, schäumte er vor Wuth, beschäftigte sich aber sofort mit den Vorbereitungen zur Rettung seiner Geliebten. Er rannte nach Rheinfelden, zu einem ihm bekannten Bürger. Schnell war der Handel geschlossen, die kurzgefaßte Urkunde geschrieben, kraft deren er dem Bürger all seine Fahrhabe verkaufte, das Geld dafür erhielt. Als er die Stadt verließ, sah er den Schaffner einreiten, ohne von ihm beachtet zu werden. In einem Lauf stürmte er heim, befahl den treuen Knechten, das Vieh nach Rheinfelden zu treiben. Als sie ihn staunend ansahen, gestand er ihnen, daß er gesonnen sei, die Geliebte zu befreien, in seine Heimath zu fliehen.

„Herr,“ sprachen die Jünglinge, „auch wir dürsten nach Freiheit. Nimm uns mit, laß uns frei und wir stehen Dir bei, Deine Hildegard zu befreien. Allein wirst Du sie schwerlich retten.“

Nach einigem Besinnen schlug Heinrich ein. Kunz sollte mit dem Vieh nach Rheinfelden. Ruodi hüllte sich in Lumpen, beklebte das Gesicht mit einem großen Pflaster, nahm zwei Krücken, die Heinrich schnell hergestellt und ging auf abgelegenen Pfaden dem Kloster zu. Heinrich folgte, wohlbewaffnet.

Inzwischen war es Nacht geworden. Ein Gewitter nahte, Blitz und Donner folgten Schlag auf Schlag.

„Wer ist draußen?" schrie der Pförtner am Thore, durch welches man, von Giebenach her kommend, in den Hof gelangte, den die Schaffnerei, Scheune und Stallungen umschlossen.

„Ein armer Krüppel bittet um Einlaß; bei dem schrecklichen Unwetter um ein Obdach."

Murrend öffnete der Pförtner. Der Krüppel hinkte langsam an seinen Krücken herein, so langsam, daß der Pförtner ungeduldig rief:

„Ei, so mach' doch, soll ich um Deinetwillen auch noch naß werden!"

Da trat ein großer, starker Mann auf ihn zu.

„Was ist das, was willst Du," schrie der Wächter. — Eine Antwort erfolgte nicht. Zwei Eisenfäuste schnürten ihm die Gurgel zu. Zwei andere Hände verbanden ihm den Mund so, daß Schreien unmöglich war, fesselten ihn an Händen und Füßen. Dann ward er in den Graben vor dem Thor geworfen, der zum Glück ohne Wasser war. Alsdann schritt der Große über den Hof zur Schaffnerei, deren Thüre er beim Schein der Blitze leicht fand. Er trat in die Küche, wo die alte Magd am Herde stand.

„Wo ist Hildegard?" donnerte er ihr zu, „führe mich zu ihr, wenn Dir Dein Leben lieb ist."

Die Alte starrte ihn mit aufgesperrtem Munde an. Er trat an sie heran und schrie ihr in das Ohr:

„Wo ist Hildegard; alte Hexe? gestehe, oder ich tödte Dich!"

„Hier, Heinrich, hier, in der Kammer, sie haben mich eingesperrt," rief jetzt eine weibliche Stimme, die durch die anstoßende Thüre zu kommen schien.

Der Mann ergriff eine Axt, die in der Küche stand. Ein Schlag und die Thür flog in Trümmer. Hildegard lag an des Retters Brust.

„Fort, fort," rief er, „wir haben keine Zeit zu verlieren."

„Heinrich," flehte sie.

Jetzt erst gewahrte er ihre leichte Kleidung. Was war zu thun?

„Komm," schrie er, „das ist Nebensache," nahm sie bei der Hand und zog sie aus der Küche, um alsbald von sechs Knechten umringt zu werden, welche das Geschrei der Alten herbeigerufen. Das Schwert flog aus der Scheide, allein er wäre schnell übermannt gewesen, da kam ein Element zu seiner Hilfe. Im Zickzack fuhr der elektrische

Strom zur Erde, taghell ward es im Hofe, gräßlich krachte der Donner und mit einem Schlag fuhr die Lohe empor zum Himmel.

„Die Scheune brennt! die Scheune brennt!“ schrie eine Stimme.

Die Knechte ließen ab vom Kampfe, rannten, das Vieh zu retten. Blutroth färbte sich die schwere Gewitterwolke, die über dem Thale hing. Schauerlich heulte die Sturmglocke, Entsetzen ergriff die Nonnen, denn jetzt brach der Sturm los, der dem Gewitter folgte. Weit umher flogen die brennenden Fetzen der Strohdächer, unter der Wucht des rasenden Windes bog sich die Spitze der Lohe um, ergriff die Gebäude des Klosters selbst, dessen Insassen nur an des Leibes Rettung dachten. Trotz aller herbeigeeilten Hilfe waren, als der Tag anbrach, Kirche, Stift und Oekonomiegebäude nichts als ein Haufen Schutt und rauchende Trümmer, bei dem die Nonnen zitternd und betend standen. Nichts war gerettet, selbst das Archiv verbrannt.

Hoch oben am Wald, durch den der Weg vom Kloster nach Rheinfelden führt, stand an eine Eiche gelehnt ein Mann, an den sich ein Weib schmiegte. Seine breite Brust hob und senkte sich langsam, mit rollendem Auge sah er dem Brande zu, sein Antlitz leuchtete vor wilder Freude. Hinter dem Paare stand lächelnd der vermeintliche Krüppel, jetzt ein schlanker, kräftiger Jüngling.

„Des Himmels Feuer stand uns bei,“ rief mit erregter Stimme der Mann.

„Und der Mensch zeigte dem Feuer den Weg,“ murmelte der Jüngling.

Dieß waren die einzigen Worte, die sie sprachen, dann sahen sie wieder schweigend dem entfesselten Elemente zu, das mit rasender Wuth sein Vertilgungswerk fortsetzte, bis endlich das Weib flüsterte:

„Heinrich, mich friert.“

Er bog sich zu ihr hinab, küßte sie zärtlich und entgegnete halb leise:

„Komm, liebes Kind, Du bist gerächt; jetzt wollen wir aber an unsere Sicherheit denken.“

Er faßte sie um den Leib und zog sie rasch fort. In seinem Hause fanden sich von der verstorbenen Mutter her Kleider genug. Was leicht zu tragen war, schnürten sie in zwei Bündel, die Heinrich und Ruodi auf den Rücken warfen. Wohl versehen mit Lebensmitteln, um nicht gleich eine menschliche Wohnung betreten zu müssen, eilten

sie fort, auf einsamen Wegen dem untern Hauensteinpaß zu. Erst als sie sich in der Nähe von Sissach befanden, der Tag anbrach, verschwand die Röthe am Himmel, das Zeichen des Brandes, welches in wenig Stunden das große Stift verzehrt hatte.

Wer aber im nächsten Sommer an einem Feiertag über den Steinerberg hinwandelte, konnte auf der Bank vor einer stattlichen Sennhütte einen rüstigen Hirten sehen, neben dem ein blühendes Weib in der einfachen Tracht der damaligen Hirtin saß, auf dem Schoße einen munteren Säugling schaukelte. Ein einfacher Wollrock, der kaum bis über die Kniee ging und aus dessen Armlöchern der schneeweiße, weite Hemdärmel hervorquoll, bildete ihren ganzen Anzug, dem sie bei schlechtem Wetter einen schlichten Wollmantel beifügte, in dessen Kapuze sie das Haupt hüllte. Neben ihnen saßen auf Holzblöcken zwei kräftige Jünglinge, wie der Herr mit dem einfachen Hirtenhemd bekleidet. Das war nun Heinrich Amfels, der treue Senne des reichen Stauffacher zu Steinen, mit seiner Gattin, Hildegard, der angeblichen Leibeigenen des Klosters Olsberg. Die beiden Knechte, Kunz und Ruodi, waren jetzt auch freie Landleute im Lande Schwyz.

VIII.

Lustiges Leben in Olsberg.

Der furchtbare Brand hatte die Gesundheit der alten Aebtissin Gutta von Schliengen so erschüttert, daß sie bald darauf das Irdische mit dem Ewigen vertauschte. Nur langsam erhob sich aus dem Schutte ein neues Stift. Ohne die Beisteuer des umliegenden Adels wäre es der neuen Aebtissin, Berchta von Thierstein, kaum gelungen, den Neubau würdig herzustellen. Unwahrscheinlich ist daher folgende Sage von dem Leben der Nonnen zur Zeit Berchta's:

„Mit dem großen Vermögen des Klosters wuchs auch der weltliche Sinn in seinem Innern. Im Kloster gab es bald lauter Vakanz- und Spieltage. Man zog hinaus in die großen Buchenwälder des Jura und hielt da Maiensäße und Sommerfrische, aber nicht wie der einfache Landmann, der um diese Zeit von harter Arbeit in einem Sennhofe ausruht. Nein. Auf den grünen Matten schlug man Hütten auf, um darin ungestört unerlaubte Freuden zu genießen. Die Gebetstunden vertanzte man mit den jungen Adeligen und Rathsherren von Rheinfelden. Die Kunde von solchen Ausschweifungen kam

endlich auch zu den Ohren des Bischofs von Basel, welcher einen Geistlichen nach Olsberg sandte, die klösterliche Zucht und Ordnung herzustellen. Allein der Abgesandte trat auf ebenso harten, als unverhofften Widerstand. Aebtissin und Konvent versammelten sich in der Kirche und eröffneten dem unbequemen Reformator, sie seien entschlossen, jeden künftigen Bringer solcher Botschaft sofort todt zu kratzen und zu beißen.

Der fromme Mann bekreuzte sich, verließ das entweihte Gotteshaus und drückte am Ausgang seine Hand in den Thorstein, als wäre derselbe von Wachs, dabei rief er den Nonnen zu: *

„Nie ist Olsberg ohne Brod, aber auch niemals ohne Noth.“"

Diese Sage trägt den Stempel echter Volkssage, indem sie zwei fern voneinander abliegende Begebenheiten in Eine zusammenzieht und nach den Sitten formt, die zur Zeit ihrer Entstehung geherrscht haben.

Notorisch ist, daß unter Berchta von Thierstein die Einkünfte nicht hinreichten, den erlittenen Schaden gut zu machen, sondern daß dieß nur durch fremde Hilfe möglich gemacht wurde. Von Reichthum, der die Nonnen zu Ausschweifungen verleitete, kann also damals keine Rede gewesen sein. Zweitens hatte der Bischof von Basel gar kein Recht, sich in die Angelegenheiten des Klosters zu mischen. Sämmtliche Ordenshäuser der Bernhardiner waren von jeder bischöflichen Aufsicht befreit und standen direkt unter dem Papste, welcher die Visitation der weiblichen Stifte einem benachbarten Abt desselben Ordens übertrug. So stand eben Olsberg unter der Aufsicht der Aebte zu Lützel. Wir glauben auch nicht, daß die Sittenverderbniß in den Klöstern schon im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts eingerissen war, dafür hat man nicht den mindesten Nachweis. Dagegen paßt die Schilderung des ausgelassenen Lebens der Nonnen sehr gut für das fünfzehnte Jahrhundert und wir werden unten sehen, daß der Abt von Lützel sich um jene Zeit genöthigt fand, energisch gegen die Frivolität der Bewohnerinnen von Olsberg einzuschreiten. Viel zeitgemäßer ist die Erzählung Sebastian Münsters, welcher schreibt:

„Die Aebtissin Berchta von Thierstein hatte einen Hofmeister (Schaffner, Klostervogt), der gegen die Armen äußerst hart war, keine Almosen geben wollte. Eines Tages erschien ein Armer an der Klosterpforte und bat im Namen Gottes um eine kleine Gabe. Der Thor-

* Rochholz. Sagen aus dem Aargau.

wärter fuhr ihn hart an und rief, da der Bettler nicht weichen wollte, den Schaffner herbei, welcher dem Armen mit Schlägen drohte. Erzürnt rief dieser: Date et dabitur vobis! (Gebet, so wird auch euch gegeben werden.) Dabei drückte er seine Hand in den Thorstein, also daß alle fünf Finger sichtbar blieben. Der hierüber erschrockene Hofmeister machte der Aebtissin Anzeige. Der Arme war und blieb verschwunden. Sie aber befahl, trotzdem das Stift durch den Brand schwer gelitten, hinfür keinen Armen unbeschenkt von dannen zu lassen. Der Stein wurde im Bauernkrieg weggeführt."

Diese Erzählung mit ihrem Wunder am Schluß, paßt viel besser in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts als die Sage von den ausschweifenden Nonnen.

Auf Berchta von Thierstein folgte als Aebtissin Jutta von Mußbach, welche den Neubau zu Ende führte. Von 1230 an regierte Brunhild von Münchenstein, welche es verstand, ihrem Stift den Glanz des Wunderbaren zu verleihen. Schon unter Elsbeth von Eptingen hatte während einer anhaltenden Dürre der fromme Beichtvater Gottfried, ein zweiter Moses, eine Quelle neben dem Altar emporsprudeln lassen, die heute noch in der Kirche zu sehen ist. Unter Brunhild von Münchenstein aber lebte im Stift eine fromme Schwester, die während elf Jahren nichts trank. Wahrlich ein Wunder in einer Zeit, wo man einer Nonne täglich eine Maß Wein verabreichte. Ferner bekam der achtzigjährige, fast blinde Beichtvater, sieben neue Zähne und das ergraute Haar ward wieder schwarz. Auf Berchta folgte Mechtild von Schauenburg, deren Eltern, Berchtold und Mechtild, dem Stifte große Vergabungen machten. Sie überließ den geistlichen Hirtenstab an Agnes, dicta die Richinnen, welcher König Rudolf 1283 die Rechte und Freiheiten ihres Stiftes bestätigte.* 1335 herrschte laut Urkunde Elsbeth von Eptingen, welche den Stab aus der Hand der sterbenden Susanna, aus dem adeligen Hause der Zielempen zu Rheinfelden, empfing.

Ihr folgte im Amte Elisabeth von Herenkon, worauf Agnes, dicta Matzerin, 1359 in einer Urkunde als Vorsteherin von Olsberg erscheint. *

* Warum Seb. Münster in seiner auf Ansuchen der Aebtissin Katharina von Hersberg angefertigten Geschichte des Stiftes Olsberg diese Aebtissin Agnes wegläßt, ist uns um so unbegreiflicher als sie mehrfach in noch vorhandenen Urkunden erscheint. War sie wohl nicht so hochadelig wie ihre Mitschwestern, von denen man den Nachweis von acht adeligen Ahnen forderte?



Mit dieser Aebtissin schloß die lange Reihe von Güterkäufen, Täuschen, Schenkungen und Stiftungen von Jahrzeiten, welche das Anfangs kleine Stift zu einer reichen Abtei erhoben; denn es scheint, der Geist, der Anna von Froburg beseelte, sei unter ihren Nachfolgern aus den heiligen Mauern entflohen und die Bräute des armen Gottessohnes hätten sich vielmehr bemüht, ein beschauliches Wohlleben zu führen, das ihnen die reichen Einkünfte des Stiftes gewährten. Die Reaktion begann.

Unter der Aebtissin Margaretha von Baden, gebürtig aus Basel, entstand Streit zwischen zwei Bewerbern um die Pfarrstelle zu Magden, deren Kollatur dem Stifte zustand. Zum ersten Mal seit seinem Bestand zog das Stift den Kürzern, über Vorsteherin und Konvent wurde die niedere Exkommunikation verhängt. Erst nachdem sich die Frauen gedemüthigt, wurden sie von dem päpstlichen Abgesandten freigesprochen, 1374. Auf Margaretha folgten in der Würde der Aebtissin Verena von dem alten Geschlecht der Schaler in Basel; starb 1389; Klara, vom Hause der Truchseßen zu Rheinfelden, starb 1391. Klara von Mansberg, welche das Unglück hatte, das Kloster abermals in Flammen aufgehen zu sehen, war ihre Nachfolgerin.

Der Wiederaufbau ging langsam von statten, es mangelte die Quintessenz des Lebens, das Geld. Die Zeiten hatten sich geändert. Die großen Grafengeschlechter von Falkenstein, Thierstein, Honberg, Habsburg-Lauffenburg, waren erloschen oder selbst arm. Der niedere Adel vielorts ausgestorben, nicht mehr im Stande, reiche Beisteuern zu geben. Der reiche Bürger hielt es für unnütz, an den Bau eines Stiftes zu steuern, das nur altadelige Töchter aufnahm. Auf der andern Seite hatten vornehme Besuche und das nach und nach immer freiere Leben der Nonnen, der Aufwand der Aebtissin, die Finanzen zerrüttet; so daß endlich der Abt von Lützel sich veranlaßt sah, die Ordnung herzustellen, was der Nachfolgerin Klara's, Margaretha von Dachsburg, nicht gelingen wollte. Erst die folgende Vorsteherin, Anna Müller von Liestal, eine Bürgerliche, verstand es, Ordnung in das verfallende Stift zu bringen, sie regierte einunddreißig Jahre und starb 1517, als bereits das Wehen eines freiern

* Auch diese Aebtissin übergeht Seb. Münster wohl aus demselben Grunde. Agnes Matzerin war offenbar eine Bürgerliche.



Geistes sich fühlbar machte, der dem Klosterleben den Untergang bringen sollte.

IX.

Des Rathsherrn Tochter zu Rheinfelden.

Während Anna den Krummstab führte, kam die Gattin des Rathsherren Küfer zu Rheinfelden mit einem Töchterchen nieder. Die Geburt desselben brachte Mutter und Kind an den Rand des Grabes. In seiner Angst um die theure Wöchnerin gelobte der Rathsherr, das Kind der Mutter Gottes und ihrem Sohn zu weihen, wenn ihm Mutter und Töchterchen erhalten blieben. Sei es nun, daß die Gebenedeite wunderthätig einwirkte, oder daß die kräftige Natur der Rathsherrin über den drohenden Tod siegte, kurz die Wöchnerin genas und die Tochter wuchs mit der Zeit zu einer blühenden Jungfrau heran. Man ließ ihr in Betracht ihres zukünftigen Standes eine sehr gute Erziehung angedeihen, natürlich gemäß den Verhältnissen jener Zeit. Agnes Küfer lernte schreiben und etwas rechnen, ja der würdige Stadtpfarrer gab sich die größte Mühe, Agnes, die zukünftige Braut Christi in der Kirchensprache, dem klassischen (!!) Latein der Mönche und Pfaffen des sechszehnten Jahrhunderts zu unterrichten, so daß sie wenigstens die Gebete und Litaneien verstand, welche sonst der größte Theil der Nonnen mechanisch und ohne alles Verständniß herunter leierte.

Körperlich freilich glich Agnes nicht von ferne einer Himmelsbraut, viel eher einer irdischen Göttin der Liebe. Sie war groß, stark gebaut, ohne deßwegen an der Weichheit weiblicher Formen einzubüßen, im Gegentheil erschienen dieselben in üppiger Fülle. Der Mund war klein, die leichtaufgeworfenen Lippen bargen zwei Reihen tadelloser Zähne und ihr blaues Auge strahlte zuweilen nicht minder als wie dasjenige einer Asketin. Ihr Blick war offen, frei, sie war nicht gewohnt, ihn an den Boden zu heften, wie es die Frommen thun, meist um desto besser nach beiden Seiten zu sehen. Ihr Verstand war klar, wenn auch noch von dem Geist der Zeit befangen, der da glaubte, die Nonne stehe dem Himmel weit näher als das rechtschaffenste Weltkind. Doch bedurfte es nur der Belehrung, um sofort den Schleier abzuschütteln, der ihr geistiges Auge noch verhüllte. An irdischen Verehrern hätte es ihr natürlich um so weniger gefehlt, als man wohl wußte, wie viele gute Gültbriefe in das Vaters Truhe lagen, so daß



auch bei einer Theilung unter vier Kinder, Agnes ein Beträchtliches erben mußte. Allein da es stadtbekannt war, zu welchem heiligen Stande die Eltern ihre Tochter bestimmt hatten, hielt sich auch der Kühnste ferne.

Ohne zu wissen, was Liebe heißt zwischen Mann und Weib, hatte Agnes ihr neunzehntes Jahr zurückgelegt und ward nun als Novize nach Olsberg gebracht. Ein Schauer freilich ergriff die Jungfrau, als die Pforte sich hinter ihr schloß und sie die Räume betrat, die sie bis an ihren Tod nicht mehr verlassen sollte.

Im Kloster hatte sich inzwischen eine große Veränderung zugetragen. Die bürgerliche Aebtissin Anna Müller lag seit einigen Jahren im Grabe und an ihrer Stelle regierte eine alte, adelsstolze Dame Katharina von Schönberg. Die sechszigjährige Nonne war in ihrer Jugend schön gewesen und hatte stets einen bittern Groll gehegt gegen die bürgerliche Vorgesetzte, die mit allen Kräften das mehr als nur leichtfertige Gebahren ihrer Schäflein zu verbessern suchte. Nur einer Plebejerin konnte es je einfallen, die Vergnügungen adeliger Schwestern zu stören. Man war doch nicht im Kloster, um zu singen und zu beten und der Nonne war doch gewiß die Verzeihung gewisser Sünden sicher, besonders wenn der Mitschuldige ein Ordensbruder war. Daß die Müller dies nicht begreifen konnte, zeugte ja gerade von ihrer plebejischen Gesinnung. Kaum war Katharina am Steuer, so wurden die Schranken niedergerissen und die alte Dame freute sich innig, den jüngeren adeligen Mitschwestern im vollsten Maße zu gönnen, was sie selbst genossen, ehe die dumme Gans von Liestal Aebtissin geworden. Damit aber nie wieder eine Bürgerliche den Krummstab in die Hand bekomme, sollte durchaus keine mehr als Novize aufgenommen, an der stiftungsgemäßen Adelsprobe festgehalten werden. Es bedurfte daher vieler Bemühungen des Stadtpfarrers zu Rheinfelden, in dessen Hand der Rathsherr seiner Zeit das Gelübde abgelegt und der kräftigen Fürsprache des Abtes zu Lützel, des geistlichen Oberhirten zu Olsberg, ehe Katharina von Schönberg sich entschloß, Agnes Küfer als Novize anzunehmen. Sie that es, im Vorsatz, der angehenden Nonne das Stift Olsberg gründlich zu verleiden und sie durch alle möglichen Qualen dahin zu bringen, daß sie freiwillig ein anderes Kloster zum Aufenthalt wählte. Agnes konnte sich deshalb auf ein martervolles Leben gefaßt machen. Ihre reine Seele

ahnte freilich nichts von dem, was eine boshafte Nonne zu thun im Stande ist. Die erste Stunde schon ließ sie indeß Böses ahnen. *

Stumm, mit einer ihr ganz unbekannten Bangigkeit betrat Agnes die dunkeln Räume des Klosters, die unheimliche Stille in den langen Gängen, das geisterartige Erscheinen der neben ihr vorbeihuschenden Gestalten, deren bloße Füße kein Geräusch verursachten, das Alles wirkte beklemmend auf ihre Brust. Zum erstenmal wollte sie leise bereuen, das Kloster zu ihrem lebenslänglichen Aufenthalt gewählt zu haben. Doch es war ja der Wille der liebenden Eltern und diese mußten besser wissen, was zu ihrem Glücke diente.

Schluß folgt.



Der listige Bauer und der Landvogt.

Von G. Brodmann in Ettingen.

Von einem Landvogt — mag derselbe nun auf der Burg Fürstenstein, Tschepperlin im Jura oder sonstwo gewaltet haben — der von einem Bauer überlistet wurde, ist dem Verfasser folgende Geschichte mitgetheilt worden.

Ein Landvogt hatte einst bei einem festlichen Anlasse unter anderen Gästen auch einen klugen, verständigen Bauern der Umgegend zum Festmahle eingeladen. Als bei fröhlichem Becherklang die ganze Gesellschaft allmälig recht heiter geworden war, wurde unter Anderem die Wette vorgeschlagen, demjenigen einen Preis von 100 Gulden zu verabfolgen, der die größte Lüge vorzubringen wisse.

Der Landvogt begann nun folgendermaßen:

* Das Folgende ist nun keineswegs Phantasie, sondern eine getreue Schilderung des Klosterlebens im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, wobei wir uns nur der feinsten Farben bedienen. Leser, die an unseren Worten zweifeln, verweisen wir auf die Quellen, aus denen wir schöpften. Felix Hämmerlin, de nobilitate etc. — Stumpf, Geschichte Jezers lib. 13. Kap. 33. 34. — Bluntschli Memor. Tig. Rüti, Embrach. — Akten bei der Aufhebung bayerischer Klöster. — Kath. Monk, Nonne zu Montreal. — Egli. Urkundensammlung aus der Reformation. Art. Gfenn, Oetenbach. Synodalberichte. Man wird finden, daß unser Bild ein sehr blasses ist.

Ich besaß auf einem meiner Höfe einen Weiher, der 100 Juchartem groß war. Von dem ihn umgebenden Eichwald fiel bei eingetroffenem Regenwetter eine riesige Eiche hinein, so daß man nichts mehr davon sah. Nun rathschlagte man, wie sie herausgeschafft werden könnte. Einer der Knechte gab nun den Rath, einen Wucherstier, den man während drei Tagen nicht zum Brunnen gelassen hatte, an den Weiher zu führen. Das Thier hatte in den drei Tagen einen solchen Durst bekommen, daß es den Weiher völlig aussoff und man den Eichbaum leicht herausschleifen konnte.

Hierauf antwortete der Bauer: das könne wohl möglich sein. Er wisse aber noch eine Lüge vorzubringen. Der Landvogt, der schon recht tüchtig gelogen zu haben glaubte, war begierig, dieselbe zu hören.

Der Bauer erzählte dann Folgendes:

Als ich einst mit dem Pflügen eines großen Ackers fertig geworden war und einige Zeit gesäet hatte, bekam ich sehr warm und zog daher mein Kamisol aus. Und sieh da! als ich rückwärts schaute, war da bereits ein Hanfstengel zu beträchtlicher Höhe aufgeschossen und an diesen hing ich mein Kamisol. Als ich dann den ganzen Acker angesäet hatte und das Kamisol wieder anziehen wollte, so sah ich es zu meinem großen Erstaunen fast am Himmelszelte droben flattern, indem der Stengel unterdessen so hoch gewachsen war. Was war da zu machen? Ich kletterte keckem Muthes hinauf und als ich oben glücklich angelangt und liebliche Engelstimmen erschallen hörte, ergriff ich mein Kamisol und schwang mich vermittelst desselben in den Himmel empor. Hier sah ich meinen Vater auf einem Throne sitzen und zu seinen Füßen Euern Vater, Herr Landvogt! „Und was mußte dieser denn machen,“ frug der Landvogt. „Meinen Vater bedienen und ihm frische Luft zufächeln.“ Hierauf erfolgte allgemeines Beifallklatschen und es wurde dem Bauer der Preis zugesprochen.

Der erzürnte Landvogt sann nun auf Rache und nach aufgehobener Tafel sagte er zu dem Bauer: „Weil Du meine Gäste so angenehm unterhalten hast, so lade ich Dich auf Ostern wieder zum Mittagessen ein.“

Am bezeichneten Tage machte sich der Bauer auf den Weg zum Schlosse und nahm einen Hasen mit, den er zufällig gefangen hatte und dem Landvogte zum Geschenk machen wollte. Dieser hatte den Knechten schon den Auftrag gegeben, sobald sie des Bauers ansichtig würden, die Hunde gegen ihn loszulassen. Wie der Bauer dieselben

wüthend herankommen sah, blieb er furchtlos stehen und ließ plötzlich den unter seinem Fracke verborgenen Hasen springen. Die Hunde stürmten natürlich diesem nach und ließen den Bauer ungeschoren. Der Landvogt, der vom Söller aus dem Falle zugesehen hatte, gerieth darob noch mehr in Wuth. Doch stellte er sich scheinbar freundlich und hieß den Bauer in's Schloß kommen. Dieser merkte beim Eintreten erst, daß er mit dem Gastmahl zum Besten gehalten sei, da gar Nichts dazu in Bereitschaft stand. Der Landvogt holte ihm nun ein Glas Wein, das er aber halb mit Wasser gemischt hatte.

Der Bauer, der nicht auf den Kopf gefallen war, stellte es, während der Landvogt hinaus ging, vor das Fenster an die Sonne. Beim Hereintreten in den Saal fragte ihn Letzterer: „Was machst du da?" Der Bauer antwortete: „Ich habe gehört, daß die Sonne das Wasser aufziehe und deßhalb will ich hier die Probe machen." Der Vogt erwiederte: „Nun, wenn Du ein so guter Weinkenner bist, so komme mit in meinen Keller und Du sollst hier meine besten Weine kosten." Er hatte nämlich die Absicht, ihn tüchtig durchprügeln zu lassen.

Als der Bauer nun verschiedene Sorten gekostet hatte und die Beiden an ein etwa hundertsäumiges Faß kamen, sah der Landmann, wie jener eine Peitsche ergreifen wollte, der Bauer aber war nicht faul und zog plötzlich den Hahn aus dem Faß. Der Vogt hielt, um den vortrefflichen Wein nicht laufen zu lassen, rasch den Finger in das Loch und unterdessen entriß ihm der Bauer die Peitsche und prügelte seinen gnädigen Herren gehörig durch. Der Vogt rief um Hilfe, aber trotz allen Schreiens kamen die Knechte nicht herbei, weil der Herr ihnen befohlen hatte auf das Geschrei des Bauers hin nicht zu erscheinen und weil sie wirklich glaubten, der geprügelte Bauer rufe um Hilfe.

Nachdem der Bauer an dem Landvogt sein Müthchen gekühlt hatte, machte er sich eilends aus dem Staube.

Eine andere Geschichte mit ähnlichem Schlusse erzählt Bernhard Wyß in seinem „Schwizerdütsch".

Nach der Ankunft des Bauers im Schloß verläuft die Sache dort folgendermaßen:

„Der Landvogt, vor Täube fast versprützt, winkt ime Chnecht und treit em uf, er sell mit dem Gast i Cheller abe und ihn fülle, aß er eberecht gnue heig und en de gottvergesse abdrösche. —



Der Chnecht thuet, wie 's em bifohle gsi isch und der Bur het si in erste Theil ordli chönne schicke. Wo ner afe ölf oder drizeh Chännli voll versorgt gha het, glaubt er d' Metti chönnt jetzt de gly agoh, — gseht er uf dene große Fässere nobe so nes chlis Volerli ligge und seit: Dorün mueß gwüß no nes guets Tröpfli si, mir wei en versueche und er schlot mit der Fust der Hahne nus. Der Wi chunnt z' springe bogewis und der Chnecht au und levitet: „Du Sürmel, was machischt au?“ und stoßt gschwind der Finger i's Loch. Der Bur het der Hahne gsuecht, findt en und wie 's der Chnecht befiehlt, steckt er eme nebem Finger ine und pauf! mit dem Hammer druff! Jetz isch der Chnecht halt a das Fäßli agnaglet gsi und schreit gar erbärmlig. Der Landvogt vorusse het scho lang uf die Musig gwartet und endlig, wo ner lang gnue glusteret gha het und der Lärme jetz agoht im Cheller, het er denkt: Aha, jetz gerbt er en einisch, dä Singel,“ und rueft zum Ueberfluß no i Cheller abe: Triff en numme guet! Verwixen! Hau en recht dure!“ Der Bur isch als e ghorsame Diener scho a der Arbet gsi und haut do ab eme schöne Chäs es ganzes Vierteli, nimmt de Bisse vorne in Buse, wo vorher d'r Has gsi isch und thuet der Chittel bis obe ni. So gwagglet er mit überschlagene Arme d' Chällerstäge-nuf, het es Gsicht gschnitte wie vorferndrige Holzessig, furi Auge gmacht und der Chopf lo hange wie ne arme Sünder. Z'oberst empfoht en der Landvogt mit herzliger Schadefreud, lachet und seit: „Gell, Bürli, du hesch dä Rung die Theil verwütischt für di bös Mul!“ „Allweg hani!“ antwortete der Schalk. „Herr Landvogt! Jg und mis Fraueli hei emel es Vierteljohr dra z'chäue!“



Der Schatz von Gilgenberg.

Nach einer Sage aus dem Schwarzbubenland von **A. Fahlweid** (Solothurn).

Es herrschet auf Schloß Gilgenberg
Der Landvogt ernst und streng
Und wer nicht seiner Willkür lebt
Umschließen feucht und eng



Der Kerkerwände Mauern:
„Den Kopf geduckt, ihr Bauern,
Vor meinem Zorn erbebt!"

Nicht minder streng die Tochter sein
Die Magd so stolz und schön;
Im kurzgeschürzten Jagdgewand
Durchstreift sie Thal und Höh'n.
Denn Häuslichkeit und Minne
Sie bieten ihrem Sinne
Sich nur als öden Tand.

Nun traf sie einst am Waldeshang —
Es war im „Himmelried"
Den schmucken jungen Bauernknab'
Den blond gekrausten Fried.
Der schwang der Sense Bogen
Umrauscht von Halmenwogen
Und sang ein munter Lied.

Der stolzen kecken Landvogtsmaid
Schnell Bursch und Lied gefiel.
„Fortan sollst Du mein Knappe sein,
Mein folgsam Jagdgespiel,
Mir pflegen meine Rosse;
Drum folge mir zum Schlosse,
Da winkt Dir höher Ziel."

Jungfried, er schaut ihr jäh erstaunt
In's lichte Augenpaar,
Das webt um ihn ein Strahlennetz,
Drin er gefangen war.
„Ob's mir zu Nutz und Frommen —
Ich werde mit Euch kommen,
Euch dienen immerdar!"

Ein tolles Treiben nun begann
Ein Leben wüst und wild.
Es folgt dem lust'gen Zechgelag
Der Ritt durch's Jagdgefild

Und Wünsche keck vermessen,
Sie lassen Fried' vergessen
Der Heimath friedlich Bild.

Am Bühel vor dem nahen Dorf,
Da steht ein kleines Haus.
Dort weint Marlies, das hübsche Kind
Sich fast die Augen aus.
Mein Fried, so arg verblendet,
Hat sich von mir gewendet
Und lebt in Saus und Braus.

Nach Meltingen zum Gnadenbild
Wallt fromm das Mägdlein hin.
„Maria, heil' mein krankes Herz,
Und lenk' des Liebsten Sinn.
Laß ihn sich bald vereinen
Der Heimath und den Seinen,
Allmächt'ge Königin!"

Zur Zeit, da sie so innig fleht,
Raunt Fried der Herrin zu:
„Ich glaub, Du hast mir's angethan
Und mir geraubt die Ruh;
O laß den Sinn Dir lenken —
Willst nicht Dein Herz mir schenken,
Dann lös' den Zauber Du!"

Da lacht die Schöne höhnisch auf:
„Jungfried — Du willst mein Herz.
Weißt nicht, daß ich solch Ding nicht hab',
Das stört nur Ruh und Scherz.
Doch für Dein kühnes Minnen
Im Burgverließ magst sinnen
Nach Deinem Liebesschmerz. —

Durch enge Kerkergitter dringt
Der Nachtwind schwer und schwül —
Da ruhet ruhelos der Fried
Auf hartgefügtem Pfühl

Drauf Mondesstrahlen gleiten . . . .
Ein sanftes Frauenschreiten . . . .
Ein Grabhauch mild und kühl.

Ihm nahet, duft'ge Lichtgestalt:
„O Knabe, kühn und rein
Du kannst mit Deinem kecken Muth
Heut' mein Erretter sein.
Versuch's, mich zu erlösen
Vom langen Zwang des Bösen —
Doch harrt Dir Schreckenspein.

Bin ein verwünschtes Jungfräulein,
Gebannt an diesen Ort,
Und muß, weil ich einst ungetreu
Behüten einen Hort.
Willst Du mir Ruh verleihen,
Mußt mir drei Küsse weihen —
Doch ohne Ruf und Wort!

Ganz willig Fried dem Schemen naht,
Und will es zart umfah'n.
Da — — bäumt ein Schlangenungethüm
Sich gegen ihn heran,
Doch Fried in keckem Wagen
Umfängt es ohne Zagen,
Und kehrt sich nicht daran.

Zum zweiten Mal will er sich nah'n
Der Jungfrau ernst und mild — —
Da stürmt ein ries'ger Ziegenbock
Gen ihn — gehörnt und wild.
Doch Fried tritt ihm entgegen
Umfasset keck verwegen
Das grause Zauberbild.

„Das hast Du wahrlich gut vollbracht,“
Die Jungfrau freudig spricht,
„Doch jetzo naht das Aergste noch
Beim Letzten zage nicht!



Dann greife nach dem Horte,
Der öffnet Kerkerpforte,
Bringt Dir der Freiheit Licht.

Und nimm den Schatz und eil' zum Schatz
Zu der Verlass'nen hin,
Die sich um ihren Trauten grämt
In vielgetreuem Sinn.
Entsagend tollem Treiben,
Sollst als Genoss' ihr bleiben
Zur Seite fürderhin.

Dir stehet Himmelshilfe bei
Die Beid' uns wohl befreit!"
Und muthig nahet sich ihr Fried
Sie zu umfah'n bereit
Doch packt ihn tiefes Grauen —
Denn jählings muß er schauen
In schwarzem Schuppenkleid

Und ries'gem, schwarzem Flügelpaar,
Umglüht von Höllenlicht,
Ein Drachenbild, das fauchend zischt:
„Weh Dir, verweg'ner Wicht!"
— Fürwahr — ein hartes Müssen
Ein Drachenweib zu küssen —
Doch Fried erfüllt die Pflicht.

— — — —

Es flieht die Nacht — das Morgenroth
In Rosenpracht erblüht,
Da Fried mit seinem gleißen Hort
Zum Haus der Liebsten zieht,
Die wach — in dunklen Sorgen
Begrüßt den lichten Morgen,
Und den Ersehnten sieht.

„Mein Fried — o bist Du wieder da,
Und bleibest nun bei mir!?
Doch sag, warum Dein Angesicht
So schwarz erscheinet mir,

Drauf Wonnestrahlen glühen . . . .
Ein süßes Frauenlächeln . . . .
Ein Grabhauch mild und kühl.

[illegible] naht, [illegible]:
„O Knabe, [illegible] und rein
Du kannst mit Deinem festen Muth
Heut' mein Erretter sein.
Versuch's, mich zu erlösen
Vom langen Zwang des Bösen —
Dort harrt Dir [illegible].

Bin ein verwünschtes Jungfräulein,
Gebannt an diesen Ort,
Und mich, [illegible]
Besitzen einen Hort.
[illegible] Du mich [illegible],
[illegible] mir den [illegible] reichen —
Dann [illegible] und [illegible].

Ganz willig [illegible] dem [illegible] nach
Und will es [illegible]
Da — — [illegible]
Sich gegen ihn [illegible]
Das [illegible] in [illegible]
[illegible] es [illegible]
Und [illegible] sich nicht [illegible].

Zum zweiten Mal will er sich [illegible]
Der Jungfrau [illegible] und mild — —
Da [illegible] ein [illegible]
Vor ihm — gewaltig und wild.
Das [illegible] ihm entgegen
[illegible] verwegen
Das graue Zauberbild.

„Das hast Du wahrlich gut vollbracht,"
Die Jungfrau freudig [illegible]
„Doch [illegible] nicht [illegible]
Vom Segen z[illegible]

Gleichwie vom Ruß der Hölle —
Doch — schwarzer Bub — zur Stelle
Geherzt seist für und für!"

Mein Schatz — o laß erzählen Dir
Vom Schatz und Höllenbann,
Mein schwarz Gesicht, das hat mir wohl
Der Drache angethan,
Den ich geküßt ohn' Zagen,
Drum glaub mir, darf ich's wagen,
Zu werden Ehemann.

Den kalten und den warmen Schatz
Halt ich nun miteinand'
Und morgen schlingt am Traualtar
Sich fest der Treue Band —
Erröthe nicht, mein Liebchen,
Bescheert uns Gott ein Bübchen —
Schwarzbub' werd' es genannt.

— — — —

Der Sage Schaumbild ist verweht
Im Lebenswellenspiel;
Man spricht nicht mehr von Landvogtshaft
Doch hört und weiß man viel
In aufgeklärten Tagen
Von Schwarzbub's List und Wagen,
Der keck erreicht sein Ziel!



Landvogtsgeschichten aus dem bernischen Unteraargau.

Nach Urkunden entworfen von **Jakob Hunziker.**

VIII.

Der hölzerne Esel in Aarburg.

(1710.)

An einem Frühlingsmorgen 1710 lief das immer resolute Völklein der Aarburger in größter Aufregung nach dem Rathhausplatze.

„Was gibt's? Was gibt's?"

„Der neue Strafesel!"

„Was? Was? Wer muß reiten?"

„Felix Häfele, der Bartscheerer."

Alles rennt, windet und stößt sich durch die angestauten Haufen, um dem Schauspiel möglichst nahe zu sein. Alte Weiber schimpfen über die Fußtreter und Grobiane, welche mit ihren Scheunethorrücken ihnen gerade vor die Nase stehen; behäbliche Frauen schielen dräuend nach der löblichen Obrigkeit empor, die droben aus einem Schloßfenster auf den Spektakel niederschaut; schmucke Dirnen ballen unter der Schürze ihre Fäustchen; dort beohrfeigt ein Burger die lachenden Stadtbuben; da schütteln etliche im eifrigen Zwiegespräch ihre Bärte. Bisweilen durchbricht ein lauter Fluch die schwüle Stimmung. Die Menge schwillt immer mehr an; die Hintersten holen Stuhlbänke herbei, um über das Köpfemeer hinweg nach dem Balbier Häfele, einem Ansäßen, zu sehen, der auf einem am Vorabend errichteten, hölzernen Strafesel den ersten öffentlichen Bußritt thun muß und von irgend einem Amtsdiener — man kann ihn nicht erkennen — schon seit einer halben Stunde vor der Rathhausstiege geschaukelt wird.

„Aber um Gottes Willen! Was hat mein Felixle verübt?" pustet die beleibte Tante, des Scheerers Hausgeist, herbei.

„Das wirst wohl wissen!" versetzt ein Mann in weißem Maurerkittel.

„Wie? Du weißt es selber nicht?“ ruft eine Freundin, sich bekreuzend.

„Nein; gestern ging er, wie gewohnt, in sein Barbierstübchen nach der Stadt und ist über Nacht nicht heimgekommen. Ich hatte keine Furcht, und nun muß ich das Schreckliche vernehmen und laufe über Hals und Kopf aus der „Steinbillen“ herein. Wie muß ich schnaufen — ach Gott!“

„Felix hat gewiß eine Verschwörung gegen die gnädigen Herren zu Bern gemacht,“ orakelt eine dritte Matrone. „Er ist immer so ein Alleswisser und Gesetzeskenner gewesen. Ja, ja! Das Vaterland hat er an die Katholischen verrathen.“

„Warum nicht an die Türken! Hahaha ... Der Häfeli und das Vaterland!“

„Du magst lachen, Bohnenbluſt, bis es Dir auch noch so geht!“

Der Maurer kehrte sein bartloses Gesicht verächtlich ab und wieder dem Geschaukelten zu, welcher, sein geschnitztes Reitthier umhalsend, mit dessen lang beohrtem Kopftheil im Menschengewoge auf- und niedertauchte.

„Er sitzt doch erbärmlich auf dem Holz!“ murmelte der Weißkittel verbissen. „Ich muß zu ihm hin. Platz da, dicke Babe!“

„Ei, wie der Mensch heute wieder den Rappel hat!“ zürnte die Weggeschobene. „Ich möchte nicht mit ihm aus dem gleichen Topfe löffeln; denn er ist mir ohne das nicht grün, seit ich ein Schweinchen und Würste zu räuchern habe.“

„Habt ihr den Kamin noch nicht ändern lassen?“ frug die Nachbarin. „Das ist ein Uebel, daß er so offen in des Maurers Küche mündet und sie jedesmal mit Rauch anfüllt. Mich däucht, er sollte das selber thun, nur seiner eignen Frau zuliebe.“

„O, der Maurer hat einen Kopf wie Kiesel! Er sagt, es sei an uns, den Rauch zum Dach hinaus zu führen, und dabei bleibt er und wenn seine gute Elisabeth ersticken müßte. Ja, seine Frau ist gut! Sie hat schon manchen Streit zwischen uns geschlichtet ... Sieh, sieh den Felix! Nun sitzt er bolzgerade! Bohnenbluſt hat ihn gemahnt. Ein braver und guter Mann ist der Maurer gleichwohl, wenn er auch grob und trotzköpfig sich benimmt. Einmal ist er mit dem Landvogt hart zusammen gerathen, ich denke meiner Lebtag daran! Es

war das erste Mal, da Herr Kilchberger zu uns in die „Steinbillen" heraus kam, um sich rasiren zu lassen. Ein Gang durch das Grüne sei sein Lieblingsvergnügen, sagte er; drum erscheine er in höchst eigner Person. Nun ging der leidige Zank auch wieder los. Der Herr Kommandant wollte den rechthaberischen Schimpfhans kennen lernen; mein Neffe mußte ihn herunter holen und als er endlich nach vielen Zureden meines Felix sich zeigte und der gnädige Herr ihn zurechtweisen wollte, da brauste er auf und widerlegte Alles. — Ach, es war doch eine schöne Zeit, da Junker Kilchberger so freundlich mit uns verkehrte, sich von Felix scheeren und von mir eine Rauchwurst aufstellen ließ! Aber jetzt sind wir ganz aus seiner Gunst gefallen — ach Gott!"

Droben schaute der Herr Festungskommandant Emanuel Kilchberger noch immer vom hohen Fenster auf das summende Volksgewimmel nieder. Ihm entging die empörende Stimmung der Zuschauer nicht, und Aerger und Vergnügen jagten einander wie Wolkenschatten auf seinem mit gelbem Backenbärtchen umrahmten Vollmondgesicht. Er hatte für dieses neue Strafverfahren sich sowohl den Dank der Unterthanen, als die Anerkennung seiner Obern versprochen. War ein solcher Bußritt nicht angenehmer als Kerker- und Körperstrafe? Wurden dem Staate damit nicht Kosten erspart? Jetzt erfuhr er, daß das Ehrgefühl der Bürgersame anders urtheilte, und mit einem Fußtritt gegen die vertäferte Fensternische, der die Bleirahmen und runden Scheiben erzittern machte, verschwand er in's Innre. „Ich muß diese Rebellen," murrte er, „durch öftere Uebungen von der Zweckmäßigkeit meiner Anordnungen überzeugen. Bei Gott, die sollen noch zahm werden! Willading hat uns nicht umsonst für blutige Pensionsgelder die Festung gebaut."

Endlich ging Häfele's Reittour zu Ende. Der Bartputzer rutschte vorsichtig über den Croupe des wiegenden Holzthieres hinaus und wurde von dem langbeschnauzten, rothen Festungssoldaten mit lächerlicher Geschäftigkeit auf den Boden gestellt; dabei konnte dieser sich nicht enthalten, den schwindligen Häfeli, dem selbst die feste Mutter Erde noch eine Zeit lang fortschwankte, mit Grimassen zu verspotten. Da — Patsch! saß plötzlich eine derbe Maulschelle von hinten dergestalt auf seinem satyrischen Lippenwerk, daß der Puder auf dem zerquetschten Schnurrbart auf den schwarzen Rockkragen stob.

Unter schallendem Gelächter suchte der Mißhandelte, welcher den Thäter wohl kannte, aus dem gefährlichen Schwarm herauszukommen, während Felix sich alsbald dem Maurer beigesellte und mit ihm zum Städtchen hinaus durch die mittagsstillen Frühlingswiesen nach der „Steinbillen„ wanderte.

* * *

Bohnenblust ging still seines Weges. Dem schmallippigen Häfele war es aber ein Gräuel, ohne Geplauder selbander zu sein. Seine geschweiften Brauen zog er weit über die flache Stirn hinauf und sprach mit ernsten Augen: „Aber das hätte um meinetwillen jetzt einen schrecklichen Skandal absetzen können, wenn der Rothe um Hilfe gerufen" . . .

„Und mir die Bürger beigestanden wären, meinst Du?"

„Ja, freilich! Eine Empörung wäre entstanden, und das Alles um meiner Wenigkeit willen. Es ist doch schön, wenn man einen Anhang hat!"

„Ja, aber nicht nur unter den Weibern!"

„Wie Du redest, Maurer! Aber glaubst Du nicht, der Landvogt wird gleichwohl die handgreifliche Zurechtweisung seines Dieners nicht ungestraft lassen? Sie wird sicher für Dich Folgen haben, aber nimm mir's nicht übel!"

„Ich denke, eine Woche Festung oder Geldstrafe."

„Ich fürchte, ich fürchte — aber nimm mir's nicht übel! Du kennst den Kilchberger nicht wie ich. Ihr Zwei seid Feuersteine, und da gibt's Funken!"

„Hat er das gesagt vom Feuerstein?"

„Es könnte ihm ein Vergnügen sein, hat er damals erklärt, als ich Dich vor ihn in unsre Stube herunter bringen mußte, — es könnte ihm ein Vergnügen sein, Dir Deinen harten Sinn zu brechen. Ich fürchte, Heinrich — aber nimm mir's nicht übel! Du möchtest als mein nächster Nachfolger auf das Holzthier gesetzt werden."

„Und ich sage Dir, Bartputzer des Landvogts, ehe ich mich so hündisch bestrafen lasse, gebe ich — gibt's ein Unglück!"

Des Maurers Stimme dröhnte, als er stille stund und seinem kleinen Begleiter die Faust wies.

Felix zog die Lippen ein und schlug schnell eine andere Tonart an, indem er die mundgerechte Patsche pries.

„Die Maulschelle habe ich nicht um Deinetwillen ausgetheilt," schnitt ihm der Maurer das Wort ab. „Mir galt es die Ehre der Sache; denn zur Strafe gehört keine Beschimpfung von so einem lausigen Gesetzesdiener. — Aber wie bist Du so blitzschnell auf das Holz gerathen?"

Bohnenblust nahm dabei, langsamer gehend, Zunder und Feuerstein hervor, zog aus den weiten Falten seiner Werktagshose ein Kreuzerpfeifchen, steckte dasselbe in die linke Mundecke und schlug, den kalkweißen Kittel dem Winde vorhaltend, mit seinem Stahlmesser Feuer.

„Was, Heinrich," rief der Bartschaber erstaunt, „Du willst Tabak trinken?"

„Sie hätten ihn eher verbieten sollen," meinte jener gleichgültig, „damals, als das Kraut im Land noch nicht bekannt war. Und so lange Junker Kilchberger selber tabäklet, thut's der Bohnenblust auch; das Verbot ist nur wieder so ein Mittel, uns arme Leute unter dem Daumen zu halten."

„Das möchte ich dem Landvogt nicht sagen. Und zudem ist es ja ein Giftkraut, wie's in den Mandaten heißt."

„In den Mandaten steht viel, das die Herren am wenigsten glauben und halten. — Aber Du willst Deine Geschichte nicht erzählen?"

„Doch, doch! Ich muß nur noch erst da vorbei sein".

Häfele lenkte vom Feldweg ab und lief in weitem Bogen durch die Aecker um einen Kirschbaum herum, der oben auf dem Straßenborde im herrlichsten Blüthenschmucke stand.

„Du solltest doch den Teufelshornissen dort einmal die Baumspalte zupflastern," sprach der Hasenfuß, als der Maurer, gelassen rauchend, ihn wieder einholte. „Meine Muhme fürchtet sie auch . . ."

„Glaub's schon, die Muhme! Mit Hexen lebt kein Thierlein im Frieden."

„Heinrich, glaubst Du wirklich an Hexen? Und meine Muhme . . ."

„Habe ehedem auch nicht daran geglaubt; aber die Babe hat mich bekehrt."

„Wieso? Wieso?"

Der Maurer stopfte das Feuer in seiner Pfeife mit dem kleinen Finger hinunter und sagte: „Geht Dich nichts an, Felix! Meine



Familienangelegenheiten bleiben innert vier Wänden. Du willst mir Dein Geheimniß auch nicht auskramen."

„Doch, doch! Du mußt es hören, Du bist ein Ehrenmann; Du hast mein ganzes Vertrauen, Heinrich! Siehe, das kam so geschwind: Blitz und Puff! — Aber jetzt sind wir schon daheim."

„Du kömmst herauf; ich schenke Dir ein Gläschen ein."

Sie schritten eine Stiege hinauf, welche an der Außenseite des Hauses zu des Maurers Wohnung hinaufführte; mit einem derben Schlag auf die Thürklinke standen beide in der Küche.

„Was ist das wieder für ein verfluchter Qualm?" schalt Bohnenbluft. „Machst Du den Rauch, Elisabeth?"

Die Maurerin, welche eben am Kochherde in's Feuer blies, wendete ihr blaß geweintes Antlitz dem barschen Frager zu und rieb eine Thräne aus dem Auge. „Der Rauch ist schuld," sagte sie und verbarg den Kummer, den ihr die Nachricht der alten Barbara von ihres Gatten unüberlegter That verursachte.

„So, räuchert die Hexe wieder, die mir mein armes Knäblein quält, daß es fast die Lungen ausschreien muß?" Der Aufbrausende wurde von Felix sanft in die Wohnstube gedrängt, wo eben der halbjährige Heireli in der Wiege zappelte. Aber der mißmuthige Vater achtete sein nicht; er schritt zu einem Wandschrank, holte zwei Gläslein und die Branntweinflasche, nahm aus der Schublade einen angeschnittenen Brodlaib, schenkte ein und brachte, den giehrenden Stöpsel einsteckend, die Flasche wieder an ihren Ort zurück.

„Frau, sorge, daß der Schreihals schweigt!"

Elisabeth kam still herein, befriedigte den Kleinen und ging neuerdings in die Küche.

Die beiden Männer setzten sich zum Schnäpschen.

Der Bartscheerer war beim Anblick der jungschönen Mutter ganz liebeselig geworden, und obwohl sie ihn einmal durch ihre entschlossene Abfertigung derart beleidigt hatte, daß er es ihr nie zu vergessen gelobte, konnte er jetzt doch nicht umhin, Gutes von ihr zu reden.

„Höre, Heinrich, Du solltest Dein Weib nicht so grob anfahren; es thut ihr weh."

„Sie ist nur zu weich für mich. Wenn ich nach meiner Art ein wenig barsch bin, so fängt sie gleich zu flennen an — und ich werde katzwild. Das kann ich nicht ausstehen. Dann bin ich immer zu hart,

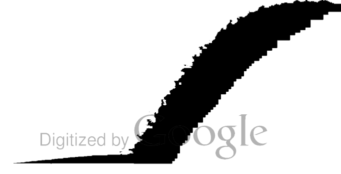
ich weiß es wohl. Und wenn sie mich dennoch so herzensgut anredet, so treibt's mir manchmal, ich sage Dir, das Wasser in die Augen ... Doch jetzt rücke einmal mit Deiner Geschichte hervor."

* * *

„Ja sieh," begann Häfele, „der Landvogt ist ein rascher Patron! Blitz und Puff! — Gestern um die Neune führte mich der böse Geist von meiner Verlobten, der Krämerrosel, weg noch zu einem Abendtrunk in den Falken. War da gerade die Rede vom aufgestellten Esel und Einer meinte, der Landvogt könnte doch denselben durch mich, den die Mutter als Sprossen eines ritterlichen Welschen in's Land herein gebracht, zureiten lassen. Ich fühlte den Stich. „Der Kommandant," gab ich dem Angreifer möglichst ausweichend zurück, „würde besser den Holzbock für seine 62 rothen Spitzbuben auf der Festung belassen haben; übrigens möge das Thier bald wieder vom Erdboden verschwunden sein und der Herr Junker vielleicht nur noch die Ohren davon kriegen." In meiner Weineshitze dachte ich bloß einen Witz zu reißen und nicht an das Staatsgefährliche meiner Worte. Hiemit ergriff mich ein Hatschier, der unbeachtet in einer Ecke gesessen, und führte mich unter allgemeinem Gelächter aus der Wirthsstube. Die Satansbrut! Am Morgen, als ich aus meinem Taumel erwachte, lag ich zwischen den kahlen Festungsmauern auf einer Pritsche, und als armer Sünder stand ich bald vor dem Landvogt, dem ich schon so manches Mal das Kinn geschabt und der nun ein schrecklich strenges Richtergesicht machte, als ob wir einander noch nie gesehen hätten. „Habt Ihr so gesprochen?" fragte er. „Nicht ganz so, Herr Kommandant," versetzte ich zitternd. „Wenn mir recht ist, so sagte ich, der Herr Junker werde nicht einmal mehr die Ohren kriegen! Aber ich bitte Vergebung, gnädiger Herr Kilchberger; ich war berauscht. Ich will Euch gerne zehnmal unentgeltlich rasieren!"

„Ihr lügt ... gut!" Er ging in das Nebenzimmer und ich athmete auf, als er mich nur zum Eselsritt verdammte. Blitz und Puff! Ein gnädig Urtheil! Aber wenn ich nicht sein Kinn so sauber schaben könnte und meine Muhme nicht so gute Würste im Kamin besäße — ich wäre gehängt worden!"

„Um des Himmels Willen," stürzte die Maurerin herein; „es kömmt ein Hatschier. O Heinrich, was hast Du auch gethan!"



„Ich schlüpfe hinter den Bettvorhang. Wenn er mich bei Dir sieht, so kommst Du in Verdacht.“

„Da bleibst, Bartschaber der Obrigkeit! — Herein!“

Der rothe Garnisönler vom Morgen trat ein, und verschmitzt über seinen frisch gepuderten Schnurrbart zu Boden blickend, zog er eine Vorladung wegen gröblicher Mißhandlung eines Amtsdieners aus der Rocktasche, gleichzeitig erklärend, daß er den Maurer sofort zu Begleitschaft zu nehmen habe.

„Ist nicht nöthig. Ich folge auf dem Fuße — aber ohne Hatschier!“

„Ich muß meine Befehle ausführen.“

„Geh freiwillig mit!“ bat Elisabeth in tausend Aengsten.

„Sofort!“ erklärte Bohnenblust, „aber ohne Rothrock!“

„Dann thut es mir leid, von meiner Pflicht Gebrauch machen zu müssen und Euch . . .“

Krach! Da brach ein Stuhlbein, und bevor der Söldling nur sein Seitengewehr berührte, packte mit eisernen Griffen der Maurer seine Arme und stellte ihn vor die Thür. „Um 1 Uhr bin ich auf der Festung!“ rief er wuthzitternd.

Garnisönler und Bartscheerer kollerten gemeinschaftlich die Stiege hinunter.

Der Zornbebende kam zurück an den Mittagstisch.

„Es ist doch himmeltraurig, was die Junker sich mit uns erlauben!“ stieß er nach längerm Schweigen hervor.

„Lieber Mann, mir ist nicht wohl um Dich! Das kömmt nicht gut. O Gott, wenn Dich der Landvogt nur nicht mit dem Esel straft!“ jammerte die arme Frau.

„Das denke nicht, Elisabeth! Mir wird Kilchberger diese Kinderstrafe nicht ansinnen, sonst will ich dafür sorgen, daß es nicht geschieht — beim heiligen Himmel!“

„Aber Du thust nichts Ungeschicktes, gelt Heinrich? O wenn nur Alle wüßten, wie unter Deiner harten Hülle ein gutes Herz schlägt! Gelt, Du denkst an mich und an Dein liebes Kind? Du kannst uns nicht unglücklich machen und ergibst Dich in Gottes Fügung?“

„Der Esel ist nicht Gottes Fügung; das elende Machwerk eines Vogtes ist er!“

„Denke an Dein Kind! Denke an die ewige Seligkeit! Nein, Heinrich, Du thust Dir kein Leid an, wenn Du auch auf das hölzerne Thier müßtest! O, sieh mich an!“

Sie sank weinend vor ihm auf den Boden; er stieß sie weg, nahm stumm den Wollhut von der Ofenecke und ging aus der Stube.

Punkt 1 Uhr war der Maurer fortgegangen. Als zwei Stunden vorüber, als drei, vier verflossen waren, als der Abend und bald nach ihm die Nacht anbrach und der Vater nicht heimkam, da ward der guten Frau erst recht unsäglich bange; sie wußte sich nicht mehr zu helfen und warf sich schluchzend über die Wiege ihres Heireli, in Gebet und Thränen einige Fassung zu gewinnen. Das Knäblein schlummerte so ruhig; im Hause war Alles so todtenstill. Kein Mensch kam zu ihr, mit sanften Worten sie zu trösten. Sonst hatte sich oft die Babi gezeigt, wenn Heinrich nicht zu Hause war; auch diese blieb aus. Elisabeth ging in die Küche, das Nachtessen zu bereiten, stillte ihr Kind und legte sich endlich zu Bette.

Gegen Morgen weckte sie plötzlich ein schriller Schrei, der in einem langen Stöhnen erstarb. Sie fuhr auf und meinte geträumt zu haben; denn ringsum herrschte noch Grabesruhe. Da klopfte Felix auf der Vorlaube und rief sie zur Muhme herunter, die im Sterben liege.

Als Elisabeth erschien, war der Neffe schon fortgerannt, neben dem Bette nur eine brennende Oellampe zurücklassend. „Ach, gewiß die gestrige Aufregung und das Saufen!“ seufzte die Maurerin vor sich hin, ihr die Stirne mit Kirschwasser befeuchtend. Wehmüthig gedachte sie der gemüthlichen Alten, und wiewohl sie dieselbe nicht von jeder Schuld freisprechen konnte, bedauerte sie doch, daß ihr Gatte die Babe so oft als Hexe und Quälerin ihres Kindleins beschuldigt, und ein Schatten lagerte sich auf die Seele der Verlassenen, daß ihr Herz heftig überquoll. Mit einer zuckenden Bewegung schlug die Sterbende die Augen auf.

„Elisabeth, schneide eine Wurst aus dem Kamin . . . Herr Kilchberger wird wohl bald da sein . . . Ich will testiren . . . Was weinst? . . . Heinrich ist, scheint es, nicht mehr heimgekommen . . . Sei getrost. . . . Der Landvogt muß ihn wieder loslassen . . . Ich habe euch viel Arges gethan . . . Verzeihe mir, Elisabeth, ich muß jetzt sterben . . .“

„Tausend, tausend Mal! Barbara, Du kannst selig sterben! Vergib Du uns, verzeihe meinem Manne!“

„Ich will's wieder gut machen ... Wenn sie nur bald kämen! ... Hörst Du sie noch nicht? . . .“

Elisabeth öffnete einen Fenstertheil und horchte in die kühle Frühlingsdämmerung hinaus, indessen fiel die Muhme wiederum in Ohnmacht.

* * *

Hastig trat Felix, als die Sonne schon wie eine behagliche Landvögtin über den „Striegel“ schaute, in das Krankenstübchen, welches hinter dem Wohnzimmer lag.

„Ist sie schon hinüber?“ frug er erschrocken die Wärterin.

„Ich glaube nicht.“

Einige Hoffnung schöpfend, erzählte der Redselige nun der Maurerin, wie er zuerst auf das Schloß und zum Notarius geeilt sei und jetzo in seiner Verwirrung, den Arzt zu rufen, vergessen habe. „Denn,“ sagte er, „wenn die Muhme nicht mehr testiren könnte, so käme ich viel zu kurz! Wie bin ich froh, daß Herr Kilchberger, meiner jüngsten Missethat in Gnaden vergessend, so gütig gewesen und auf das besondre Verlangen der Sterbenden hin erschienen ist. Jetzt kann alles noch gut gehen!“

Der Landvogt befühlte die Stirn der Kranken. Sie wachte plötzlich auf und lächelte.

Felix beugte sich liebreich über sie und sprach: „Die Herren sind jetzt da — aber nicht wahr, liebe, liebe Muhme, Du willst noch nicht sterben! Nein, gelt nicht!“

„Ich sterbe, Felix.“

„Sie wollen Deinen letzten Willen vernehmen. Der Herr Kommandant und sein Schreiber sind da! was sollen sie schreiben, liebe Muhme?“

„Das ist recht, daß sie da sind. — Dir will ich das Haus geben!“

„Das Haus soll mein sein, sagt sie,“ sprach der Balbier, das Kinn streichend. „Und der Acker in der Gishalden?“

„Ist auch Dein,“ sagte sie kaum hörbar. Doch Häfele hörte gut. „Der Acker auch, Herr Notar!“

„Halt, das hab ich nicht verstanden!“ unterbrach Kilchberger, der wachsam neben der Bettstatt auf einem Stuhle saß. „Ist es wahr, Frau Barbara?“

Sie nickte.

Studer notirte auf des Landvogts Wink.

„Und die hundert Gulden, die an Zinsen liegen?“ frug der Neffe weiter, mit liebreich bittenden Augen sich wiederum auf die Sterbende niederbeugend.

„Die sollen des Maurers Söhnlein gehören.“

„Wa — was? Sag's noch einmal!“

„Die hundert Gulden sollen dem Söhnlein des Heinrich Bohnenblust gehören!“ diktirte Kilchberger dem Notar in die Feder.

„Und weiter?“ ergriff der Landvogt das Wort.

„Ich habe nichts mehr.“

Barbara schloß zur Hälfte die gebrochenen Augen, wandte das Angesicht vom Lichte weg und verschied.

Die Maurerin war die Zeit über wie auf Kohlen gestanden, und als der Landvogt sich anschickte, mit den Andern in die Wohnstube hinaus zu treten, hielt sie ihn schnell entschlossen zurück.

„Herr Kilchberger,“ sprach sie mit leisem Zittern, „wollt Ihr mir auf einen Augenblick Gehör schenken?“

„Recht gern, gute Frau!“ lächelte er mit seinem ganzen Antlitz, die Thüre nach der Vorderstube hin zustoßend.

„Ihr habt gestern meinen Mann vor Gericht gezogen,“ sagte sie halblaut. „Jetzt bin ich stets in Aengsten und konnte keine Minute schlafen, weil er nicht heimgekommen!“

„So, seid ihr die Frau dieses widerspenstigen Maurers? — Ihr paßt auch nicht zusammen!“

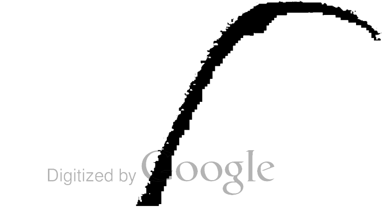
„Ich bitte Euch um der Gerechtigkeit willen, Herr Landvogt, rechnet ihm seine barschen Redensarten nicht an! Das ist seine Natur, und er meint es immer besser, als er's sagt.“

„Er muß sich beugen; er muß wissen, daß eine Obrigkeit besteht.“

„Ach, ich habe ihm auch zugeredet, sich in Euren Willen zu fügen, und das hat mir nur seine Mißhandlung eingetragen!“ Das brave Weib brach in Thränen aus.

„Wie! Er hat Euch mißhandelt? — Besondre Umstände legen es mir nahe, ihn zum öffentlichen Ritte zu verurtheilen.“

„O straft ihn, aber nur nicht so, nur nicht mit dem Esel! Ihr ruinirt unser Familienglück!“ flehte Elisabeth, beinahe zu Boden sinkend. Aber sie faßte sich plötzlich und trat einen Schritt zurück,



als Kilchberger mit eigenthümlich freundlicher Geberde seine beiden Hände auf ihre Schultern legte.

„Er hat euch lieblos behandelt und Ihr könnt noch an ihm hangen?"

„Bestraft ihn, Herr, bestraft ihn!"

„Nur nicht zu laut!" flüsterte der Dickbauch. „Weib, der Mann soll morgen heimkommen — aber schweigt!"

Mit diesem drohenden Befehle wandte er sich der Thüre zu, von welcher der lauschende Häfele schnell weghuschte, und schritt mit dem Notare, der draußen wartete, nach der Stadt zurück.

„Kann Dich jetzt schon wieder entbehren, Elisabeth," sprach der Bartscheerer, mit giftigen Blicken die Abgehende verfolgend.

„So muß ich hinter ihrem Sarg noch in den Hut hinein fluchen," sagte er, als er einzig vor der Todten stand.

„Aber die Maurerin, das falsche Weib, hat sie bestochen, auf dem Sterbebett herum gebracht. Daß ich auch fortrennen mußte! Hundert Gulden! Ich möchte mir die Haare ausraufen. Und dem Landvogt habe ich auch goldene Berge versprechen müssen, daß er nur sich vom Fleck verbläht hat, der Alten ihre verrückte Grille zu erfüllen!"

Felix zog ein Leintuch über die Leiche, schloß das Haus ab und ging in die Stadt.

„Was brauche ich zu wachen? — Ja, wenn die hundert Gulden mein wären — die hundert Gulden!" seufzte er. „Aber fort sind sie, sie sind mir abgestohlen worden, Blitz und Puff!"

Da kam Bohnenblust den Feldweg her.

„Weißt Du auch, was letzte Nacht vorgegangen ist? Denke, die Muhme ist gestorben."

„So?"

„Ja."

„Ein leichter Tausch gegen die schwere Babe!"

„Du solltest sie nicht verspotten, Maurer. Ursache hast Du, Ihr dankbar zu sein!"

„So?"

„Und mir auch, mein ich! Ich habe ihr zugesprochen, Deinem Buben hundert Gulden zu vermachen."

„Du lügst!"

„Nein. Hundert Gulden hat sie ihm testirt, wenn ich's zufrieden sei."

„Kann nicht sein!"

„Muhme! sagte" ich, „was quält Dich noch, daß Du nicht sterben kannst?" — „Daß der Maurer meint, ich sei eine Hexe und plage sein Kind!" wimmerte sie. „Weißt was," sprach ich, „schenke dem Knäblein die hundert Gulden, welche an Zinsen liegen; ich brauche sie nicht, ich verdiene ja genug! dann wird Heinrich von seinem Irrthum bekehrt werden."

„Was?"

„So ist's. Und der Landvogt, wie der Notar Studer, welche zugegen waren, können es bezeugen. Wie machst Du Augen! Ja gelt, das ist ein schönes Schmerzensgeld für Deinen Heireli! — Glaubst Du's noch immer nicht? So frage Deine Frau; sie ist beim Testament auch gegenwärtig gewesen und hat es gehört . . . Und dann muß ich Dir noch etwas sagen — aber nimm es nicht übel! Ich meine es immer gut mit Dir. Deine Frau hat mit Kilchberger, als der Notar und ich in die Stube hinaus getreten, noch etwas Heimliches gehabt. Ich hörte, daß sie ihm klagte, Du habest sie geschlagen. Du kennst den Landvogt — aber verrathe Deiner Frau ja nichts von mir!"

„Ist das wahr, Bartscheer, — wirklich war?"

„Wenn Du's nicht glauben magst, so frage doch Herrn Studer!"

Bleichen Angesichts schritt Bohnenblust die Stiege hinan.

* * *

Elisabeth saß mit dem Büblein eben beim Breitopf, als Heinrich eintrat, und ließ es vor Freuden fast auf den Boden fallen. Er wies sie düster zurück und setzte sich auf die Stubenbank, Arm und Haupt auf die Tischecke stützend. „Herr Gott, was kommt da noch über mich!" stieß er schwer hervor.

„Ist es auf der Festung nicht gut gegangen?" fragte die Angstvolle.

„Ueber Erwarten gut. Aber nach Allem, was ich erfahren muß, will ich Dir sagen: Der Beschluß steht fest, wenn ich noch einmal mit Kilchberger zusammengerathe, so — so — so ersteche ich ihn!"

„Beim Allmächtigen! Heinrich, Du bist wahnsinnig!"

„Kann wohl sein, daß ich noch wahnsinnig werde, — wird wohl sein."

Die Maurerin begann zu schluchzen; aber sie stürzte sich nicht zu ihres Mannes Füßen, obwohl die Angst mit furchtbarer Last sie niederdrückte. Sie stützte sich nur auf eine Stuhllehne.

„Was hast Du! Vertraue mir's, Deinem treuen Weibe! Ich will Dir alles Unglück tragen helfen. — Ist's etwa der Strafesel?„

„Nein, etwas Anderes drückt mich — etwas Anderes!" Er senkte wiederum trübsinnig sein Haupt; plötzlich fuhr er empor: „Wo bin ich hingerathen, ich Elender!"

Der Gepeinigte ging hinaus, sich Luft zu schöpfen. Da traf er just auf der Stiege den Balbierer, welcher Miene machte, sich rückwärts zu begeben.

„Was schleichst Du da herum?"

„Ich schleiche nicht herum! Eben will ich Deine Frau bitten, für meine Mutter doch auf morgen Mittag zum Leichengeleite zu laden,„ sprach der Redegewandte und rückte wieder tapfer einen Tritt aufwärts.

„Das ist nichts mit Deinem Gerede von vorhin!"

„Will Dir halt nicht in den Kopf!" spöttelt der Kleine.

„Nein, es ist eine verdammte Lüge!„

„Hi, hi, hi! Wirst wohl noch zum Glauben gelangen!" kicherte jener und retirirte die Stiege hinunter.

Dies boshafte Gekicher löste die Wurzeln seines unerschütterlichen Vertrauens! Er stand eine geraume Zeit, in sich versunken, auf der Bretterlaube.

„Nein! Sie ist rein wie die Engel im Himmel! Sie muß! Ja! Und doch die unbegreifliche Milde des Landvogts . . . Ich kann's nicht mehr aushalten!" Er stampfte auf die Laubendiele.

„Lieber Gott! was ist heruntergefallen?" kam Elisabeth herausgestürzt.

„Nichts. Felix ist dagewesen und wünscht, Du mögest für seine Muhme noch heute zum Begräbniß laden." Mit diesen trockenen Worten ging der Maurer die Treppe hinunter und fort, um bis zum folgenden Tag nicht mehr heimzukommen.

Elisabeth ging hinein und fiel auf die Kniee. Warum? Sie wußte es nicht. Zu Gott flehen für ihren verstörten Gatten wollte sie, daß er ihn wieder aus dem räthselhaften Kummer heraus auf die richtige Bahn leiten möchte. Aber in ihrer Verwirrung konnte sie nicht beten.

„Er weiß nichts von der Unterredung. Soll ich es ihm offenbaren," dachte sie. „Nein! Tausendmal lieber den stillen Vorwurf einer Verheimlichung im Herzen tragen, als ihn durch diese glücklich überstandene Gefahr von Neuem in Rachsucht gegen den Landvogt treiben!"

Sie warf ihre schwarzen Feierkleider um, nahm ein Brodsäcklein unter das Fürtuch — denn das Leichenbitten ward mit einer milden Spende belohnt — und begab sich, nachdem sie den Kleinen einer Nachbarin zur Obhut anvertraut, als Kirchenladerin auf den Weg. Sie hoffte, unter Leuten einwenig Trost zu gewinnen; aber als sie im Abenddunkel wieder den Hausschlüssel drehte, war sie mehr niedergeschlagen als ermuthigt. Von Heinrich hatte sie nichts vernommen. Sie fühlte, daß Alles zerfiel, und wünschte mit der Muhme in's Grab zu steigen.

Um 11 Uhr des folgenden Tages standen auf dem rein gescheuerten Platze vor dem Trauerhause Häfele's die Freunde und Bekannten und Alle, die geladen worden waren, um der Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Auch Elisabeth befand sich unter ihnen; aber sie nahm keinen Theil weder an dem dumpfen Grollen der Männer, noch an dem heftigen Geschwätz der Weiber. Zwei Männer trugen den schweren, schwarzen Sarg aus der Stube und stellten ihn auf ein profanes Reitwägelchen, an welchem ein Pferd vorgespannt war. Die Männer hielten ihre Dreimaster in den Händen, bis der Zug sich in Bewegung setzte; dann folgte die Menge in stiller Andacht Felix Häfele, als erster Verwandter, ging zunächst hinter dem Sarge mit der wehmüthigsten, frömmsten Miene von der Welt. Das halbe Gesicht verdeckte er freilich mit dem Hute, und ob er nun in denselben fluchte, bleibt dahingestellt. Als der Fuhrmann an dem Kirschbaume vorbeikam, surrten wenigstens ein paar Hornissen herbei, und eine stach den schnaubenden Gaul in die Nüstern, so daß er ausschlug und mit der dicken Babe in die Aecker hinausrannte. Das gesammte Leichengefolge, besonders die Weiber, flatterten wie gepeitschte Hühner nach.

„Jetzt hat's gefehlt!" rief der Maurer, welcher bedufelt vom Städtchen her kam und den unfreiwilligen Abstecher in die Matten hinaus bemerkte — „jetzt ist Alles verloren!"

Eine unnennbare Angst wandelte ihn plötzlich an. Mit gezogener Mütze schritt er langsam am Leichenzuge vorüber und warf einen



schmerzlichen Blick, wie zum letzten Abschiede, seiner Gattin zu, die bei den hintersten Frauen ging.

Heimgekommen, pflasterte er eben mit der Maurerkelle an dem verhängnißvollen Baume herum, als schon der Garnisönler in Eile daher schritt. Diesmal widerstrebte er nicht, mit ihm zu gehen. Er trug die Pflastermulde nach Hause und besuchte noch sein Knäblein in der Stube, das schlummernd in der Wiege lag. Als er es eine Weile betrachtet hatte, da fielen unversehens Thränentropfen auf das Decklein nieder. Leise verschloß er die Thüre und verließ mit dem Rothrock die Wohnung.

„Eben hat ein Landjäger Deinen Mann wieder auf die Festung geführt. Alle Leute erzählen davon!“ sprach nach der Todtenfeier die Krämerrosel zur Maurerin, da sie mit den Andern die Kirchentreppe in das Städtchen hinunter stiegen. Die arme Frau wurde bleich wie der Tod. Sie hatte vom Grabe weg den Bartscheerer in's Schloß rennen sehen.

„Was muß ich anfangen? Lieber Herr Jesus, rathe mir! Ach, ich kann nicht zum Landvogt . . . und doch . . . heiliger Gott, hilf mir! Mein Mann, mein Heinrich darf kein Mörder werden!“ Tausend Gedanken durchwirrten ihr Gehirn.

Die Weiber umstanden sie, riethen und redeten.

* * *

„Ihr wißt, Maurer, unter welchen Bedingungen, die leicht zu erfüllen gewesen, ich vor zwei Tagen Euch freigelassen habe, und nun seid Ihr schon wieder von Felix Häfele, dem Bartscheerer, eines doppelten Frevels angeklagt.“

„Zwiefache Klage, Herr Landvogt?“

„Zum Ersten habt Ihr durch unverzeihliche Fahrlässigkeit auf sündhafte Weise seinen Todtenzug in Unordnung gebracht, trotzdem man Euch vielfach ermahnet, die Thiere abzutödten.“

„Einmal hat er davon gesprochen — ja! Und zum Zweiten?“

„Zum Andern wagt Ihr, verbotenen Tabak zu trinken.“

„So? Der vergißt nichts. — Es ist wahr.“

„Warum thut Ihr, was von der hohen Regierung doch strengstens untersagt ist?“

„Herr Kilchberger, weil auch Ihr tabäklet.“

Der Landvogt schaute, ganz verblüfft über solche freche Offenheit, nach dem anwesenden Gesetzesdiener, welcher sich heimlich belustigte.

„Hinaus vor die Schloßthüren!“ kommandirte der Gestrenge.

Der Garnisönler drehte sich zum Abmarsch.

„Euer trotziges Wesen befremdet mich nicht mehr; aber ich rathe Euch, die Zunge zu hüten!“

„Braucht nicht der Vermahnung. Nur habe ich geglaubt, zwischen dem Menschen Kilchberger und dem Menschen Bohnenblust sei vor dem Gesetze kein Unterschied, auch im Tabaktrinken nicht.“

„Das Maul gehalten, frecher Wurm!“

„Herr Landvogt, ich bin schuldig. Bestraft mich!“

„Gemäß des Tabakverbotes trifft Euch 50 Pfund Buße, und was den ersten Punkt anlangt, so kann ich nach dem, was voraus gegangen ist, nicht anders, als Euch zum hölzernen Esel verurtheilen.“

Der Maurer erbleichte. „Weil Ihr nicht wollt, Herr Landvogt! Weil Ihr mir die Ehre zu rauben trachtet!“

Kilchbergers Augen flammten. „Ja, das will ich! Krümmen sollst Du Dich, Rebelle!“

„Herr Landvogt, ich unterwerfe mich ganz gern, aber verwandelt meine Strafe in Kerker!“

„Ha, Du willst mir befehlen?“

„Ich bin gewiß gegen keine gerechte Regierung, beim Himmel nicht! Aber Ihr, Herr Junker, werdet Euch nicht unterstehen, mich auf den Esel zu bringen!“

„Wollen sehen. — Heda, Handschellen!“

Kalter Schweiß trat auf des Maurers Stirn. Er warf sich vor dem Landvogt nieder: „Um Gottes Barmherzigkeit willen . . . nein! Thut's nicht! Thut's nicht!“

„Ha, ha, ha! Jetzt fängt er sich an zu winden, aber zu spät! — Die Handschellen an!“

Wie ein Tobender schnellte der Maurer vom Boden auf, riß wild dem herantretenden Hatschier die Fesselringe aus der Hand und schleuderte sie verzweifelt durch die krachenden Fensterscheiben; sein Messer knackte in der Hosentasche. Doch im selben Augenblick drang durch die zertrümmerten Bleifenster ein seltsames Geräusch, ein Hämmern und Sägen und Geschrei aus der Stadt herauf, daß Kilchberger an's Fenster trat und ob dem, was er drunten wahrnahm,

auf geraume Zeit Alles um sich her vergaß. Dann wendete er, vor Zorn zitternd, sein mit dunkler Röthe übergossenes Vollmondgesicht dem Maurer zu, neben welchem der Hatschier, Befehle gewärtigend, stand. „Bis auf Weiteres will ich Dich der Gefangenschaft überweisen, da ein besondrer Fall vorliegt, worüber ich erst noch die gnädigen Obern konsultiren muß,“ sprach er. „Hatschier, bring ihn in die hintern Zellen!“

Als Bohnenblust im düstern Treppengewölbe neben dem rothen Festungssoldaten ging, kam eilig der Bartschaber, vorgebeugten Körpers und die Hände auf die müden Kniee stemmend, herauf gestiegen.

„Gnä . . . diger . . . Herr . . . Kommandant! . . . Mehr als . . . fünfzig Weiber . . . zerhauen und schleppen . . . den Esel bei der „Schaal“ in die Aare . . . und des Maurers Frau . . . ist die Anstifterin.“

„So? Des Maurers Frau?“

Der Keuchende, seinen Irrthum wahrnehmend, wich aus und hastete weiter treppauf.

Drei Wochen dauerte die Kerkerhaft. Mit mancherlei Gedanken im Abendlicht nach Hause gehend, sah der Maurer seinen schnellen Widerpart hinter sich her schritteln; Häfele hatte seinem Balbierstübchen in der Stadt Feierabend gegeben. Bohnenblust verbarg sich hinter dem Hornissenbaum auf dem Rasenborde und trat hurtig hervor, wie der Kleine vorüberschoß. Derselbe wollte Fersengeld geben.

„Halt, Judas! Jetzt bekennst sofort, daß Du meine Frau verlogen und verleumdet hast.“

„Bist schon heraus? Hat Dir Elisabeth die vierte Woche abverdient?“

„Satan! Bekenne, daß gelogen!“ Er griff ihm an die Gurgel.

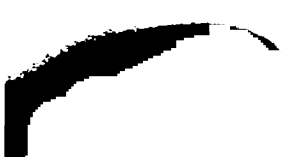
„Laß mich los — o! Ich will Dir die 100 Gulden einkassiren.“

„Die sollen an Zinsen stehen bleiben. Bekenne, daß gelogen!“

„Heinrich, laß mich leben — o! Erbarme Dich! . . . Ich will . . . den Kamin . . . repariren.“

„Das will ich nun selber thun. Du hast mich angelogen? Sag's, sonst sieh da!“ Er drückte ihm die Nase gegen die Baumspalte und stieß mit dem Finger hinein, daß eine der aus dem Schlummer geweckten Gelben dem Bartscheerer zornig in die Haare flog.

„Nein! . . . O Barmherzigkeit, sie sticht! . . . Ja!“ stotterte



der zähe Sünder endlich in Todesangst. „Sie hat für Dich bei Kilchberger nur angehalten."

„Geh, Du Tropf!" Er warf ihn wie einen Wollensack an das grüne Bord und begab sich mit leichtem Herzen in sein Daheim.

Von nun an war der barsche Maurer verändert. Wenn Elisabeth den lächelnden Heireli am Abend dem heimkehrenden, arbeitsmüden Vater entgegentrug und er sie frug, warum ihr Knäblein inzwischen so friedlich geworden, dann antwortete sie mit freudig aufleuchtenden Augen: „Darum, weil die Mutter nicht mehr so viel um den Vater zittern und weinen muß."

Emanuel Kilchberger erhielt endlich von der vielbeschäftigten und deshalb etwas langsamen Kanzlei zu Bern einen Bescheid, welcher gar nicht Wasser auf seine Mühle war. Er möge, besagte derselbe, sich künftighin solcherlei anstößiger Strafen enthalten und beim erprobten Alten verbleiben. Die Frauen aber, welche aus Unbedacht und Fürwitz gehandelt, damit ihre Männer nicht auf den Esel gesetzt werden möchten, sollen mit einer „scharpfen Vermahnung" davonkommen.

(„Hausschrift" von Joh. Jb. Fehlmann.)



Kloster Olsberg.

Kulturhistorische Bilder von **K. Biedermann.**

Schluß.

Während der Rathsherr dem Schaffner die ansehnliche Aussteuer seiner Tochter an baarem Gelde hinzählte und dann wohlgemuth heim ritt, überzeugt, das Glück der Tochter begründet zu haben, trat diese, geführt von der Laienschwester, die sie an der Pforte empfangen, in das Zimmer der Oberin, welche ihrer in einem Lehnstuhl harrte.

Agnes küßte ihr die Hand und harrte dann bescheiden auf eine Frage.

Die Aebtissin betrachtete die Novize von Kopf zu Füßen und was sie sah, bestärkte sie in dem Entschluß, Agnes den Aufenthalt im Stifte zu verleiden und sie zu veranlassen, in ein anderes Kloster



zu gehen. Sie war überzeugt, in diesem starken Leib wohnte keine schwache Seele. Das Auge verrieth Geist und sicher auch einen festen Willen; ja es war nur zu wahrscheinlich, die verhaßte Anna Müller sei in Agnes Küfer auferstanden. Nach einer langen Pause sagte sie:

„Du willst also in den Orden eintreten, welcher seine Stiftung dem heiligen Bernhard verdankt und dem auch diese Räume geweiht sind."

„Hochwürdige," entgegnete Agnes nur halbleise, „es ist der Wille meiner lieben Eltern, denen ich gerne gehorche."

„Kennst Du die Regeln unseres Ordens schon?"

„Der hochwürdige Herr Stadtpfarrer las mir sie einigemale vor."

„Nun gut, ich will es mit Dir versuchen. Ich war zwar fest entschlossen, keine Novize mehr anzunehmen, welche die durch die Stifter festgesetzte Ahnenprobe nicht leisten kann. Der Hochwürdige zu Lützel, unser geistlicher Oberhirt, hat sich so angelegentlich für Dich verwendet, daß ich versuchsweise Dich annehmen will. Ich sage versuchsweise, denn um zu erproben, ob Du wirklich die geistige Kraft besitzest, das schwere Kreuz der Zisterzienserin zu tragen, muß ich Dir einige Kasteiungen auferlegen, welche Dir Schmerzen verursachen werden, welche aber dennoch dasjenige Maß nicht erreichen, welches fromme Bräute des Gekreuzigten sich freiwillig auferlegen. Willst Du Dich willig Allem unterwerfen, was ich zum Heil Deiner Seele vorschreiben werde?"

„Hochwürdige, ich weiß, die Nonne und mehr noch die Novize ist ihren Obern unbedingten Gehorsam schuldig. Ich werde Alles aufbieten, mir Euer Wohlwollen zu erwerben."

Ein sarkastisches Lächeln umspielte den Mund der Oberin. Dann fuhr sie fort:

„Lege nun diesen weltlichen Tand ab und zieh' diese Kutte an, sie ist nebst dem Schleier das Einzige, was wir tragen dürfen."

Die Oberin schellte, die Novizenmeisterin und zugleich die Laienschwester Anastasia, welche die Stelle eines Arztes in minder wichtigen Fällen bekleidete, traten ein, halfen Agnes bei dem Umkleiden, wobei Anastasia sich zugleich überzeugte, daß der Leib der Eintretenden gesund war. Die Novizenmeisterin ordnete der Novize das Haar und band ihr den Schleier über den Kopf.

„Schwester Franziska," sprach nun die Aebtissin, während ein teuflisches Lächeln ihren Mund umspielte: „Nach langer reiflicher

Ueberlegung habe ich gefunden, es ist besser, wir legen dem lieben Kinde gleich jetzt die Bußübungen auf, die es doch später als geweihte Nonne auf sich nehmen müßte. Findet es das Kreuz der Zisterzienserin zu schwer für seine geistige Kraft, so ist es doch noch frei, auszutreten und sich einen Orden zu wählen, dessen Regeln leichter sind, als diejenigen des Unsrigen. Seht, ich habe hier aufgeschrieben, wie Agnes behandelt werden soll.

Sie hat dem Gottesdienste jederzeit beizuwohnen, in der freien Zeit soll sie sticken, ich weiß, sie ist Meisterin in dieser Kunst. Ihre Mahlzeit bringt man ihr in die Zelle, gleiche Kost wie für uns. Morgen erhält sie nach der Frühmesse die kleine Disziplin, ihr wißt, sechsunddreißig Geißelhiebe auf den bloßen Rücken. Uebermorgen trägt sie eine Stunde lang den Bußgürtel, und so den einen Tag Geißelhiebe, den andern den Bußgürtel, bis ihr Leib aussieht, wie derjenige unseres himmlischen Bräutigams, nachdem ihn die Heiden mit Ruthen gepeitscht. Jedesmal nach der Kasteiung nimmt Agnes ein Bad und spaziert eine Stunde im Garten. Nach der Mittagsmesse kommt sie hieher und liest mir ein Stündchen vor, wobei ich mich dann überzeugen kann, ob die Bußübungen richtig vollzogen werden und das liebe Kind Gelegenheit hat, mir sein Herz zu öffnen. Jetzt führt sie in ihre Zelle, gebt ihr die Ordensregeln zu lesen und sorgt, daß sie ihre Mahlzeiten richtig erhält.

Sie bot Agnes die Hand, welche dieselbe küßte und dann mit der Novizenmeisterin ihre Zelle aufsuchte. Es war dies ein längliches Zimmerchen, das nichts enthielt als eine hölzerne Bettstelle, den von den Regeln vorgeschriebenen Strohsack, Strohkissen und Wolldecke, ferner ein Tischchen, zwei Sessel, einen Wasserkrug, ein Waschbecken, einen zinnernen Becher und einen Betschemel vor dem Bilde des Gekreuzigten. An der kahlen Wand hingen zwei Geißeln, jede mit drei starken Lederriemen, an den Enden derselben waren bei einer Geißel kleine runde Eisenplättchen befestigt, die Sporrenrädern täuschend ähnlich sahen. An einem andern Nagel hing der Bußgürtel, ein handbreiter sehr starker Lederriemen mit Schnalle, inwendig mit einigen hundert kleinen scharfen Nägelspitzen versehen.

Nachdem sich auch die Novizenmeisterin entfernt hatte, setzte sich Agnes an das kleine vergitterte Fenster, das eine sehr schöne Aussicht gegen Süden, auf den mit Buchen bewaldeten, sanften Hügel darbot.

Die nächste Umgebung sah man nicht, die Mauer war zu dick und die Eisenstäbe gestatteten kein Herausstrecken des Kopfes. Agnes begehrte auch nichts zu sehen, ihr Herz war voll und schwere Gedanken lasteten auf ihrer Seele.

Sie hatte sich das Kloster als einen Garten Gottes vorgestellt, in welchem fromme Bräute des Gottessohnes in Liebe und Andacht wandelten, wo weder leibliche Noth, noch geistiger Kummer und Sorge die Gottgeweihten in der stillen Betrachtung des zu ihrem Seelenheil Dienenden störten. Unter der Oberin hatte sie sich eine Mutter gedacht, die nur mit Liebe ihre Kinder leitete. Wohl hatte ihr der Stadtpfarrer leise angedeutet, wie die Nonnen, um ihrem Vorbild näher zu kommen, zuweilen den sündigen Leib kasteien. Sie hatte dies aber kaum beachtet und sich dabei mehr ein Fasten und Entsagen materieller Genüsse vorgestellt. Was dann die Geißelung anbetraf, welche die Zisterzienserinnen vor jedem hohen Festtag gemeinsam vollziehen, hatte sie sich gesagt, was Alle thun, das vermag auch ich zu erdulden. – Und nun — — —

Gleich bei ihrem Eintritt ließ man sie bitter fühlen, daß sie eine bürgerliche war, die man blos aus Gnade aufnahm. Man hatte ihr Büßungen vorgeschrieben, an die sie nur mit Schaudern denken konnte. Werde ich es ertragen? fragte sie sich und ihr thränenfeuchtes Auge sah auf zum blauen Himmel. Sie sank auf die Knie und flehte zum Himmel um Kraft, die Martern zu ertragen, mit denen sie bedroht war. Der Schleier war zerrissen. Der geträumte Garten Gottes schien sich in eine Hölle verwandeln zu wollen.

So fand sie die Laienschwester, welche die reichliche Abendmahlzeit brachte. Barfuß, wie alle Bewohnerinnen des eigentlichen Klosters, war sie so leise hereingekommen, daß Agnes sie nicht hörte und zusammenschrak, als dieselbe freundlich fragte:

„Liebes Kind, was fehlt Dir, daß Du so traurig bist, die Augen von Thränen feucht sind?“

Agnes hatte sich schnell erhoben, suchte die Spuren der Thränen zu verwischen. Die Laienschwester fuhr halbleise im freundlichsten Tone fort:

„Kennst Du mich nicht mehr, die Elsbeth Fischer, die Schwester der Waschfrau Deiner Eltern, Agnes?“

„Ach, liebe Elsbeth,“ rief die hocherfreute Novize, „wie, Du bist hier?“

„Ja, Agnes, nach dem Tode meines lieben Mannes trat ich als Laienschwester in das hiesige Stift, wo ich zeitlebens wohl versorgt bin. Nun sage mir aber offen, warum so traurig, Kind? So viel ich weiß, warst Du von Geburt an der Kirche geweiht. Hat man dennoch Gewalt anwenden müssen, Dich hieher zu bringen? Sprich aber leise, hier haben die Mauern Ohren.“

„Nein, Elsbeth, ich kam mit Freuden hieher, allein der Empfang war derart, daß der süße Traum eines beschaulichen Lebens schnell verflog.“

„Kränkt es Dich, daß Du barfuß gehen mußt, nichts am Leibe tragen darfst, als die grobe Kutte?“

„Gott bewahre, Elsbeth, Alles das wußte ich zum Voraus. Allein die fürchterlichen Kasteiungen, die ich als Prüfung an mir vollziehen lassen soll, haben mir das Klosterleben gründlich verleidet.“

Sie theilte nun der Laienschwester mit, was ihrer harrte. Diese schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Agnes,“ sagte sie endlich, „die Oberin muß einen besondern Grund haben, Dich zu quälen, wie es noch selten bei einer Novize geschah. Ich selbst sah noch nie etwas Aehnliches, habe zwar gehört, in längst vergangenen Zeiten habe man Mädchen, die sich widersetzlich zeigten, Fluchtversuche anstellten, bis auf das Blut gegeißelt. Leider kann ich Dir nur insoweit helfen, daß ich Deinen armen Leib wasche und salbe.“

„Könntest Du mir nicht einen Brief an den Vater besorgen? Ich zweifle nicht, er würde mich sofort abholen.“

„Glaube das nicht, Agnes. Er könnte Dich ja gar nicht direkt sprechen und die Oberin ist fein genug, die Sache ganz anders darzustellen. Die Bußübungen würden dann zu Prüfungen und wolltest Du Dich weigern, diese zu ertragen, so würde man Dir den Austritt nicht verweigern, Dich aber in ein ander Kloster stecken, denn Du bist eben durch das Gelübde Deines Vaters der Kirche geweiht. Unsere Oberin würde aber nicht zögern, der neuen Vorgesetzten Alles zu melden, Dich in möglichst schlechtem Lichte darzustellen. Spott, Hohn und Verachtung wäre Dein sicheres Loos. Indessen darfst Du keineswegs verzweifeln. Die Kasteiungen erträgst Du schon ein paar Tage. Du bist ein starkes Mädchen und an Wein und guter Nahrung soll es Dir nicht fehlen. Inzwischen kommt der Beichtvater, ein junger Mann aus Rheinfelden gebürtig. Du mußt den Pater Hieronymus kennen. Er wurde ja im Hause des Stadtpfarrers erzogen.“

„O ja, Elsbeth, ich kenne ihn genau.“

„Gut, mit ihm rede ich, sobald er ankommt, und Du öffnest ihm Dein armes Herzchen. Ich zweifle gar nicht, er nimmt Dich in seinen Schutz und dann haben alle Bußübungen ein Ende. Bist Du aber erst geweihte Schwester, so wirst Du finden, daß der Garten Gottes ein wahres Paradies ist.“

Erstaunt wollte Agnes weiter fragen, allein Elsbeth legte den Finger auf den Mund und sagte dann laut:

„Jetzt iß und trink, liebes Kind, ich habe Dir nur gesagt, was Du in Bezug auf das Reinhalten Deiner Zelle zu thun hast. In einer halben Stunde hole ich das Geschirr.“

Kaum waren diese Worte gesprochen, so trat die Novizenmeisterin ein und brachte Agnes ein Heft, das die Ordensregeln enthielt. Dann entfernten sich Beide.

Agnes aß, ihr gesunder Verstand sagte ihr, sie dürfe nicht fasten, wenn sie die Martern ertragen wolle.

* * *

Wir wollen den Leser nicht ermüden mit der Beschreibung der furchtbaren Qualen, welche Agnes erdulden mußte. Es widert uns an, die Schmerzen, welche die Geißeln und der Bußgürtel verursachten, auszumalen. Wir überlassen dies Denen, die es lieben, durch solche Schilderungen den Leser aufzuregen. Wir sagen einfach, nach fünf Tagen war Agnes so heruntergekommen, daß sie sich den Tod als Freund herbeiwünschte. Bis aber eine zwanzigjährige Person, gesund, stark, ohne Sorge für Obdach und Wohnung, das Grab als Erlösung betrachtet, muß sie Unsägliches gelitten haben.

Mit Vergnügen bemerkte die Oberin die blassen Wangen, das von Thränen geschwollene Auge der Novize. Sie wollte nur noch die Ankunft des Beichtvaters abwarten und dann der Leidenden den Austritt freistellen, an der Annahme zweifelte sie nicht. Es sollte aber ganz anders kommen.

Am Samstag gleich nach der Frühmesse, bevor die Novizenmeisterin die für diesen Tag vorgeschriebene Kasteiung vornahm, kam Elsbeth in die Zelle gerannt und flüsterte hastig:

„Komm, Agnes, komm. Der Beichtvater will Dich sprechen, ehe er zu der Oberin geht. Sei fröhlich jetzt, die schlimmen Tage sind zu Ende.“

Seufzend erhob sich die Leidende und folgte langsam der Laien-schwester in das Zimmer des Mönches, der ihr die Hand zum Kusse reichte, sie staunend betrachtete.

In mildem Tone fragte er:

„Du kennst mich doch noch, Agnes?"

„Jawohl," hauchte sie, „ich sah Euch oft im Pfarrhofe."

„Gut, liebes Kind. Sieh aber in mir nicht blos den Mitbürger, sondern den Mann, der Dir rathen soll und der Dir helfen will. Sei aufrichtig gegen mich, betrachte mich als Deinen ältern, erfahrenen Bruder. Willst Du dies thun, Agnes?"

„Mit tausend Freuden, würdiger Vater."

Milde lächelnd bog sich der Mönch zu ihr herab und sprach, indem er sie sanft aufhob:

„Du bist krank, Dein Zustand erfordert vor Allem Ruhe und Pflege. Ich werde Dich der Schwester Anastasia übergeben. Sei ohne Furcht und Sorge, ich wache über Dich und bin mächtig genug, Dich zu schützen. Willst Du mir versprechen, ruhig zu sein, mit frohen Blicken in die Zukunft zu schauen und so die Heilung Deines Körpers zu beschleunigen?"

„Mit tausend Freuden, würdiger Vater," entgegnete Agnes, in deren Herz Muth und Hoffnung zurückkehrten.

Der Beichtvater schellte und ließ durch Elsbeth die Krankenpflegerin herbeirufen.

„Schwester Anastasia," sprach er ernst, „ich übergebe Dir diese kranke Novize. Behandle sie auf das Beste; allein laß Niemand von den geweihten Frauen, selbst die Oberin nicht zu ihr. Ich werde Agnes täglich besuchen und harte Strafe bleibt nicht aus, falls meine Befehle nur mangelhaft befolgt werden."

Die Schwester verbeugte sich. Er reichte Agnes die Hand, die sie küssen wollte, was er aber schnell abwehrte.

„Ich liebe dies Zeichen knechtischer Unterwürfigkeit nicht," sagte er, „ein Händedruck genügt. Auf Wiedersehen, Agnes."

Sie preßte ihm heftig die dargebotene Rechte.

Eine Viertelstunde später lag sie, sanft schlummernd, in einem weichen, herrlichen Bett, hart neben dem Fenster des hellen und geräumigen Krankenzimmers.

Kaum hatte die Novize das Zimmer verlassen, so begab sich der Beichtvater zu der Oberin. Nach den üblichen Begrüßungsformeln fragte die Aebtissin:

„Und nun, würdiger Vater, wie habt Ihr die Novize gefunden?“

„Sehr herabgekommen, Hochwürdige.“

„Nicht wahr, Ihr glaubt auch, sie sei nicht im Stande, das schwere Kreuz der Zisterzienserin zu tragen? Die Regeln unseres Ordens sind zu strenge für das Mädchen. Ich glaube, es wäre besser, sie träte in einen andern Orden, zum Beispiel in das Kloster der Augustinerinnen im Klingenthal zu Basel.“

„Hochwürden, verzeiht, aber ich sehe nicht ein, warum Agnes nicht ebensogut Zisterzienserin als Augustinerin sein kann.“

„Ihr fragt warum? Aber, würdiger Vater, muß ich denn Euch, dem Zisterzienser, noch sagen, wie wir uns kleiden müssen, wie es unsere Pflicht ist, daß wir vor jedem hohen Feste den bloßen Leib mit hundertsechsunddreißig Geißelhieben kasteien, wie zudem jede geweihte Schwester am Neujahr der Oberin schriftlich mitzutheilen hat, auf welche Weise sie im Laufe des Jahres das sündige Fleisch züchtigen will. Wie will dies eine Person ertragen, die schon durch die kleine Disziplin krank wird? Den Bußgürtel kaum ein paar Stunden tragen kann?“

„Hochwürden,“ entgegnete der Beichtvater nicht ohne leisen Hohn. „Was die Kleidung anbetrifft, lassen wir in Ruhe, Agnes Küfer ist nicht zarter als die hochwürdige Katharina, geborne Edle von Schönberg. Von den Geißelungen vor den Festen wollen wir lieber gar nicht sprechen. Ob sie in längst vergangenen Zeiten ernstlich vollzogen wurden, weiß ich nicht. Jetzt bilden sie eine Belustigung besonders für die jüngeren Schwestern. Ich darf das Beichtgeheimniß nicht verletzen; sonst könnte ich Euch sagen, wie es dabei zugeht. Schriftliche Meldungen von freiwillig auferlegten Bußübungen werdet Ihr mir wenige vorlegen können und wurden sie versprochen, so fehlt es am Ausführen. Kurz, was die adeligen Damen von Eptingen, Hersfeld, Schliengen und wie sie alle heißen, erdulden, das erträgt Agnes mit Leichtigkeit. Hochwürden, gehen wir nicht, wie die Katze, um den heißen Brei herum. Mir, dem bürgerlichen Manne, ist das Motiv Euerer Handlungsweise klar. Sobald ich erfuhr, wie man das arme Kind mißhandelte, fiel mir ein, was mir unser hochwürdiger

Vater zu Lützel mittheilte, wie es ihn große Mühe gekostet, Agnes hier unterzubringen. Heute sage ich aber: Hochwürden, Agnes bleibt hier."

„O, ich begreife," höhnte die Oberin. „Aber wenn ich den hochwürdigen Herren zu Lützel ersuche, uns statt des dreißigjährigen Beichtvaters einen ältern Bruder zu senden?"

„Das mögt Ihr thun, Hochwürdige," lautete die kalte Antwort. „Ob dann der Greis dasselbe Verständniß für die Wünsche der jungen Schwestern besitzt, wie der dreißigjährige Mann, ist eine zweite Frage. Ehe wir aber scheiden, laßt uns als Angehörige ein und desselben Ordens ruhig mit einander reden. Ihr wißt so gut wie ich, was der Geistlichkeit, insbesondere aber den Ordensleuten droht, welch' mächtige Stimmen sich gegen uns erheben. Bei allen Heiligen, Unrecht haben sie nicht; allein ihnen durch Hausstreit noch mehr Waffen in die Hand zu geben, halte ich denn doch für unklug. Seid Ihr nicht auch meiner Meinung, Hochwürdige?"

„Doch, doch, aber was hat das mit Agnes zu thun?"

„Viel, sehr viel. Kehrt Agnes in das väterliche Haus zurück, oder geht sie nach Klingenthal, einerlei, der Vater wird den Grund wissen wollen, aus welchem sie Olsberg verließ. Die Tochter, um sich zu rechtfertigen, sagt natürlich die Wahrheit und dann? — Was meint Ihr, was wird der Rathsherr, die ganze Stadt von Euch, von dem Konvent zu Olsberg halten?"

Die Aebtissin senkte den Blick zur Erde. Der Mönch sah weiter als sie. Nach einer Pause fuhr er fort:

„Schließen wir Frieden, Hochwürdige. Ueberlaßt mir Agnes und seid sicher, ich sorge dafür, daß sie in den Schwestern nichts anders sieht, als fromme Bräute Christi. Dann dringt kein böser Laut nach außen und das Stift kann die Goldgulden des bürgerlichen Rathsherren behalten, was auch nicht zu verachten ist. Was meint Ihr zu meinem Vorschlag, Hochwürdige?"

„Ich werde ihn annehmen müssen und gratulire dem würdigen Vater."

„Und ich verbitte mir jeden Spott, Hochwürdige. Allerdings kenne ich Agnes recht gut, besser noch ihre Eltern, der Rathsherr hatte mehr als einmal offene Tafel für den armen Studenten, allein als ich vor zehn Jahren von Rheinfelden schied, um in den Orden zu treten, war Agnes noch ein Kind."

„Schließen wir Frieden, Bruder Hieronymus,“ lächelte die Oberin. „Ihr habt eine Art zu reden, der man nicht widerstehen kann. Vielleicht geht es einst der Agnes wie mir jetzt.“

Mit kaltem Hohn entgegnete er:

„Hochwürdige, man sagt wirklich, ich predige gut. Vielleicht tausche ich später doch noch einmal die Kutte an das Ornat des Weltgeistlichen. Also Agnes bleibt. Von Kasteiungen keine Rede mehr. Die Novize bleibt mir überlassen.“

„Zugestanden, nur sorgt dafür, daß sie sich als Adelige benimmt, das Beispiel ihrer edelgebornen Schwestern befolgt.“

„Hochwürdige, ich werde noch mehr thun. In kurzem soll Agnes die Zierde von Olsberg sein. Ich werde alles aufbieten, Agnes in Bezug auf Bildung so hoch zu stellen, daß man gerne vergißt, daß ihr das Wörtchen „von“ vor ihrem Namen fehlt. Wißt, Hochwürdige, heut zu Tage findet man eher tausend adelige Nonnen und Mönche als eine gelehrte Zisterzienserin.“

Mit diesen Worten entfernte er sich, ein Lächeln um den Mund. Die Oberin murmelte ihm einige Worte nach, unverständlich, aber jedenfalls keine Schmeicheleien.

X.

Der Beichtvater Hieronymus.

Unter der ausgezeichneten Pflege der Schwester Anastasia erholte sich Agnes schnell. Täglich kam der Beichtvater, setzte sich an ihr Bett und sprach mit ihr von Rheinfelden, den Eltern und Verwandten, die ihm alle wohlbekannt waren. Sie fühlte sich glücklich mit ihm über ihre Heimath reden zu können und sah mit froheren Blicken in die Zukunft. Ernstere Gespräche bewiesen ihr dann, daß der Mönch eine Bildung besaß, wie man sie im sechszehnten Jahrhundert nur selten in einem Kloster traf. Ehrgeizig und wohl einsehend, daß ihm, dem Armen, nur die Kirche und auch diese nur dem gelehrten Diener zu Ehre und Ansehen verhelfen könne, hatte er mit rastlosem Eifer studirt und auch als Mönch seine Studien fortgesetzt. Der Abt von Lützel schätzte den jungen Gelehrten und um ihm noch mehr Zeit zum Studiren zu geben, setzte er ihn als Beichtvater nach Olsberg, eine Sinecure, die nur wenig Zeit in Anspruch nahm und dem jungen Manne alle Muße ließ, seinen Geist immer mehr auszubilden. Man

traf ihn auch fast immer ob seinen Büchern und Handschriften. Ein kleiner Spaziergang war die einzige Erholung, die er sich gönnte. Das Stift verließ er bloß, um nach Lützel zu wandern, aus der dortigen reichen Bibliothek neue Geistesnahrung zu holen. Daß aber ein solcher Mann bald freier dachte, als seine Ordensbrüder, daß er einsah, wie weit die Kirche und deren Diener von den Grundsätzen des Stifters abgekommen und daß er sich mehr und mehr der beginnenden Reformation zuneigte, ist gewiß kein Wunder.

Hieronymus war aber nicht blos ein sehr gelehrter, sondern auch ein schöner Mann von mittlerem, gedrungenem Wuchs, dessen Glieder eine ungeschwächte Kraft verriethen. Sein edelgeformtes Antlitz hatte den Ausdruck freundlichen Ernstes und aus dem blitzenden Auge leuchtete Geist und hoher Muth. Er besaß eine hinreißende Rednergabe und wenn er hie und da als Prediger auftrat, wußte er zum Herzen der Zuhörer zu dringen. Dabei hatten ihn bittere Erfahrungen in seiner freudlosen Jugend gelehrt, in Allem mit ruhiger Besonnenheit, mit reiflicher Ueberlegung zu handeln, nichts zu überstürzen, sondern gelassen den Moment zum Siege abzuwarten.

Daß Agnes zu diesem Manne ein unbegrenztes Zutrauen faßte, ist begreiflich. Nicht nur imponirte ihr sein Wissen, sondern sie sah in ihm den Retter. Sie freute sich unendlich, als er ihr nach einigen Tagen den Vorschlag machte, sie in der Kirchengeschichte zu unterrichten, in welchem Fache er vollständig zu Hause war.

Nach vierzehn Tagen war Agnes vollständig hergestellt. Der Unterricht begann. Jeden Morgen nach dem Frühstück begab sie sich in das Zimmer des Beichtvaters, das einer kleinen Bibliothek glich, setzte sich neben den verehrten Lehrer, der ihr mit außergewöhnlicher Klarheit einen Vortrag hielt, der je nach dem behandelten Thema, ein bis zwei Stunden dauerte. Das Gehörte sollte die Schülerin in ihrer Zelle kurzgefaßt niederschreiben.

Er begann mit der Apostelgeschichte und der Verbreitung des Christenthums in Kleinasien und dem Abendland, schilderte ihr die verschiedenen Sekten, die in den ersten Jahrhunderten auftauchten und machte sie bekannt mit den Lehren der Nazarener, Gnostiker, Antitrinitarier, Arianer &c. Alsdann ging er über zu den Meinungsverschiedenheiten zwischen der griechisch- und römischkatholischen Kirche, die schließlich sich fast allein gegenüber standen. An der Hand seiner



Auszüge aus alten Schriften der Kirchenväter bewies er ihr, wie die ersten Christen vieles nicht verehrt, was erst später als heilig betrachtet wurde, wie die Mutter des Heilandes erst im sechsten Jahrhundert als Himmelskönigin anerkannt wurde. Ferner zeigte er ihr, wie der Bischof zu Rom nur nach und nach höher als andere Vorsteher der Kirche stieg, bis er endlich zum heiligen Vater und Stellvertreter des Heilandes auf Erden erklärt wurde.

Agnesens Auge haftete an dem Munde des täglich höher verehrten Lehrers, es erweiterte sich ihr geistiger Gesichtskreis und wenn sie ihn oft staunend anblickte, so lächelte er milde und pflegte zu sagen:

„Du staunst, liebes Kind, mich, den Mönch, so sprechen zu hören. Wisse, in Deinem Alter war ich so gläubig wie Du. Unausgesetztes Studium der Alten habt mich zu der Ueberzeugung gebracht, daß wir weit abgewichen sind von dem Pfade, den der erhabene Stifter unserer Religion, den seine Jünger und deren erste Anhänger wandelten. Wir sehen, wie man zu sagen pflegt, vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr. Eine Umkehr zu jenen Zeiten eines einfachen Christenthums ist eine Unmöglichkeit, da die veränderten Sitten es nicht mehr gestatten. Für die begonnene Reformation bin ich mit Leib und Seele, ob sie zum Ziele führt, das weiß ich nicht und meine Lebensstellung gebietet mir Vorsicht. Christus sagte ja selbst: „Seid einfältig, wie die Tauben und klug wie die Schlangen.“ Ich sehe einstweilen ruhig zu und beherzige den Spruch: „Kommt Zeit, kommt Rath.““

„Also würdet Ihr Euern Glauben an die katholische Kirche abschwören, falls die von Euch bewunderte Reformation obsiegen sollte?“

„Wer spricht von abschwören, liebes Kind? Ist die begonnene Reformation das, was Zwingli bei seiner Disputation zu Zürich versprach, so kehren wir einfach auf den Weg zurück, den die Christen wandelten, bevor Menschen das große Werk des Gottessohnes durch eine Unzahl Anhängsel verunstalteten. In diesem Falle hoffe ich, auch meine klarblickende Agnes werde ihrem Lehrer nachfolgen.“

„Siehst Du, Agnes,“ sagte er, als er ihr die sämmtlichen Orden genannt und deren verschiedene Regeln, Grundsätze und Absichten erklärt, „siehst Du, Agnes, es gab eine Zeit, wo das Kloster wirklich eine Wohlthat war. Als nämlich die frommen Männer Gallus, Kolumban, Findan, Fridolin in dies Land kamen, die Heiden zu be-



kehren, bauten sie an geeigneten Stellen Zellen für sich und ihre Gefährten, allein nicht blos um darin zu singen und zu beten. Sie machten das Land urbar und rangen ihm ab, was sie für ihren Unterhalt gebrauchten, daneben suchten sie das umwohnende Volk dem Christenthum zuzuführen. Als die Brüder sich mehrten, Fürsten und reiche Herren ihnen Vergabungen machten, damit sie ohne Sorge um das tägliche Brod dem Predigeramt obliegen konnten, wurden bald aus den einfachen Zellen Gebäude von Stein und als die Reichthümer sich häuften, umgab man die Wohnungen mit Mauern und Thürmen, das hölzerne Kirchlein machte einem mehr oder minder stattlichen Tempel Platz; aber immer noch lebten die Bewohner frei, ohne besondere Regeln, ohne Klausur. Sie wurden in schweren, kriegerischen Zeiten die Zufluchtsstätten alternder Leute. Oft kam es vor, daß während der Mann in ein solches Stift trat, in dem sich nur Männer befanden, die Gattin sich in ein Frauenstift begab. Ihr Gut schenkten sie ihrem Aufenthaltsort. So entstanden die nun reichen, gefürsteten Abteien St. Gallen, Dissentis, Rheinau, Säckingen und Maria Einsiedeln an der Stelle, wo des heiligen Meinrads Zelle stand. Olsberg wurde gegründet, auch die Stiftung der Abtei Lützel fällt in jene Zeit, da im Jahr 1122 der Gründer unseres Ordens, Sankt Bernhardus, Abt zu Clairvaux, den Grundstein legte. Da aber schon im zehnten Jahrhundert keine Heiden in Helvetien, Gallien und Germanien mehr zu bekehren waren, bekamen auch die Klöster eine andere Gestalt. Die Bewohner nahmen irgend einen der kurz zuvor oder gleichzeitig entstandenen Orden an, legten das Gelübde fortdauernder Keuschheit und Entsagung aller weltlichen Freuden ab. Statt Zufluchtsorten wurden sie nun Schulen, in denen Gelehrte ungestört von dem fortdauernden Kriegslärm ruhig ihren Studien oblagen. Ihnen verdanken wir die Erhaltung mancher werthvollen Schrift der Alten. Das zwölfte Jahrhundert war besonders reich an Klosterstiftungen. Der sittliche Höhepunkt war erreicht, von nun an ging es abwärts. Statt ob den Büchern zu sitzen, schwangen sich die gefürsteten Aebte auf das Streitroß und führten an der Spitze zahlreicher Vasallen endlose Kriege. Die Vorsteherinnen weiblicher Klöster suchten auf alle mögliche Weise den Reichthum ihres Stiftes zu mehren. Reichthum führt zum Müßiggang und dieser ist aller Laster Anfang. Schon im dreizehnten Jahrhundert und mehr noch im vier-

zehnten ward es Sitte, daß jüngere Söhne des Adels in irgend ein Kloster traten, um dem Aeltesten das Erbe nicht zu schmälern, sie lebten aber besser als der ritterliche Bruder in seiner Bergveste. Dasselbe geschah mit den Jungfrauen, wo mehr Töchter waren, als man standesgemäß verheirathen konnte. Nun stelle Dir aber diese Jugend vor, die eingeschlossen in finstere Mauern dennoch in Müßiggang und Ueberfluß lebte und Du wirst Dir leicht ein Bild des Lebens machen können, das Mönche und Nonnen führten.

Ich habe Dir schon zu wiederholten Malen erzählt, wie draußen im Reich der ehemalige Mönch, Martin Luther, mit großem Erfolg gegen die großen Uebelstände kämpft, die sich im Laufe der Zeiten in der Kirche gebildet haben. Dasselbe thut der Leutpriester Huldreich Zwingli droben in Zürich. Sie verlangen Abschaffung des Bilderdienstes, der Ohrenbeichte, Aufhebung der Ehelosigkeit aller Personen geistlichen Standes und, was für uns Beide das Wichtigste, Säkularisation sämmtlicher Klöster und geistlichen Stiftungen. Ich habe Dir auch gesagt, daß ich mit unserem Abt zu Lützel der großen Disputation zu Zürich beiwohnte. Der Erfolg, den Zwingli errang, war durchschlagend. Der Rath von Zürich hat denn auch bereits begonnen, die Mißbräuche in der Kirche abzuschaffen und schon dürfen Mönche und Nonnen ihre Kerker verlassen. Was aber dort oben im Zürichgebiet vorgeht, muß weiterdringen. Ich weiß von guten Freunden, das es zum Beispiel in Basel gewaltig gährt, und die Lehrer an der Universität fast alle für die Reformation sind. Wird dieselbe wirklich in Basel durchgeführt, so bewerbe ich mich um eine Pfarrstelle."

Von nun an empfand Agnes einen glühenden Durst nach höherem Wissen. Lernte sie vorher, so studirte sie jetzt. Sie suchte und fand Gründe genug, ihr jetziges Leben zu rechtfertigen. In Kurzem erweiterte sich ihr Gesichtskreis weit über die Klostermauern hinaus. Hieronymus brachte ihr Huttens Schriften, die sie insgeheim begierig verschlang. Er unterstützte sie redlich mit seinem großen Wissen, gab ihr alle Briefe zum Lesen, die er von gleichgesinnten Freunden empfing und hielt sie dadurch auf dem Laufenden.

Als dann der Abt zu Lützel seine geistliche Visitation im Kloster Olsberg hielt, staunte er nicht wenig, in der Novize eine Gelehrte zu finden, unterhielt sich sehr lange mit ihr und empfahl der Aebtissin dringend, die Weihung zu beschleunigen, damit Agnes dem Orden der



Zisterzienser erhalten bleibe. Das sollte denn schon nach acht Tagen stattfinden.

Sehr gerne bewilligte die Aebtissiin den Wunsch des Paters Hieronymus, die Weihung der Novize im Stillen zu vollziehen. Es kam ihr dies sehr gelegen, da es ihr die Demüthigung ersparte, öffentlich eine Bürgerliche unter die Zahl ihrer hochadeligen Schafe aufzunehmen. Es wurden daher nur die Eltern und allernächsten Blutsverwandten eingeladen. Der Hochwürdige von Lützel weihte die junge Schwester und schien es wirklich nicht zu achten, als sie bei verschiedenen Fragen schwieg. Vater und Mutter beglückwünschten sie. Sie selbst blieb kalt und der Vater starrte sie betroffen an, als sie in eisigem Tone sagte:

„Vater, Du glaubtest, mein Glück zu begründen, als Du mich dem Kloster weihtest. Ich habe es gefunden, dies Glück; allein die Schuld trügest Du, wenn ich heute dort draußen auf dem Friedhof läge. Es fehlte wahrhaftig nicht viel dazu.“

Nach diesen Worten verschwand sie mit der Oberin im Innern des Klosters und überließ es dem verblüfften Rathsherrn, den Sinn ihrer Worte zu enträthseln.

Leicht erhielt sie von dem Abt zu Lützel und der Aebtissin die Erlaubniß, ihre Studien unter der Leitung des Beichtvaters fortsetzen zu dürfen.

Die Tage flossen ihr nun ruhig dahin.

XI.

Der Bauernkrieg.

Inzwischen gährte es mächtig im Volke. Die Lehren Luther's und Zwingli's drangen hinab bis in die Hütte des armen Mannes, der freilich die verheißene Befreiung sehr materiell auffaßte. Es ist uns schon oft aufgefallen, daß die Reformatoren, die doch auch nicht den höheren Ständen angehörten, es so wenig verstanden, dem Volke materielle Lasten abzunehmen, statt nur das Geistige, das Ideale im Auge zu behalten; daß sie vergessen zu haben schienen, auf welch' tiefer Stufe das Volk ihrer Zeit stand. Allerdings hob Zürich in seinem eigenen Gebiet die drückende Leibeigenschaft auf, allein der gemeine Mann verlangte mehr. Er forderte Abschaffung des Zehntens, freien Zug, freie Jagd und Fischerei &c. Da die Herren hierin nicht nachgaben, entstand Unwille, vermehrt durch Säkularisation geistlicher

Stifte zu Handen des Staates und genährt durch die Wiedertäufer, deren Lehrer offen Abschaffung alles Eigenthums und Wahl der Obrigkeit durch das Volk predigten. Zürich, Bern, Schaffhausen wußten durch Milde und Strenge den Aufruhr ohne Waffengewalt zu dämpfen. Desto höher stieg der Unwille da, wo die Herren fest an den althergebrachten Rechten hielten.

In Deutschland entbrannte der Bauernkrieg. Auch rings um Olsberg, zu Giebenach, Arisdorf, Maisprach, Wintersingen, Magden, Hersdorf, überall wo das Stift Leibeigene besaß, gährte es mächtig. Schon lange sahen diese Elenden mit scheelen Blicken auf das Kloster, wo einige zwanzig Weiber im Ertrage dessen schwelgten, was sie im Schweiß ihres Angesichts bebauten. Nächtliche Versammlungen wurden abgehalten, man sprach sich gegenseitig Muth ein. Der Zunder lag bereit, es fehlte nur der Funke, um die verheerende Flamme zu wecken. Auch dieser Funke sollte kommen.

Seit Jahrhunderten bestand zwischen den Benediktinern, Zisterziensern und Dominikanern einerseits, den Franziskanern anderseits, eine Rivalität, die zuweilen in Haß ausartete. Zu den Franziskanern zählten die Minoriten, Kapuziner, deren Orden 1528 gestiftet wurde, Karmeliter u. s. f. Alle diese Orden waren zu äußerster Armuth verpflichtet und erhielten sich meist durch Bettel, in der Mönchsprache Terminiren genannt. Kein Wunder, wenn sie mit scheelen Augen die reichen Stifte ansahen, denen Vergabungen von allen Seiten zuflossen, ohne daß sie darum bitten mußten. Dafür standen sie aber dem gemeinen Volke näher, da sie sich hauptsächlich aus den untern Klassen rekrutirten. Als Kanzelredner waren und sind sie heute noch beliebt. Sie kennen das Volk und wissen zu ihm zu sprechen; auch zeichneten sie sich stets durch eine gewisse Mißachtung päpstlicher Bullen und Bannflüche aus, blieben oft allein in den mit dem päpstlichen Interdikt belegten Orten zurück, hielten Gottesdienst und brachten so die Menge auf ihre Seite; so zu Zürich anno 1247. Ein solches Franziskanerkloster befand sich seit 1280 zu Solothurn, dessen Insassen den reichen Zisterzienser-Stiften zu Lützel, Bellelay und Olsberg nicht besonders grün waren und jede Gelegenheit mit Freuden ergriffen, ihnen Schaden zuzufügen.

Am ersten Mai des Jahres 1525 fand eine große Versammlung mißvergnügter Unterthanen des Stiftes Olsberg statt. Man redete



viel, jedoch meist verworrenes Zeug, aus dem Niemand klug werden konnte. Da trat ein hochgewachsener Mann in der Ordenstracht der Franziskaner ein. Die Menge machte ihm ehrerbietig Platz. Ohne Zögern stieg er auf eine Bank, übersah mit feurigen Blicken die Versammlung und begann dann mit schallender, wohltönender Stimme:

„Männer von Maisprach, Hersberg, Olsberg und der Enden, ich weiß, was Ihr begehrt. Mein seliger Vater hegte wohl dieselben Wünsche. Ihr wollt frei sein von der drückenden Leibeigenschaft; Ihr wollt, daß die Erde denen gehöre, welche sie im Schweiß ihres Angesichtes bebauen. Längst sind die Zwingherren verschwunden, welche allen Grund und Boden mit dem, was darauf wächst und lebt, als Eigenthum beanspruchten. Ihre Burgen sind größtentheils Schutthaufen, die Geschlechter ausgestorben oder verarmt. Ihr aber seid leibeigen geblieben. Das Kind im Mutterleibe gehört dem Stift, an welches man Euch gleich einer Waare verschenkte. Was Ihr bei elender Kost mit unsäglicher Mühe der Erde abringt, verpraßt eine Herde fauler, zügelloser Weiber, die sich Bräute Christi nennen. — Wie lange, frage ich Euch, wollt Ihr dies Weiberregiment noch dulden? Droben im Zürcher Gebiet haben sie die Nester ausgenommen, Mönche und Nonnen hinausgejagt. Drüben im Schwaben- und Bayernlande, im Breisgau, haben sich Euere Brüder erhoben. Allnächtlich röthet sich der Himmel von den Flammen der brennenden Schlösser und Klöster. Warum zögert Ihr noch? Olsberg verwüstet, die Pergamente und Urbarien verbrannt und Ihr seid freie Männer. Oder fürchtet Ihr Euch vor zwanzig Weibern?"

Wilder Beifall bewies dem Redner, wie sehr er aus dem Herzen der Anwesenden gesprochen. Er wollte von seiner improvisirten Rednerbühne herabsteigen, als ein stämmiger Bursche in der kleidsamen Tracht der Krieger jener Zeit auf ihn zutrat. Von dem Baret, das keck auf dem langen Lockenhaare saß, wallten zwei lange Federn nieder. Das enganschließende Wamms reichte bis auf die Mitte der Oberschenkel, war auf der Brust geschlitzt, ebenso die Puffärmel, die ungeheuren Hosen, zu denen fünfzehn Ellen Tuch erforderlich waren. Die Schlitze waren mit rother Seide gefüttert. Am breiten Ledergurt hing ein breites Schwert, vorn noch ein kleineres, ein sogenanntes Beimesser. Die ganze Gestalt trug den Stempel des wilden Muthes, der Zügellosigkeit jener jungen Männer, die man, allerdings erst später, mit

dem Namen Reisläufer bezeichnete. Höhnisch fragte er den Franziskaner:

„Was sprichst Du da von faulen Mönchen, nichtsnutzigen Nonnen, die in reichen Klöstern schwelgen und prassen? Bist Du nicht auch ein Pfaffe, den wir erhalten müssen? Bist Du besser als jene? Arbeitest Du?"

Freundlich lächelnd entgegnete der Minorite:

„Allerdings, lieber Freund, bin auch ich ein Pfaffe, wenn Du alle Geistlichen so nennen willst. Nur herrscht zwischen dem reichen Zisterzienser und mir ungefähr der gleiche Unterschied, wie zwischen einem Kürisser und Dir. Der Schwergeharnischte hat zu seiner Bedienung vier und noch mehr Knechte, Du bist Herr und Diener in demselben Paar Hosen, immerhin weit genug für Beide. Nun sage mir aber, viellieber Freund, wo liegen die Güter meines Klosters? — Wohl im Monde, denn auf Erden findest Du keine. Die Bauern im Monde sind aber pfiffig, sie behalten Zehnten, Grundsteuer, Honig, Wachs, Leinwand, Rauch- und Fastnachtshühner, Eier und wie die Sachen all' heißen, die sie auf Erden in das Stift tragen müßten, fein säuberlich für sich, warten, bis wir sie holen. Weißt Du etwa den Weg dahin, vielgereister Kriegsmann?"

Schallendes Gelächter belohnte den Kapuzinerwitz. Der Mönch fuhr fort:

„Der heilige Franziskus empfahl seinen Ordensbrüdern gänzliche Armuth und Entsagung aller irdischen Genüsse. Sieh mich an, Kriegsmann, diese Kutte mit dem Strick, diese Sandalen sind Alles, was ich am Leibe trage. Aus dem, was die Federn Deines Baretes kosten, könnte man fünf Franziskaner kleiden. Für das Wenige, das man uns schenkt, predigen, trösten, heilen wir den kranken Menschen. Stört ein Geist die Ruhe eines Hauses, so sind wir es, die ihn bannen und festnageln. Geh' nach Mumpf und frage, wer den höllischen Wanzenschneider in einen Korb gebannt und zwischen Schupfart und Mumpf versenkt hat. Die Leute werden Dir sagen, wackere Brüder vom Orden des heiligen Franziskus waren es, welche die gefahrvolle Beschwörung glücklich vollführten. Fehlt irgend etwas im Hause, drückt das Schrätteli das Kind in der Wiege, gibt die Kuh keine Milch, diese keine Butter, zu wem lauft Ihr? — Zur Oberin nach Olsberg, die Euch gar nicht vorläßt? — Nach Lützel, wo sie Euch auslachen

oder zu uns nach Solothurn und Dellsperg, wo Ihr allezeit bereitwillige Hilfe findet?"

„Nein, nein," schrie die Menge, „die Brüder vom Orden des heiligen Franziskus sind unsere Nothhelfer, die wahren Freunde des Volkes. Aber das Olsberger Nest nehmen wir aus. Frei wollen wir sein, wie unsere Brüder droben im Zürichergebiet."

Der Minorite lächelte schadenfroh und verschwand.

Auch der verspottete Krieger ging brummend von dannen.

„Ich verstehe Dich, Pfaffe, war nicht umsonst in Rom. Das Sprichwort lügt, wenn es sagt, kein Rabe hackt dem anderen die Augen aus. Freilich, es sucht Einer dem anderen die Beute zu entreißen. Olsberg wird geplündert, aber die armen Weiber dauern mich. Ich muß sie warnen. Die Bauern aber haben keinen Verstand, sind wilde Thiere: obschon ich gar nicht zweifle, die frommen (tapfern) Landsknechte werden sie bald genug zu Paaren treiben. Ich wette zehn Goldgulden gegen eine Sonnenkrone, ehe ein halbes Jahr vergeht, kriechen sie zum Kreuz wie gezüchtigte Kinder."

So murmelte der Reisläufer vor sich hin und lenkte seine schnellen Schritte Olsberg zu, wo er ohne Weiteres in die Stube des Schaffners trat, der anfangs erschrak, als er den um seiner Rauflust willen berüchtigten Gesellen erkannte und deshalb freundlich fragte:

„Sei willkommen, Martin, bist Du auch wieder im Lande? Was begehrst Du? Einen Becher Rothen, ein gutes Bett?"

„Nichts da. Muß heute noch nach Rheinfelden. War drüben in Maisprach. Morgen kommen die Bauern, wollen das Stift stürmen, plündern. Ein verdammter Franziskaner munterte sie dazu auf. Die armen Nönnlein dauern mich. Du hast noch Zeit, laß anspannen und rette sie." Er schritt hinaus und ließ den zu Tode erschrockenen Schaffner stehen. Doch nicht lange besann sich dieser. Daß Martin in solchen Sachen keinen Spaß kannte, war ihm bekannt. Er rief die Knechte, befahl Wagen herzurichten und zu bespannen, um die Konventfrauen zu retten. Dann eilte er in das Stift hinein, die Oberin von dem verbrecherischen Vorhaben der Bauern zu unterrichten.

Jetzt zeigte sich, was ein kräftiger Geist in der Stunde der Verwirrung vermag. Die Hochwürdige sank beinahe in Ohnmacht. Die anderen Frauen rannten rathlos, schreiend hin und her. Da trat Agnes zu der Oberin, und bat, ihr die Leitung der Flucht zu überlassen.

„Wohin willst Du, daß wir fliehen?“ jammerte die Aebtissin. „Die Bauern werden uns nachjagen, uns mißhandeln, tödten.“

„Hochwürdige,“ entgegnete Agnes lächelnd, „so gefährlich ist es noch nicht. Wir fliehen nach Lützel, wo wir sicher ein Unterkommen finden. Lange dauert der Triumph der Bauern nicht. Der Schaffner sagt, die Wagen stehen bereit. Ehe die Sonne aufgeht, ein Bauer sich erhebt, sind wir in Sicherheit. In Pruntrut soll Alles ruhig sein.“

„Thue wie Du willst, liebe Schwester,“ seufzte die Oberin, „hier sind die Schlüssel zum Archiv.“

Agnes leitete mit Ruhe und Besonnenheit die Flucht, rettete auch das Archiv und so viele kostbare Kirchengeräthe, als die Nonnen in den Händen zu halten vermochten.

Sie war von Hieronymus genau unterrichtet. Die Bauern handelten nicht nach Einem Plan. Jeder Haufe ging auf eigene Faust vor. Die Reformatoren standen der Bewegung kalt gegenüber. Die Städte in ihrem eigenen Interesse verbanden sich mit den Herren und so mußten die vereinzelten Schaaren der Aufrührer der vereinigten Macht der Bürger und Ritter unterliegen.

Als die Bauern am Morgen des 2. Mai 1525 von allen Seiten herbeiströmten, fanden sie das Kloster leer, die Insassen waren ausgeflogen. Wüthend plünderten sie das Kloster gründlich, was nicht mitzunehmen war, wurde zerschlagen, selbst die Kirchenstühle, Leuchter, Altar 2c. wurden demolirt, nicht einmal die Fenster geschont. Die Wuth der Bauern steigerte sich bis zur Raserei, als sie weder Pergamente noch Urbarien fanden, die bereits in Lützel waren. Nur mit Mühe gelang es den Besonnenern unter ihnen, den Brand des Klosters zu verhüten.

Die Freude dauerte kaum ein halbes Jahr, dann kehrte das arme Volk, geschlagen und zerstreut, unter das alte Joch zurück. Die Führer strafte der Henker.

Die betagte Aebtissin von Olsberg, Katharina von Schönberg, erlebte den Triumph der Herren nicht mehr. Die letzten Ereignisse hatten ihre ohnehin schwache Gesundheit derart angegriffen, daß sie eine leichte Beute des Todes ward und — wer hätte es vor vier Jahren geglaubt — Agnes Küfer einstimmig von dem Konvent zu ihrer Nachfolgerin erwählt wurde. Der Hochwürdige von Lützel beglückwünschte sie von Herzen. Er war nichts weniger als blind für

die Fehler der Klerisei und obschon der Zwingli'schen Lehre abgeneigt, wünschte er nichts sehnlicher als eine Reformation, jedoch ohne Aufhebung der Klöster und Beibehaltung aller Ceremonien der römisch-katholischen Kirche und hiezu schien ihm die gelehrte Agnes Küfer ein sehr taugliches Werkzeug.

Agnes nahm die Würde an. Sie beeilte sich, mit dem Konvent in das verlassene Stift zurückzukehren, die Verwüstungen nothdürftig zu repariren und das Nothwendigste anzuschaffen. Hiezu verwandte sie das Geld der Gültbriefe, die sie ohne Bedenken verkaufte und dabei Sorge trug, eine schöne Summe an baar stets im Vorrath zu haben.

Mit ihr zog ein anderer Geist in die Klosterräume ein. Die einfache Kleidung wurde beibehalten, dagegen die Matutine, das heißt die Mitternachtsmesse abgeschafft. Mit Einwilligung des Hochwürdigen von Lützel sollten von nun an auch die Geißelungen vor den hohen Festen unterbleiben.

Auf den Vorschlag der Oberin eingehend, beschlossen die Konventfrauen, ein Bittschreiben an die Regierung um Aufhebung des Stiftes zu richten. Ehe aber die Antwort aus Wien eintraf, beschleunigte ein anderes Ereigniß die fast gänzliche Verlassung des Klosters.

Unter der Aebtissin Elisabeth von Eptingen, welche 1343 starb, hatten sich Beguinen in dem Hofe Iglingen eingenistet, welcher 1255 an das Kloster erkauft worden war. Sie hatten dort eine Kapelle erbaut und ein sogenanntes Beghardenhaus gegründet. Die Aebtissin sah es nicht gerne, allein die weltlichen Beamten des Stiftes standen auf der Seite der Beguinen und so mußte sie nachgeben. Diese Ordensfrauen, die nie im Geruch besonderer Sittenstrenge standen, waren die Ersten, welche ihr Klösterlein verließen, mitnahmen, was nicht festgenagelt war und sich in den umliegenden Dörfern verehelichten.

Immer noch zögerte die kaiserliche Regierung mit der Antwort auf das Schreiben von Olsberg. Inzwischen hatte Hieronymus Haltmeier eine gute Pfarrstelle in dem zur Reformation übergetretenen Basel erhalten, nachdem er sich zum reformirten Glauben bekannt.

Agnes versammelte den Konvent und erklärte frei und offen, wie sie längst eingesehen, daß des Weibes Bestimmung eine ganz andere sei, als sich hinter finstern Mauern abzuhärmen, in fremder Sprache zu singen und zu beten. Wie sie deshalb entschlossen sei,

das Stift zu verlassen und zur reformirten Kirche überzutreten. Am Schluß ihrer Rede ersuchte sie die Schwestern, sich eine andere Vorsteherin zu wählen.

Lächelnd hatten die Frauen zugehört. Jetzt sprach die Schwester Gutta, eine der Jüngsten:

„Agnes, da Du nicht mehr Aebtissin sein willst, lasse ich das Hochwürdige bei Seite. Wir wählen keine andere Vorsteherin. Gehst Du fort, so schnüren auch wir unsere Bündel. Wir hoffen blos, Du theilest redlich mit uns, was an Baarschaft vorhanden ist."

Sofort eilte Agnes und holte die Kasse herbei. Sobald sie wußte, Hieronymus habe eine gute Anstellung, hatte sie sämmtliche noch übrigen Gültbriefe veräußert, die Pferde, das meiste Vieh, die Vorräthe an Früchten ꝛc. verkauft, so daß sich eine ansehnliche Baarschaft vorfand, die in Frieden vertheilt wurde. Am folgenden Tage zogen die Nonnen fort. Die Eine dahin, die Andere dorthin. Nur zwei alte Schwestern blieben im Stift, denen sich eine ebenfalls alte Beguine zugesellte.

Acht Tage später war Agnes Küfer, gewesene Aebtissin zu Olsberg, die ehrsame Hausfrau des Pfarrers Hieronymus Haltmeier. (Urkundlich.)

XII.

Die Leibeigene.

Dreiundzwanzig Jahre lang stand das Stift öde und leer. Die österreichische Regierung schien sich gar nicht weiter um dasselbe zu bekümmern. Der greise Abt Heinrich zu Lützel fühlte sich tief verletzt durch den Austritt der Aebtissin Agnes und doch mußte er sie bewundern um des Muthes willen, mit dem sie lieber Sorgen mit dem Gatten theilte, als sich wohl sein ließ im Genuß der Einkünfte des Stiftes. Er suchte nun vor Allem die Güter und Gebäude zu erhalten, indem er einen treuen Schaffner nach Olsberg abordnete. Sein Nachfolger, Nikolaus, bewog Katharina von Hersberg, Nonne in einem Zisterzienser-Kloster in Schwaben, als Aebtissin nach Olsberg zu kommen. Das Stift bevölkerte sich wieder. Die Reformation hatte nur in einem kleinen Theil von Deutschland und Helvetien gesiegt. Katharina starb 1588. (Auf ihren Befehl ward die Geschichte des Klosters niedergeschrieben, die wir benutzten, die aber nicht immer mit den Urkunden stimmt, die uns in freundlicher Weise zur Einsicht überlassen wurden.) Allein die Ruhe im hergestellten Stifte war nicht

von Dauer. Schon unter Ursula Schmozerin von Rizall, Katharina's Nachfolgerin, brach neues Unglück herein. — — —

Um das Jahr 1612 kam die Frau des armen Taglöhners Heini zu Maisprach mit ihrem ersten Kinde nieder, einem Töchterlein, das aber schon nach acht Tagen starb. Am Abend des Tages, da man es bestattet, saßen Gatte und Gattin traurig beisammen, die Thränen der Letzteren bezeugten den Schmerz, den ihr der Hinschied des Erstgeborenen verursachte. Heini suchte sie zu trösten, als es an der Thüre der Hütte klopfte. Er ging hinaus, sah Niemand, kehrte aber mit einem Korbe wieder, in welchem ein neugeborenes Mägdlein auf weißen Kissen sanft wie ein Engel schlief. Frau Heini schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, reichte aber dem Erwachenden sofort die volle Brust, aus der es gierig die süße Nahrung sog. Inzwischen untersuchte Heini den Korb etwas näher. Die Linnen, in denen das Kind gelegen und von denen noch ein Vorrath unter dem Kissen sich vorfand, waren so fein und weiß, daß man gleich sah, sie stammten von reicher Hand her, wenn auch kein Zeichen die Herkunft verrieth. Was ihn aber fast außer sich brachte, war ein schwerer Beutel, dessen Inhalt er auf den Tisch leerte und mit freudestrahlenden Blicken zählte. Es waren hundert blanke Sonnenkronen, für den armen Taglöhner ein Vermögen.* Allerdings lag im Korbe auch noch ein beschriebener Streifen Papier, den der glückliche Heini sorgfältig aufhob, um ihn vom Vogte lesen zu lassen, was er selbst nicht im Stande war.

Am folgenden Tag entzifferte der Vogt die feine zierliche Handschrift, welche kurz folgendermaßen lautete:

„Das Mägdlein erhielt in der heiligen Tauff den Namen Kunigunda, erziehet es, als wäre es das Eurige."

* Um das Jahr 1600 galt eine Sonnenkrone zwei Pfund zwölf Schilling. Ein Pfund hatte zwanzig Schilling. Rechnet man den Schilling nach unserem Gelde zu 6 Centimes, so hatte die Sonnenkrone den Werth von drei Franken zwölf Centimes. Damals aber gab man aber einem Taglöhner vier Schilling oder rund fünfundzwanzig Centimes nebst Kost. Es hatte demnach das Geld mindestens den zehnfachen Werth von heute. Folglich Heini wirklich eine, auch für den Arbeiter unserer Zeit ganz ordentliche Summe, in jener Zeit aber, wo baares Geld selten in der Hütte des Armen zu finden war, ein Vermögen. Zu gleicher Zeit kaufte man eine Kuh um 25 bis 30 Pfund, ein Schwein um zehn Pfund, ein Klafter Holz um zwei Pfund, den Saum Wein um fünf Pfund.

Das thaten denn die beiden Eheleute umsomehr, als sie kein eigenes Kind mehr bekamen und das Findelkind ihren Wohlstand begründete. Des Vogtes Rath befolgend, nahm Heini Land in Pacht, das dem Stift Olsberg gehörte, vermehrte seinen Viehstand und ward so durch Fleiß und Sparsamkeit ein verhältnißmäßig wohlhabender Mann, leider dem Stift leibeigen.

Kunigunde wuchs heran zur größten Freude ihrer Pflegeeltern, welche sie als leibliche liebte und ehrte. Sie besuchte allerdings keine Schule, so wenig als irgend ein anderes Kind ihres Standes zu Maisprach, allein sie half der Mutter im Garten und im Hause, wo sie immer es konnte. Die Jahre schwanden und als man von Christus unseres Heilandes Geburt zählte eintausendsechshundertunddreißig, war das Findelkind in seinem Aeußern eine Jungfrau. Von den Pflegeeltern verhätschelt, kannte sie nur ihren Willen, war stolz auf ihre Schönheit, obschon ein einfacher Wollrock ihre ganze Kleidung ausmachte. Von Strümpfen hatte sie gar keinen Begriff und Schuhe sah sie blos an den Füßen anderer Leute. Oft sagte sie mit Lachen, auf den wohlgeformten Fuß zeigend:

„Am Werktag bin ich Zisterzienserin, gehe barfuß, am Sonntag Augustinerin, trage Sandalen."

An ländlichen Verehrern mangelte es ihr nicht, sie hätte wählen können, doch schien ihr Herz von Stein, sie selbst eine raffinirte Kokette, die bald diesem, bald jenem Jüngling den Vorzug gab, kleine Vertraulichkeiten gestattete, Geschenke von ihm nahm, um ihm dann plötzlich zu erklären, sie liebe nicht ihn, sondern einen Andern. Dieses Spiel trieb sie längere Zeit, bis es endlich hieß, des Seppen Konrad sei ihr Liebster, sie habe ihm den Kiltgang gestattet. Der Konrad war ein sehr hübscher Bursche von bald fünfundzwanzig Jahren, sein Vater der reichste Bauer im Dorfe. Was Wunder, wenn Kunigunde dem Sohn Gehör schenkte.

Kaum aber vernahm der alte Sepp, welche Liebschaft sein Sohn habe, so fuhr er denselben hart an:

„Bist Du von Sinnen," schrie er, „Du, der Sohn eines Mannes, der frei ist, seine fünfzehn Stück Großvieh wintert, keine Schulden aber Schuldner hat, Du läufst einer Leibeigenen nach. Schämst Du Dich nicht vor Dir selbst?"

„Vater,“ entgegnete der junge Mann gelassen, „die Liebe frägt nicht nach Vieh und Gülten. Bin ich reich und Kunigunde arm, so passen wir ganz gut zusammen, der Eine hat, was der Andern fehlt.“

„Aber sie ist ja leibeigen,“ schrie ihm der Alte in das Ohr, „leibeigen, Du weißt doch, was das heißen will. Sie und all' ihre Kinder sind des Klosters Eigenthum nach altem Recht.“

„Was thut dies zur Sache. Die jetzige Aebtissin soll eine Bürgerliche sein, sie wird Kunigunde um wenig Geld freigeben.“

„Und Du glaubst, ich und die Mutter, wir wollen eine Schwiegertochter, die man auf der Straße aufgelesen? Nie und nimmermehr, eher enterbe ich Dich.“

„Das könnt Ihr, habt das Recht dazu, allein mich hindern, bei den Kaiserlichen Dienste zu nehmen, das könnt Ihr nicht. Und jetzt sage ich Euch frei und offen, entweder wird Kunigunde mein Weib oder ich werde Landsknecht.“

Mit diesen Worten verließ der Sohn die Stube. Der alte Mann schlug mit der Faust auf den Tisch, daß man fürchten mußte, die Eichenplatte fahre in Stücken.

„Es darf nicht sein, ich gebe es nicht zu, eher verkaufe ich Haus und Hof,“ schrie er wie rasend und rannte dann hinab in Heini's Häuschen.

„Wo hast Du das Findelkind, das meinem Sohn den Kopf verdreht. Laß sie holen, eher tödte ich sie, als daß sie meines Buben Weib wird.“

Heini starrte den Bauer mit aufgesperrtem Munde an. Er hörte, aber er begriff nicht. Dieser donnerte von Neuem:

„Nun wird's bald, wo ist das Mensch?“

„Hier, Bauer,“ tönte eine klangvolle Stimme hinter ihm. Er wandte sich um und stand vor der Jungfrau, deren Augen Flammen sprühten.

„Was willst Du von mir, alter Sünder,“ fuhr sie mit schneidendem Tone fort, „rede, aber hüte Dich, noch einmal solche Worte auszusprechen, wenn Dir Dein Leben lieb ist. Ich sage jetzt auch, eher erwürge ich Dich, als daß ich mich von Dir, Du Tropf, beschimpfen lasse.“



Diese Worte, das blitzende Auge, die drohende, hehre Gestalt der vor ihm Stehenden, verblüffte den Bauer. In ganz anderem Tone sprach er:

„Der Konrad sagt, er wolle Dich heirathen. Ist das wahr?"

„Und wenn es so wäre, was dann?"

„Ich gebe es nicht zu."

„Mir einerlei, ich heirathe den Konrad, nicht Dich, Alter."

„Wenn ich ihn aber enterbe, Haus und Hof verkaufe?"

„Was kümmert mich das. Ich will Deinen Sohn, nicht Deine Kühe und Ochsen."

„Ich gestatte es aber nie, daß mein Sohn eine Leibeigene, ein Findelkind heirathet."

„Höre, Bauer, eine Leibeigene bin ich nicht und will ich Deinen Konrad heirathen, so frage ich weder Dich noch irgend Jemand. Will ich es, so ist er mein und nun geh' heim, Bauer, hier hast Du nichts mehr zu thun."

Der alte Sepp warf ihr einen Blick voll glühenden Hasses zu und entfernte sich wirklich.

Kaum war der Bauer fort, so wandte sich Heini an sein verzogenes Pflegekind:

„Gundchen, wäre es nicht besser, Du stündest ab von Deiner Liebe zu des Seppen Konrad. Heirathen kann er Dich ja doch nicht."

„Wer sagt, daß ich ihn liebe, Vater? So wenig als irgend einen Andern. Der Bursche ist in mich vernarrt. Sieh, diese silberne Halskette mit dem Kreuz daran, schenkte er mir, blos damit ich ihm das Fenster zweimal öffnete. Jetzt hat er mir noch Tuch zu einem neuen Rock und Schuhe versprochen. Wäre ich nicht eine Thörin, ihn nicht festzuhalten, das Alles kostet mich ein paar Küsse."

„Aber wenn Du ihn doch nicht zu heirathen gedenkst, was sagst du dies dem Alten nicht. Er gäbe Dir noch mehr."

„Das will ich nicht, Vater. Was mir der Junge gibt, ist Geschenk, vom Alten wäre es erpreßt."

„Aber wir werden den Sepp zum Feinde haben."

„Was schadet dies? Du schuldest ihm doch nichts?"

„Das schon nicht, aber er ist ein reicher, freier Bauer, der uns immer schaden kann."

„Nur keine Furcht, Vater, der Sepp ist noch froh, wenn wir ihm nicht zürnen. Er muß wissen, daß man den Armen nicht umsonst beschimpft. Erst will ich ihm die Hölle recht heiß machen, dann soll er kommen, Abbitte thun, und zum Schluß gebe ich seinen Buben frei."

„Gundchen, Gundchen, Du spielst ein gewagtes Spiel; möge es Dich nie gereuen," schloß Heini, dem auch die Gattin beistimmte; allein Kunigunde blieb fest und die alten Leute gaben nach, wie sie es dem Mädchen gegenüber gewöhnt waren.

Der Bauer Sepp gab jedoch, was Eigensinn und Trotz anbetrifft, Kunigunde in Nichts nach. Schon am folgenden Morgen zog er sich sonntäglich an, steckte Geld zu sich, ergriff den Knotenstock und wanderte nach Rheinfelden, wo er im Wirthshaus nach einem kundigen Rechtsgelehrten fragte, denn schon war die Zeit gekommen, wo der Mann seine Sache vor Gericht durch einen Dritten ausfechten ließ. Das einfache Recht der Alemannen und Franken hatte dem sogenannten römischen Recht Platz machen müssen, dessen Grundsätze oft im grellsten Widerspruche zu den deutschen Gewohnheiten standen.

Ein Knabe führte Sepp zu einem solchen Fürsprech, Advokatus nannten sie sich in ihren Schriften. Sepp trug ihm seine Sache vor und fragte ihn, ob es keinen Weg gäbe, die Heirath seines Sohnes mit einer Leibeigenen, die zudem Findelkind sei, zu verhindern.

„Das ist ein Fall," sprach der Rechtsgelehrte mit wichtiger Miene, „der mir noch nie vorgekommen und der auch den Richtern Arbeit geben wird. Ehe ich mich entschließen kann, Euere Sache zu führen, muß ich nach Olsberg hinüber, mich im Stifte selbst erkundigen, wie es sich mit Heini's Leibeigenschaft verhält."

„Herr," entgegnete der Bauer und zog den Beutel, „hier sind zehn Rheinische Gulden. Thut Euer Bestes; wo diese waren, sind noch mehr."

Schmunzelnd strich der Rechtsgelehrte das Geld ein, versprach, die Sache sofort an die Hand zu nehmen. Sepp trollte seiner Heimath zu. Des Sieges war er gewiß.

Der Gelehrte ritt aber nicht sofort nach Olsberg, sondern schlug erst einen Folianten auf, rieb sich freudig die Hände und rief:

„Da haben wir es ja, kurz und bündig: Der Findling geht rechtlich ganz in die Gewalt der Aufnehmenden über." Ergo, Kunigunde ist Findling, Heini der Aufnehmende, in dessen Munt sie übergeht.

Nun ist aber Heini des Stiftes Leibeigener, und nochmals ergo Kunigunde des Stiftes Leibeigene, welche nach uraltem Recht nicht heirathen darf ohne des Halsherren Einwilligung. Ergo sagen wir zum Schluß, das Stift verweigert die Einwilligung und die Hochzeit kann nie stattfinden." *

Nun erst ließ er sein Pferd satteln und ritt nach Olsberg, wo er dem Schaffner Alles mittheilte. Dieser zuckte jedoch die Achseln und meinte, die Hochwürdige sei eine sehr gute Frau, die hier kaum hindernd einschreiten werde. Wenn Kunigunde das übliche Busengeld bezahle, gebe sie sicher die Einwilligung zur Heirath, ja sie lasse sich leicht bereden und gewähre den Freikauf der Braut.

„Ei, Herr Verwalter," entgegnete der Fürsprech, „zu was brauchen wir die Hochwürdige? Diese verläßt die Klausur nicht und Ihr seid doch gewiß im Stande, zu hindern, daß das Mädchen vorgelassen wird. Bedenkt, der Bauer zahlt gerne hundert Pfund, wenn die Heirath unmöglich gemacht wird. Die theilen wir. Hört, wie ich mir die Sache ausgedacht: Die Magd hat, wie mir Sepp sagte, noch nie einen Frohndienst gethan, obschon sie seit vier Jahren frohndienstpflichtig ist."

„Das ist richtig, denn erst heute, durch Euch, erhalte ich die Nachricht von dem Dasein dieser Leibeigenen."

„Herrlich, herrlich, dann haben wir gewonnen. Vier Jahre, jede Woche einen Tag Frohne, macht zweihundertundacht Tage, die nachzuholen sind. Ihr laßt das Mädchen holen, behaltet sie als Magd, bis die sämmtlichen Tage eingebracht sind, behandelt sie ein bischen scharf und laßt Ihr nach einiger Zeit merken, daß man ihr den Rest, sammt der gebührenden Strafe schenke, wenn sie dem Konrad entsage. Will sie nicht, so verkauft man sie einem weltlichen Herren, der dann die Heirath ganz unmöglich macht. Das Mädchen soll eine wahre Schönheit sein."

„Ja, so kann es gehen, Herr Fürsprech. Ich lasse die Dirne gleich morgen holen. Aber es bleibt doch bei der Abrede. Ich werde Arbeit genug mit ihr haben und riskire zudem den Zorn der Hochwürdigen."

---

* Grimms Rechtsalterthümer. Wir geben die lateinischen Beweissäze deutsch.

Statt der Antwort drückte der Fürsprech dem Schaffner die Hand, saß auf und ritt nach Maisprach, wo ihn Sepp alsbald willkommen hieß.

„Was bringt Ihr für Bescheid?" fragte er halbleise.

„Es läßt sich machen," entgegnete dieser in demselben Tone. „Sie wird als Magd nach Olsberg geholt, allein ich mußte dem Schaffner zweihundert Pfund versprechen, er wollte Anfangs nichts von der Sache wissen. Er fürchtet den Zorn der allzugutmüthigen Aebtissin."

„Macht nichts, Herr Fürsprech, vierhundert sollen mich nicht reuen, wenn nur die Person nicht in mein Haus kommt. Gleich morgen bringe ich dem Verwalter das Geld."

„Wo denkt Ihr hin, Mann? Glaubt Ihr, der Schaffner wolle als Mann angesehen sein, der Geld annimmt für etwas, das er aus Pflicht thun muß? Der würde Euch schön empfangen. Bringt es mir, er besucht mich schon, sobald die Dirne im Kloster ist."

„Soll nicht fehlen, Herr Fürsprech. Euere Mühe vergelte ich so, daß Ihr zufrieden seid. Würde ich ja doch lieber Alles verkaufen, als dieses Findelkind in mein Haus lassen."

„Da habt Ihr vollkommen Recht, Sepp, ich hätte es gerade wie Ihr. Jetzt aber könnt Ihr ganz ruhig sein."

Beide drückten sich die Hand. Seelenvergnügt ritt der Herr Fürsprech heim. So viel als heute, verdiente er sonst kaum in einem halben Jahr.

Heini erschrak nicht wenig, als ihm am Morgen früh ein Klosterknecht den Bericht brachte, er habe sich unverzüglich mit seinem Pflegekinde in der Schaffnerei einzufinden. Was konnte man von ihm wollen? Er hatte ja all' seine Abgaben an Grundzins, Zehnten, Eiern, Honig, Wachs, Leinen, das Leibhuhn für die Gattin gehörig und zur Zeit entrichtet, seine Frohndienste geleistet. Er war sich auch sonst keines Frevels bewußt. Kunigunda ahnte nichts Gutes. Was sollte sie im Stift, mit dem sie ja, nach ihrer Ansicht, absolut nichts zu thun hatte. Sie dachte bereits an Flucht, aber wohin, ohne Geld und zudem machte der Klosterknecht gar keine Miene, sich zu entfernen. Dennoch wollte sie es versuchen, unter dem Vorwand, ihre sonntägliche Kleidung anzuziehen, die Wohnstube verlassen. Sogleich hielt der Knecht sie am Arme.

„Wohin, wohin,“ rief er halb spottend, „am Werktag braucht die Leibeigene keinen Sonntagstaat.“

„Ich bin keine Leibeigene,“ fuhr Kunigunda auf.

„Was sonst?“ höhnte der Knecht. „Doch vorwärts jetzt, wegen Dir will ich nicht gescholten werden.“

„Und wenn ich nicht gehe? Wer gibt überhaupt Dir und Deinem Herren das Recht, mich holen zu lassen?“

Der Knecht, statt aller Antwort, pfiff und alsbald traten noch zwei Knechte des Stiftes ein, der Eine mit einem Strick in der Hand.

„Willst Du jetzt sofort vor uns hergehen, oder sollen wir Dir die Hände auf den Rücken binden, mit der Peitsche gehen lehren?“

Kunigunde sah durch das Fenster, ob Niemand in der Nähe sei, dessen Hilfe sie in Anspruch nehmen konnte. Der Zufall wollte, daß der Dorfvogt am Hause vorbeiging. Das Fenster aufreißen und hinausschreieien: „Vogt, kommt herein, man will mir Gewalt anthun,“ war das Werk eines Augenblicks.

Alsbald trat der Gerufene in das Zimmer. Die Knechte rührten sich nicht, lächelten einander zu. Heini stand rathlos daneben. Mit fliegender Hast erzählte Kunigunde, was vorgegangen, wie man sie als Leibeigene behandeln wolle. Gelassen hörte der Beamte zu, als sie geendet, sagte er kalt:

„Als Pflegekind eines Leibeigenen bist Du nicht mehr als er selbst. Beweise, daß Deine Eltern freie Leute sind, dann bist Du auch frei, kannst Du dies nicht, so füge Dich willig, sonst lehrt Dich Stock und Peitsche gehorchen.“

Mit diesen Worten verließ er das Haus. Kunigunde senkte den Kopf und ging neben dem Pflegevater vor den Knechten her.

Als sie vor den Schaffner traten, fuhr dieser den armen Heini an:

„Was ist das, Heini, daß Du ein Findelkind in Dein Haus aufnimmst, es erziehst und Deiner Herrschaft keine Anzeige davon machst?“

„Gnädiger Herr,“ entgegnete Heini erschrocken, verzeiht, ich machte dem Vogt sofort Anzeige. Das Kind stammt sicher von freien, reichen Leuten her.“

Und nun erzählte er haarklein, wie er Kunigunda gefunden und was neben ihr im Korbe gelegen.

„Ganz recht, Heini,“ sprach der Schaffner viel milder, „ich glaube Alles, denn ich kenne Dich als redlichen, ehrlichen Mann, der allzeit

seine Pflicht erfüllt, aber das ändert an Allem nichts. Das Mädchen ist Findelkind, der Leibeigene erzog es, behielt, was im Korbe lag, somit ist es in Deiner väterlichen Gewalt, leibeigen wie Du. So lauten unsere uralten Gesetze. Geh' nach Rheinfelden, erkundige Dich bei einem Fürsprech, ich zürne es nicht, aber er wird Dir das Gleiche sagen."

„Herr, laßt mich gehen, ich — — —"

„Stille," schrie der Verwalter, „mit Dir, der Magd, rede ich jetzt noch nicht." — Sich zu Heini wendend, fuhr er fort:

„Wie alt ist das Mädchen?"

Heini zählte an den Fingern, brachte es aber nicht heraus. Endlich sagte er:

„Ich fand es an dem Tage, da man unser einzig Kind zu Grabe trug. Es war am Montag nach Verena im Jahre zwölf."

„Sechszehnhundertundzwölf," verbesserte der Schaffner, „dann ist die Magd zwanzig Jahre alt, seit vier Jahren frohndienstpflichtig, ohne je eine Frohne geleistet zu haben. Heini, wenn ich dies der Hochwürdigen mittheilen würde, daß Du eine Pflichtige vier Jahre lang ihren Pflichten entziehst, uns nur eine Leibhenne brachtest, statt zwei, was meinst Du, daß Dir geschähe?"

„Herr, seid gnädig, ich that es ohne Vorsatz, aus Unwissenheit."

„Das weiß ich, Heini, und deswegen will ich billig sein. Das Mädchen bleibt hier, dient ein Jahr lang treu und willig in der Küche, dann nehme ich an, das Stift hat keinen Schaden und sie leistet nachher nicht mehr als jedes andere leibeigene Mädchen auch."

„Habt Dank, Herr, habt Dank für Euere Güte," rief Heini, hocherfreut, so leicht weggekommen zu sein.

„Und mich frägt Niemand, was ich zu dem Handel sage," spottete Kunigunda.

„Mädchen," fuhr der Schaffner auf, „ich warne Dich, hüte Deine Zunge. Die Leibeigene hat nur zu gehorchen."

„Und wenn ich nicht gehorchen will?"

Die Augen des Verwalters flammten, allein ehe er sprechen konnte, wandte sich Heini an Kunigunda in einem Tone, wie er noch nie zu ihr gesprochen:

„Kind, Du bist leibeigen, das ist klar und willst Du nicht gepeitscht werden, so verhalte Dich ruhig und still, bei mir findest Du weder Hilfe noch Schutz. Der Herr Schaffner meint es gut mit uns, aber

siehst Du dies nicht ein, so wird Dein Rücken es empfinden. Wasser und Brod im finstern Loch werden Dich sicher geschmeidig machen."

Kunigunde erschrak, Heini mußte wissen, was auf den ungehorsamen Leibeigenen wartete. Höflich sagte sie:

„Herr Schaffner, was habe ich hier zu thun?"

„So ist's recht, Kind," lachte dieser. „Deine Hände beweisen es, im Felde hast Du nicht oft gearbeitet. Komm in die Küche, iß erst satt, nachher stehst Du unter dem Befehl der Oberküchenmeisterin."

Der Pflegevater reichte ihr die Hand, dann folgte sie dem Schaffner in die ungeheure Küche, in welcher für all' die weltlichen Bediensteten des Stiftes gekocht wurde. Man stellte ihr Mues, Brod und Wein hin und die alte Oberköchin legte ihr noch ein Stück Fleisch auf einem Holzteller vor. Sie mußte sich gestehen, so hatte sie kaum an einem hohen Festtag gespeist. Nachher hieß man sie ihre Sandalen ablegen, Wasser holen, Gemüse zubereiten u. s. f. Obschon noch eine Gehilfin da war, gab es Arbeit in Hülle und Fülle. Als die Vesperglocke ertönte, rüstete man den Tisch in der großen Halle der Schaffnerei. Ein zweites Zeichen mit einer kleinen Glocke rief die Dienstboten zum Essen. Oben an der mächtigen Eichentafel saß der Schaffner, neben ihm zur Rechten Gattin und Tochter, zur Linken der Sohn, ein Schreiber, ein Meisterknecht, ein Küfer und Kellermeister, der Obergärtner, der Senn und zwölf Knechte, an die Tochter reihten sich acht Mägde und drei Roß- und Kühbuben. Die beiden Küchenmägde trugen nun die großen Schüsseln von Holz, gefüllt mit Sauerkraut, gedörrten Bohnen und gelben Rüben auf. Jeder langte zu. Das Fleisch war in Stücke geschnitten, für die Knechte und Mägde gedörrter Speck, für die Höheren der Speisenden Rindfleisch. Der Kellermeister ging herum und füllte jedem aus großen Steinkrügen den Holzbecher mit Wein. Ehe jedoch das Essen begann, verrichtete ein Kühbube ein langes Gebet, gegen die letzten Worte hin hoben sich die Löffel und mit dem „Amen" fuhren sie in die Schüsseln. Gesprochen wurde kein Wort. Als der Inhalt sämmtlicher Schüsseln bis auf die letzte Spur vertilgt war, schnitt sich Jedes ein größeres oder kleineres Stück Roggenbrod von den zehnpfündigen Laiben herunter und als auch dieses vertilgt war, sprach ein zweiter Bub ebenso gedankenlos das Schlußgebet. Mit dem Amen erhoben sich Knechte und Mägde, verließen in langer Reihe die Stube. Mit lauter Stimme ertheilte

nun der Schaffner die Befehle für den folgenden Tag, worauf sich Meisterknecht, Gärtner und Senn ebenfalls entfernten. Nur der Schreiber und Kellermeister blieben und halfen den Braten mit Salat verzehren, der erst jetzt hereingebracht wurde und wozu der Kellermeister perlenden Rothwein einschenkte.

Als auch dies vorbei, der Tisch abgeräumt war, speisten auch die drei Küchenmägde und wahrlich nicht schlechter als die Andern. Das Geschirr wurde gereinigt, ein Kübel Wasser bereit gestellt, damit sich die beiden Gehilfinnen die Füße waschen konnten. Die Köchin trug Schuhe. Nun sollte man zur Ruhe gehen, allein bevor dies geschah, befahl die Köchin Kunigunda, sich auf die Bank zu setzen, ihr die Beine zu strecken.

Kunigunda sah sie erstaunt an, erschrak aber nicht wenig, als ihr jene zwei starke Stahlringe um die Knöchel legte, sie mit Vorlegeschlössern befestigte. Die Ringe waren durch eine fußlange Stahlkette verbunden, so daß die Gefesselte mit kurzen Schritten gehen, aber weder springen noch eine Leiter hinabsteigen konnte.

„Was soll das, was will man von mir?" fragte sie, „ich bin doch keine Verbrecherin."

„O nein," lachte die Köchin, „im Gegentheil, ich bin sehr zufrieden mit Dir, allein der Herr muß allerlei vernommen haben, wie Du so ziemlich trotzig seiest und keineswegs daran denkest, daß Du leibeigen bist. Er fürchtet, Du könntest fliehen wollen. Allerdings kämest Du nicht weit, selbst wenn Dir des Seppen Konrad heraushelfen wollte. Eingeholt, bekämest Du mindestens zwanzig mit dem Ziemer und diese harte Strafe will Dir der Herr ersparen. Sei folgsam, artig, fleißig, dann hast Du es hier besser als daheim, für die Ungehorsame habe ich jene Ruthe dort an der Wand und die Störrische bekommt den Ziemer auf der Strafbank vor allem Gesinde. Vergiß das nicht, Kind und schlafe jetzt ruhig bei der Elsi."

Diese ergriff Kunigunda's Hand und führte sie in eine anstoßende Kammer, wo sich Beide in einem großen, guten Bett niederlegten. Schlaf fand Kunigunda nicht. In ihrem Innern kochte und tobte es, ärger als in einem Hexenkessel. Sie hatte nur einen Wunsch, den Schaffner zu erwürgen und zu fliehen. Leider fand sie trotz allem Grübeln keinen Ausweg und schlief endlich ein, mit dem Gedanken, sie wolle sich einstweilen fügen und auf gute Gelegenheit warten.

Fleißig und mit Geschick verrichtete sie Alles, was man ihr auftrug. Die Köchin war des Lobes voll. Nur der Schaffner traute ihr nicht recht, sie wurde jeden Abend gefesselt. So nahte der Herbst.

Es war die Zeit, da der dreißigjährige Krieg in Deutschland wüthete. Die Schweden waren zu Hilfe der Protestanten herbeigeeilt, ihr König fiel, an seine Stelle trat Bernhard von Weimar. Ueberall siegreich, gelangte er an den Rhein und rückte näher gegen die österreichischen Waldstätte, Rheinfelden, Laufenburg und Waldshut. Diese Nachrichten kamen auch nach Olsberg und, allerdings nicht genau, in die Küche der Schaffnerei. Das wußte man, daß die Aebtissin die Uhren, Altartafeln, Orgel, das Archiv nach Rheinfelden in das Haus gebracht hatte, welches dort dem Stifte angehörte. Gerade um diese Zeit hatte die Köchin es bei dem Schaffner zuwege gebracht, daß man Kunigunda nicht mehr feßle. Mit diesem stand aber auch ihr Entschluß fest, zu fliehen und zwar zu den Schweden. Lieber wollte sie als Lagerdirne leben, als länger das Joch der Leibeigenschaft ertragen. Der Zufall kam ihr zu Hilfe, freilich nicht ohne blutige Schmerzen. Ehe wir aber dies erzählen, müssen wir den Leser darüber aufklären, warum Konrad keinen Versuch machte, sein Schätzchen zu befreien.

Natürlich erfuhr er sofort die Wegführung Kunigunda's durch Klosterknechte und war auch bald mit sich über den Urheber der Gewaltthat im Reinen; dagegen waren ihm die Rechte des Halsherren zu wohl bekannt, um auf gerichtlichem Wege gegen den Schaffner aufzutreten. Daß Kunigunda aber leibeigen war, stand bei ihm außer Zweifel. In einem Orte, wo auf einen wenigstens halbfreien Mann zehn Hörige kamen, mußte jeder die Rechte der Herren und die Pflichten der Eigenleute kennen. Sein Zorn gegen den Vater half ihm nichts, dieser lachte heimlich in das Fäustchen. List konnte hier allein den Sieg davon tragen. Er umschlich daher zu wiederholten Malen das Stift, in der Hoffnung, sein Mädcheu zu sehen. Umsonst, Kunigunda durfte weder die Küche noch die Schaffnerei jemals verlassen, kam nie weiter als an den Brunnen im Hofe. Dagegen bemerkten Knechte sein Spähen, meldeten es dem Herren, welcher dem Umherschleichenden auflauerte.

Es dauerte auch gar nicht lange, bis er dem Schaffner in die Hände fiel, der urplötzlich mit Faustrohr und Schwert bewaffnet vor ihm stand.



„Bursche,“ sagte dieser, „ich kenne Dich und weiß, was Dich in die Nähe des Stiftes treibt; allein ich rathe Dir, bleibe demselben fortan ferne. Ich wache und treffe ich Dich wieder, so schieße ich Dich ohne Barmherzigkeit über den Haufen.“

Die Drohung wirkte, Konrad ließ sich nicht mehr sehen und fand bald darauf Ersatz für Kunigunde im Besitz einer reichen Bauerntochter von Magden.

Kehren wir nun zu Kunigunda zurück, so hatte dieselbe das Mißgeschick, bei dem Reinigen der Tischgeräthe eine sehr schöne Schüssel von Porzellan fallen zu lassen. Sie zerbrach in hundert Stücke. Wüthend schrie die Köchin:

„Was machst Du da, dummes Thier. Es ist doch sicher wahr, was der Herr immer sagt, diese Leibeigenen sind dummer als das Vieh.“

Statt zu schweigen, entgegnete Kunigunda trotzig:

„Ihr braucht nicht so zu schimpfen, das hätte Euch so gut begegnen können als mir.“

„Was,“ schäumte der Küchendragoner, „Du willst noch aufbegehren. Wart', Dich will ich lehren.“

Sie riß die Ruthe von der Wand. Mit Hilfe der andern Magd wurde die Fehlbare über eine Bank hingeworfen und gezüchtigt, bis das letzte Reis der Ruthe zerfetzt und die Geschlagene blutig war.

Mit Thränen im Auge, Wuth im Herzen, erhob sich Kunigunda, um weiter zu arbeiten. Kurz nachher mußte sie Wasser holen. Der Brunnen befindet sich im Hofe, das Thor war offen. Jetzt oder nie, dachte sie, ließ den Kübel stehen und rannte wie ein gejagtes Reh auf der Straße nach Giebenach fort. Ihre Flucht blieb nicht lange unbemerkt. Als kein Wasser kam, eilte die Köchin hinaus, sah den Kübel, errieth, was geschehen, rief den Knechten, dem Herren, der alsobald die Verfolgung nach allen Richtungen hin anordnete.

Mitten zwischen dem Kloster und dem Dorfe Giebenach steht ein einsames Haus am Walde, an dessen Rand die Straße hinführt. Noch war dies Haus nicht erreicht, als Kunigunda in ihrem Lauf inne hielt, die Hand auf die wogende Brust drückte und sich umsah. Welch' ein Schrecken, weiter oben an der Halde sah sie zwei Männer, offenbar Verfolger. Ohne sich zu besinnen, sprang sie in den Wald hin, stürzte durch Gebüsch und Dorngesträuche den Berg hinan. Was kümmerte es sie, wenn Dornen die Füße blutig stachen, da und dort

ein Fetzen ihres elenden Rockes hängen blieb. Von Todesangst getrieben jagte sie weiter und weiter, bis sich endlich die Kräfte erschöpften und sie, mit dem Ausruf „Gott sei mir gnädig", am Fuße einer Eiche niedersank. Sie glaubte, die Verfolger hinter sich zu hören. Sie täuschte sich. Die Männer hatten sie gar nicht gesehen, das Geräusch hinter ihr rührte von den Zweigen und Aesten her, die sie in ihrem Lauf durchbrach und die hinter ihr wieder zusammenschlugen. Sie lag eine Weile, keuchend, halb ohnmächtig am Boden, als sich aber nichts regte, alles stille blieb, kehrte ihr Muth wieder, sie erhob sich und ging langsam weiter; bald traf sie auf einen schmalen Fußpfad, folgte demselben bergab und gelangte in Kurzem an den Saum des Waldes. Vor ihr lag im Glanz der Abendsonne ein wohlbefestigtes Städtchen. Das war Rheinfelden, sie kannte es, da sie zweimal an Markttagen mit dem Vater hier gewesen. Doch was sah sie, erst im Schrecken, dann voller Freude. Um das Städtchen, auf den südlichen Höhen standen Zelte. Deutlich erkannte sie die blinkenden Waffen der Vorposten, sah Reiter hin- und hersprengen.

„Gerettet," rief sie, „gerettet, dort sind die Schweden."

„Haben wir Dich, verdammte Hexe," schrie eine Stimme hinter ihr.

Ohne sich nur umzusehen, rannte sie in weiten Sätzen dem Lager zu. Sie, die barfüßige, nur halbgekleidete vermochten die Knechte nicht zu erreichen. welche sie verfolgten und ohne den Ausruf des Einen auch erwischt hätten. Sie kehrten um.

„Wohin so schnell, hübsches Kind," rief ihr der Wachtposten zu, an dem sie vorbeirennen wollte. „Halt, wenn Du auch unbewaffnet bist, so geht man nicht in das Lager."

„Laß mich," rief sie, „ich habe Deinem Herren eine wichtige Nachricht zu bringen."

Allein der Krieger ließ sie nicht so leicht los. Sie rang mit ihm und schrie endlich um Hilfe. Der Lärm rief einen Wachtmeister herbei, an den sie dann ebenfalls die Bitte richtete, sie zu dem Anführer zu bringen. Der Unteroffizier musterte sie erst von Kopf zu Füßen, dann sagte er kurz:

„Folge mir."

Vor einem großen Zelte winkte er ihr, stille zu stehen, ging hinein, um sie alsbald zu holen.

In dem weiten Tuchhause saß an einem Feldtisch ein schöner junger Mann in der Tracht eines Obersten jener Zeit. Das dunkle



Lockenhaar fiel auf einen breiten, gestickten Hemdkragen nieder. Das kurze Wamms war an den Aermeln geschlitzt und mit weißer Seide gefüttert, die Manschetten, ebenfalls gestickt, reichten bis zur Hälfte des Vorderarmes zurück. Die ziemlich enganschließenden Beinkleider waren von Hirschleder. Die langen Reiterstifel reichten bis zu den Knieen, der obere Theil des Schaftes war umgestülpt, ungeheure, goldene Sporen daran befestigt. An einem goldgestickten, halbfuß-breiten Band, das über die rechte Schulter lief, hing das mächtige Reiterschwert. Ein Hut mit ungeheurem Rand, mit Federn geschmückt, lag auf dem Tische, an der Stuhllehne hing der reichgarnirte Reiter-mantel. Er selbst trug einen feinzugespitzten Schnurrbart und ein kleines, ebenfalls spitziges Kinnbärtchen. Das edelgeformte Antlitz hatte den Ausdruck hohen Muthes, aber auch der Wildheit ungezähm-ter Leidenschaft. Er schien im Lesen von Papieren vertieft, die vor ihm lagen. Der neben ihm sitzende Schreiber hielt die Feder bereit, zur Abfassung allfälliger Antworten.

Kunigunda warf sich vor ihm auf die Kniee. Er betrachtete sie nur flüchtig.

„Was willst Du von mir, welche Nachrichten bringst Du?“ fragte er nicht unfreundlich.

„Edler Herr,“ flehte sie, „erbarmt Euch einer armen Leibeigenen, die man unmenschlich mißhandelte und die bei Euch Schutz und Schirm sucht.“

Er zuckte die Achseln.

„Da kann ich Dir nicht helfen. Sieh zu, daß ein Landsknecht Dich hübsch genug findet, um Dich zu behalten.“

Er winkte dem Unteroffizier und wandte sich wieder seinen Papieren zu.

„Aber wenn ich Euch an einen Ort führe, wo Ihr ohne jegliche Gefahr reiche Beute machen könnt, Wein, Getreide, Vieh in Hülle und Fülle?“ rief sie ohne aufzustehen.

„Ja, das könnten wir schon brauchen,“ lachte er und betrachtete sie nun erst genau. „Wo ist der Ort, in dem wir dies finden können?“

Mit wenig Worten erzählte nun Kunigunda ihre Geschichte, wie man sie mißhandelt und wie sie entschlossen sei, dem edlen Herrn den Weg nach Olsberg zu zeigen, wenn er ihr dafür Schutz und Schirm gewähren wolle. Er hörte mit wachsender Aufmerksamkeit zu. Als sie am Schlusse war, stand er auf und sagte:

„Ich glaube Dir, allein meine Pflicht als Führer der Schaar, welche dieses Städtchen einnehmen soll, gebietet mir Vorsicht. Man wird Dich gut behandeln, aber strenge bewachen. Morgen früh führst Du mich nach dem Kloster. Ist es, wie Du vorgiebst, so soll es Dein Schade nicht sein."

Kunigunda wurde in ein nebenstehendes Zelt gebracht, das ein Feldbett, Tisch und Stuhl enthielt. Nachdem er sie ganz, wie es zu Olsberg geschehen, an den Füßen gefesselt, verließ er sie. Ein altes Weib brachte Fleisch, Brod und Wein und bedeutete der Gefangenen, gut zu essen und sich des Bettes zu bedienen. Kunigunda ließ es sich schmecken und entschlief dann, erschöpft von den Anstrengungen des Tages.

Kaum graute der Morgen, so erschien das Weib, brachte ihr Wasser zum Waschen und eine gute Suppe, dann trat der Unteroffizier ein, nahm ihr die Fesseln ab und führte sie zum Zelt des Kommandanten, der sich eben auf sein Pferd schwang.

„So," sagte er, „jetzt gehst Du neben meinem Pferde her und führst uns auf dem kürzesten Weg zum Kloster; aber nimm Dich in Acht, jeder Fluchtversuch, die geringste Verrätherei bringt Dir den Tod."

Sie begnügte sich zu lächeln, schritt neben dem Herrn her, siebenzig Dragoner folgten. Sie schlug den nächsten Weg über den Berg, durch den Wald ein. Die Straße, damals ein elender, steiler Waldpfad, nöthigte die Reiter, abzusitzen, die Pferde am Zügel zu führen, dies gab dem Obersten Gelegenheit, sich mit seiner Führerin zu unterhalten. Er befragte sie näher über ihr Vorleben und staunte über den klaren Verstand, den Muth der Leibeigenen, deren Schönheit ihn entzückte. Der Trotz, den sie zuweilen kundgab, gefiel dem wilden Krieger.

Nach einer kleinen Stunde war das Kloster erreicht, umzingelt, allein die Nonnen entflohen. Als die Knechte berichteten, wie Kunigunda dem schwedischen Lager zugeeilt sei, ahnte dem Schaffner nichts Gutes. Er setzte sofort die Hochwürdige von dem Vorfall in Kenntniß, obschon er die ganze Wahrheit nicht sagte. Die Aebissin war schnell entschlossen. Zu gleicher Zeit, als die Schweden von Rheinfelden aufbrachen, verließ sie mit ihren Schäflein das Stift und eilte, in Baden Schutz zu suchen.

Dies kränkte den Oberst wenig. Die Beute in dem verlassenen Stift, denn auch der Schaffner, die Knechte und Mägde waren entflohen, überstieg seine kühnsten Erwartungen. Er ließ Alles auf



Wagen laden, nach dem Lager führen. Am andern Tag speiste Kunigunda an seiner Seite mit den Offizieren des Korps, die sowohl ihre Schönheit als ihren Verstand bewunderten. Jetzt trug sie ein Mieder, aber weit ausgeschnitten. Dasselbe war von rothem Wollstoff, vorn mit weißen Spitzen garnirt, die Puffärmel geschlitzt, mit gelber Seide gefüttert, ein reichbrodirter Hemdkragen fiel bis auf den halben Oberarm, die Manschetten, brodirt, ausgeschnitten, reichten beinahe zum Ellbogen. Ein weißer, garnirter Unterrock von Seidenstoff wurde von dem rothbraunen Wollrock nur insoweit verhüllt, daß er vorn gleich einer Schürze sichtbar war. Das reiche Haar war an den Seiten aufgerollt, am Hinterkopf bildete es einen Zopf, in Form eines Kranzes befestigt, auf dem Haupt thronte ein schwarzer, breitkrämpiger Hut, mit einer langen, weißen Feder geschmückt. Eine goldene Kette umschloß den Hals. Den Ringfinger der linken Hand zierte ein breiter Goldreif. Jetzt sah sie wirklich aus, wie eine reiche Edeldame.

Als Rheinfelden nicht einzunehmen war, wurde die Belagerung aufgehoben. Das schwedische Heer bewegte sich rheinaufwärts. Kunigunda folgte dem Oberst Genthier als Gattin zur linken Hand. — —

Nach dem Schluß des westphälischen Friedens, als Deutschland, ja halb Europa, wieder aufathmete, nach einem fürchterlichen, dreißigjährigen Kriege, erschien zu Maisprach eine Dame von anscheinend hohem Stande, nach ihrem Gefolge zu urtheilen, sehr reich. Eine Dienerin und vier Knechte begleiteten sie und einen wunderschönen Knaben, der ihr Sohn zu sein schien. In der Herberge, wo man ganz bestürzt über den vornehmen Besuch war, erkundigte sie sich angelegentlich nach einem Taglöhner Heini und dessen Ehefrau. Als man ihr mittheilte, beide seien aus Kummer über das Gebahren einer Pflegetochter gestorben, durch deren Schuld das heilige Stift zu Olsberg von den Schweden geplündert, die frommen Frauen vertrieben worden seien, da zuckte sie mitleidig die Achseln, ging zu dem Geistlichen und gab ihm Geld, damit er einige Messen lese für die Seelen des Leibeigenen Heini und dessen Gattin, dann ritt sie fort, um nie mehr zu kommen.

Allein nicht blos die Schweden beraubten Olsberg, der kaiserliche Oberst Spaur nahm von den nach Rheinfelden geflüchteten und im dortigen Olsberger Hof sonst befindlichen Sachen die Zehntfrüchte von Rheinfelden und Magden, achtzehn aufgerüstete Betten und vierhundert Saum Wein. Ein Jahr darauf führten die Soldaten des schwe-

dischen Obersten Croneck die aufgefundenen Kostbarkeiten des Stiftes rheinabwärts und 1634 ließ der Rheingraf das Gebäude in der Stadt zerstören, die Häuser des Klosters zu Magden, Olsberg, die Scheunen, Häge und Bäume anbrennen und hauste im Kloster selbst ärger als ein Vandale, sogar Kirchenstühle und Altäre wurden zerschlagen, alles was nur möglich war, weggeführt.

Die Nonnen hielten sich inzwischen erst zu Wettingen, dann zu Balsthal auf. Als sie genau drei Jahre nach ihrer Flucht wieder zurückkehrten in den Hortus Dei, umstanden sie weinend die abgedeckten Gebäude, ohne Thüren und Fenster. Nur mit Hilfe des Abtes Bernhard von Lützel gelang es ihnen, nach und nach das Stift herzustellen, die Oekonomie wieder in Gang zu bringen. Die Nachfolgerin von Ursula Schmozerin, Katharina Koler von Rheinau, berechnete den Schaden auf hunderttausend Dukaten.

Langsam erhob sich das Stift, umso langsamer, als die Einkünfte sich in Folge des sinkenden Geldwerthes stätig verminderten. Dennoch gelang es der Aebtissin Franziska von Eptingen, der Kirche einen prächtigen Hochaltar zu verschaffen. Papst Innozenz XI. schenkte der frommen Schwester zu Olsberg den Leichnam des heiligen Viktors.

Allein die Ruhe war nicht von Dauer. Frankreich hatte das Sundgau mit dem übrigen Elsaß erobert. Die Abtei Lützel wurde französisch, daher übertrug die österreichische Regierung, welche Rheinfelden, das Fricktħal und also auch das Gebiet von Olsberg noch hundert Jahre lang besaß, die Aufsicht dem Kloster Salmansweiler. Damals befanden sich im Stift zwölf Nonnen und sechzehn Laienschwestern. Abt Anselm von Salem besuchte das Kloster, fand in Bezug auf Klosterzucht viel zu tadeln und sandte als Priorin die Nonne Juliane Guggerin mit dem Befehl, die Ordnung und Ordensdisziplin herzustellen. Aebtissin und Nonnen wollten sich dies nicht gefallen lassen, appellirten an die kaiserliche Regierung zu Wien. Die unbequeme Neuerung mußte weichen. Die Oberaufsicht wurde dem Abt von Tennenbach übertragen, allein die Verwaltung über die Güter nahm die Regierung in ihre Hand.

XIII.
Isabella.

Um diese Zeit lebte auf einem über und über verschuldeten Rittergut am rechten Ufer des Rheines im Breisgau einer jener Adeligen



des achtzehnten Jahrhunderts, die am Hofe zu Versailles die Kunst erlernt hatten, das väterliche Erbe auf noble Weise zu vergeuden. Als der letzte Gulden in der französischen Königsstadt verpraßt war, kehrte der Herr Baron auf sein Gut in Germanien zurück, heirathete ein adeliges Fräulein mit sechzehn Ahnen ohne Vermögen und verlebte mit seiner chère Babette die Tage in idyllischer Ruhe, blos daß er alljährlich eine neue Hypothek auf sein Gut errichten lassen mußte und der Tag fast mit Gewißheit zu bestimmen war, an welchem sein Rittergut unter den Hammer kam. L'aimable épouse wich dem fatalen Tage aus, indem sie von der Welt Abschied nahm, und sterbend den tiefbetrübten Gatten bat, sein Möglichstes zu thun, um das einzige Pfand ihrer gegenseitigen Liebe, die Tochter Isabella, gut zu versorgen. Der Baron versprach sein Bestes.

Nun war allerdings Isabella eine klassische Schönheit, trotz der Tracht um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, welche alles aufbot, aus dem Weibe ein Unding zu machen. Wenn sie ausging, Gesellschaften empfing oder Freundinnen in dem nahen L. besuchte, trug sie eine Obergestalt, so eng, daß nur das festgeschnürte Korset deren Anziehen ermöglichte und welche vorn in eine Spitze auslief, die bis auf die Mitte des Unterleibes reichte. Oben war die Gestalt so viereckig ausgeschnitten, daß die garnirenden Spitzen hinten den Nacken umgaben, vorn aber die Brust frei ließen. Aus den Aermeln, die nur bis zu den Ellbogen reichten, kamen sehr weite, doppelte, brodirte Manschetten heraus. An diese Obergestalt, die den Leib auf unvernünftige Weise zusammen, die Brüste unnatürlich in die Höhe preßte, schloß sich ein ungeheurer Reifrock, bis zur Hälfte von karminrother, unten hellblauer Seide, mit Blumenstickereien. Ueber diesem, unten mindestens zwölf Fuß im Umfang haltenden Hühnerkorb trug sie an derselben Gestalt ein Oberkleid von gelber Seide, vorn ein offenes Dreieck bildend, das den Unterrock sehen ließ und welches zu beiden Seiten eine zwei Fuß breite Bordüre von demselben Stoff wie der untere Theil des Unterkleides hatte. Die spitzen Schuhe hatten drei Zoll hohe rothe Absätze. Die starkgepuderten Haare bildeten einen Thurm, auf dessen Spitze drei Federn baumelten. Das Ganze glich nicht übel einer wandelnden Tonne, aus der ein schlanker, weiblicher Oberleib herausguckte. Nach den Begriffen des achtzehnten Jahrhunderts besaß Isabella auch Bildung, das heißt sie sprach und schrieb

einen deutsch-französischen Jargon, spielte das Klavicimbal, hatte eine blasse Ahnung von Geographie und Geschichte, kannte die vier ersten Regeln der Rechenkunst und war eine Tänzerin par excellence. Als die Mutter starb, hatte sie gerade das siebenzehnte Altersjahr vollendet.

Dem Wunsche der Vorstorbenen gemäß, suchte der Wittwer nach Ablauf der Trauerzeit emsig nach einem Gatten für sein enfant chérie, aber wo Einen finden für eine Tochter ohne Geld? Einen roturier, einen Plebejer? Nein und nimmermehr, eine solche Mésalliance war gar nicht denkbar. Der Jude Aaron, sein bisheriger Helfer in der Noth, half ihm auch hier.

Der gnädige Herr saß eben über der Rechnung seines Verwalters, allein nicht mit freudiger, sondern recht trüber Miene, denn das Fazit derselben war ein abermaliger Rückschlag von tausend Gulden, kein Geld in der Kassa und doch sollten die Zinse bezahlt werden, die bereits seit Wochen fällig waren. Da meldete man den Hebräer. Aaron gehörte nicht zu jener gemeinen Klasse, die sich mit Viehhandel oder alten Möbeln, Kleidern, Lumpen, Knochen, Federn 2c. beschäftigt, auch nicht zu denen, die jungen Verschwendern achtzig für hundert geben, zehn Prozent Interessen zum Voraus von den achtzig abziehen; nein, er war ein Geschäftsmann, der seine Prozente verdienen wollte, sein bestimmtes Ziel vor Augen hatte, aber seine Klienten treu bediente.

„Du kommst wie gerufen, Aaron," sprach der Baron düster.

„Wie so, ich komme die verfallenen Zinsen zu holen. Haben der gnädige Herr Baron Geld?"

„Das Gegentheil, Aaron, da lies."

Er schob ihm die Rechnung hin, die der Jude überflog.

„Gnädiger Herr, wenn ich darf rathen einem Herren Baron, würd' ich verkaufen das Gut, das nicht rentirt vier Prozent. Wenn Sie verkaufen Alles aus freier Hand, garantier' ich fünfzigtausend freien Rest. Auf Hypothek gibt keiner mehr tausend. Können gut leben in der Stadt aus dem Zins."

„Du sagst wohl, Aaron, aber mein Kind, wird es noch einen Gatten finden aus altadeligem Geschlecht, wenn man weiß, ich habe blos noch zweitausend Gulden jährlich, aus denen ich doch leben muß?"

„Herr Baron, ich kenn' e Mann, wo nimmt die schöne Bathseba, wo nicht einmal begehrt eine Aussteuer, wo gibt dem Herrn Papa Geld, zu bestreiten die Retunie und wo ist von Adel, noch älter als der Ihrige."



„Und wie heißt dies Wunderkind, Aaron?"

„Ach, Sie kennen doch gewiß den Herren Baron von E., den steinreichen Mann, der lebt auf seinem herrlichen Landgut zu E." *

„Du meinst doch nicht den Oberst Baron von E., den Greis von mehr als siebenzig Jahren?"

„Wen sonst, gnädiger Herr? Was soll es heißen, siebenzig Jahr, ist er noch rüstiger als Mancher von fünfzig. Und stirbt er, so ist seine Wittwe Millionärin. Hat er doch keine Kinder und wird er testiren all' sein Gut der lieben Frau Baron."

„Und wer sagt Dir, daß der Oberst meine Tochter begehrt?"

„Er selbst. War ich vor ein paar Tagen bei ihm, um zu überbringen den Kaufbrief über ein Haus, das ich für ihn hab' erworben in der Stadt. Hat er mir gesagt, Aaronche, hab' ich geseh'n die Tochter von Baron v. F. ist e Schönheit Nummer Eins. Was meinst de, Aaron, was wird se sagen, wenn ich werb' um ihre kleine Hand. Hab' ich gesagt, as ich werd' gehen zu Ihne, gnädiger Herr und fragen, was se halte von dem Geschäft."

„Ja, Aaron, das Geschäft ist so schlecht nicht," lachte der Baron. „Von uraltem Adel ist der Oberst, Isabella bei ihm wohlversorgt und stirbt er, so ist sie wirklich reich. Aber ich muß sie doch erst fragen, ob sie einwilligt."

„Zu was fragen die Kodem, wenn der Dada will gründen ihr Glück," rief Aaron so eifrig, daß er in den jüdischen Jargon verfiel, was er sonst bei vornehmen Klienten vermied. „Wenn ich sagen werde zu meiner Baß: Sarahleben, da ist der Samuel, den ich Dir hab' ausgesucht zum Chosen, von heite an bist de sei Kalle, wird se sagen: „Vaterleben, Du weißt am besten, was paßt for mich.""

Der Baron lachte und sagte:

„Lieber Aaron, unsere Demoiselles sind leider nicht so folgsam wie die Töchter Israels. Zum Altar schleppen kann ich Isabella nicht und sagt sie nein, so habe ich nicht das mindeste Recht, sie zu zwingen. Indeß hoffe ich, sie ist vernünftig genug, einzusehen, welches Glück die projektirte Heirath für sie ist. Komm in acht Tagen wieder, dann sollst Du Bescheid haben."

---

* Wir nennen hier keine Namen, da das Nachfolgende nur zum Theil Dichtung ist.

Allein der Baron täuschte sich. Erst lachte Isabella, als er ihr von einer Verbindung mit dem Oberst sprach, den sie sehr gut kannte. Als er eindringlicher ward, ihr seine Armuth gestand und ihr vorstellte, welch' reiche Wittwe sie werden könne, erfolgte ein entschiedenes Nein.

Isabellens Herz war eben nicht mehr frei. In der Stadt hatte sie den Sohn eines reichen Kaufmanns kennen gelernt, dessen Aeußeres, verbunden mit den feinsten Manieren, sie für ihn einnahmen. Er, geblendet durch ihre Schönheit und ihren natürlichen Verstand, hatte sie um Hand und Herz gebeten. Das Letztere erhielt er sofort, bezüglich des Ersteren machte sie ihn aufmerksam auf den Adelsstolz des Vaters, der schwerlich in eine Verbindung mit einem Bürgerlichen willigen werde. Ihm waren die Vermögensumstände des Barons nur zu gut bekannt. Deswegen sagte er:

„Bah, das gibt sich von selbst. Ma bien aimée ist jetzt bald achtzehn, in drei Jahren selbständig. Wenn ich dann gebe statt zu begehren, wird der cher papa so vernünftig sein, einen reichen Bürgerlichen einem Herren von Habenichts vorzuziehen. Wenn ich nur auf Deine Treue bauen kann."

Mon cher, Dein bin ich bis in das Grab. Will man mich zwingen, so gehe ich in das Kloster, aus dem mich dann mein Ritter herausholt, ganz à la mode du moyen âge."

Eine stürmische Umarmung, bei welcher der Reifrock etwas zerknittert wurde, schloß den Bund und ward Ursache, daß Isabella dem fortgesetzten Drängen ihres Vaters endlich den Entschluß entgegensetzte, in ein Kloster zu gehen.

„Das sollst Du," schrie er, „ich will die Ungehorsame nicht länger vor mir sehen. Sofort schreibe ich an die Hochwürdige zu Olsberg. Viktoria von Schönau ist noch eine weitläufige Verwandte. Zu ihr sollst Du." Isabella verbeugte sich und ließ den Vater allein, der sich sofort hinsetzte, der Hochwürdigen zu Olsberg Alles berichtete, und sie bat, Isabella in ihr Stift als Novize aufzunehmen, sie möglichst hart zu behandeln, so daß sich dieselbe am Ende glücklich fühle, dem Kloster entrinnen zu können, indem sie den Oberst heirathe. Die Antwort auf seine Epistel ließ nicht lange auf sich warten, lautete aber nicht ganz, wie er es gehofft. Die Hochwürdige schrieb:



„Mon cher cousin,

Gott sei mit Ihnen. Ich habe Euer Schreiben mit ganz besonderer Attention studiret, mich auch resolviret, dero Tochter in unsere heiligen Mauern aufzunehmen. Dagegen aber kann ich mich nicht entschließen, dieselbige härter zu behandeln, als es die Regel des heiligen Bernhard vorschreibet. Indessen glaube ich, werde dero Tochter den Schleier kaum nehmen, maßen die Observanz unserer Ordensregeln schwer genug für ein Weltkind sind, ohne daß ich gegen meine Pflichten dem Kinde noch besondere Kasteiungen vorschreibe. Ich erwarte demnach das Weltkind in den nächsten Tagen ꝛc. ꝛc."

Die Abreise kam denn auch so schnell und unerwartet, daß Isabella keine Minute Zeit fand, dem Geliebten mitzutheilen, daß man sie nach Olsberg bringe. Ja sie hätte ihren künftigen Aufenthalt gar nicht angeben können, denn der ergrimmte Vater nannte ihn erst, als sie von Giebenach das Thal hinauffuhren.

Der Abschied war kurz, ungemüthlich. Isabella ward zur Hochwürdigen geführt, die ihr erst eine kleine Predigt hielt über Kinderpflicht. Sie hörte schweigend zu. Dann mußte sie sich ebenfalls ausziehen und erhielt als Kleidung die Kutte, gegürtet mit einem Strick. Als sie die Oberin fragend ansah, lächelte diese und sagte:

„Ja, Kind, das ist die ganze Kleidung, welche die Zisterzienserin am Leibe tragen darf. Für Deinen Reifrock wären alle unsere Thüren und Gänge viel zu schmal und aus Deiner Zelle müßte man das Bett entfernen, sonst könntest Du nicht einmal stehen darin."

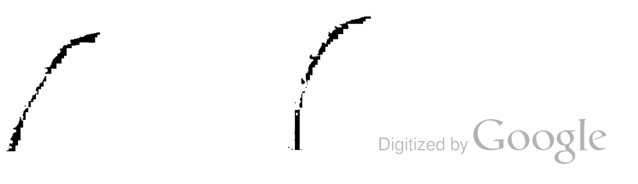
„Aber ich bekomme doch Strümpfe und Schuhe?"

„Wo denkst Du hin, Kind. Hatte unser Heiland dies? Siehe, ich, die Oberin, trage blos Sandalen an meinem bloßen Fuß. Geh' jetzt in Deine Zelle, bete, daß Dir der Heiland Dein Herz erleuchte. Morgen beginnt Dein Noviziat."

Sie reichte ihr die Hand zum Kusse, worauf Isabella in eine Zelle geführt wurde, möblirt genau wie diejenige, welche einst Agnes Küfer bewohnte. Die Thränen standen nahe, doch bald siegte der jugendliche Leichtsinn.

„Bah," sagte sie zu sich selbst, „barfuß tanze ich um so leichter und die Kutte drückt doch nicht wie das Korset."

Sie trillerte leise ein Liedchen und versuchte zu tanzen, was ausgezeichnet von statten ging.



„Bon dieu,“ flüsterte sie weiter, „welche Gans war ich, mich der Kleidung wegen zu alteriren, dieses Habillement ist ja ausgezeichnet für eine Tänzerin.“

„Mais c'est délicieux,“ rief sie fast laut. „Ach wenn mon cher Arthur mich so sehen könnte, ich glaube er würde ganz närrisch vor Entzücken. Vraiment c'est délicieux.“

„Was treibst Du da für Allotria,“ ertönte es plötzlich hinter der Tanzenden. Erschrocken drehte sich Isabella um und stand vor der Laienschwester, die ihr das Essen brachte und durch das Ochsenauge den Tanzübungen zugeschaut hatte.

„Ist das eine Aufführung von einer Novize? Was meinst Du, Kind, was würde die Hochwürdige sagen, wenn ich ihr mittheilen wollte, was ich gesehen? Siehst Du an der Wand die zwei Geißeln? Mit diesen da bekämest Du ohne Weiteres sechsunddreißig Hiebe über die Schultern hin. Der Gürtel dort mit den hundert Spitzen ist auch ein höchst unangenehmes Korset, besonders wenn man ihn fest anzieht.“

„Aber man wendet doch diese Marterinstrumente nicht mehr an, liebe Frau Schwester. Ich las freilich schon in Romanen davon, glaubte aber, es sei blos geschrieben, um den Leser ein bischen gruseln zu machen.“

„Heilige Einfalt,“ lachte die Laienschwester, „Du weißt also nicht, daß der Abt von Salmansweiler erst vor zwei Jahren eine strenge Priorin hierher sandte, die Disziplin herzustellen. Die Frauen trugen nämlich Hemden, Strümpfe, Schuhe, lagen in Federbetten, an eine Geißelung dachte Niemand mehr. Sofort ward Alles anders, die Priorin sah selbst nach, ob vor den hohen Festen sich Jede gehörig geißle. Unserer lieben Hochwürdigen gelang es zwar, die Thörin wegzubringen, welche meinte, man befinde sich noch im vierzehnten Jahrhundert. Die Geißelungen finden nur noch in billigem Maße statt, eigentlich nur zum Schein, aber Hemden, Strümpfe, Schuhe, die weichen Betten sind wieder verschwunden und führt sich eine Novize nicht gut auf, so sind Geißel und Bußgürtel immer noch da. Setz' Dich und iß, ich will Dir erzählen, wie es der Agnes Küferin ging, die einst hier in dieser Zelle lebte und deren Seele jetzt in der Hölle schmachtet.“

Sie erzählte nun der Speisenden, wie es Agnes als Novize ergangen. Das Andenken an dieselbe hatte sich im Kloster erhalten;



aber nicht das Andenken an die geistreichste aller Aebtissinnen von Olsberg, sondern dasjenige der ewig verdammten Apostatin, die mit Hilfe des Bösen schließlich alle Frauen mit Ausnahme von Zweien bewog, den Pakt mit dem „Gott sei bei uns“ abzuschließen.

Isabella schauderte bei der Schilderung dessen, was Agnes erduldet hatte, belächelte den Rest als richtiges Kind ihres Jahrhunderts, das von der Religion nur die äußere Form kannte.

Als sie gespeist, sollte sie sich zu Bette legen, suchte im Bett ein Nachtgewand.

„Du suchst umsonst, auch das hat die Juliane wieder abgeschafft. Schlüpfe unter die Decke. Die Kutte bringe ich Dir morgen früh wieder.“

Der Anblick der Geißeln hatte Isabella erschreckt. Sie schlüpfte in das Bett, das ihr hart wie ein Brett schien, konnte aber lange nicht einschlafen, das Gehörte ging ihr im Kopfe herum und besonders grübelte sie darüber nach, wie die Laienschwester sie hatte sehen können, da doch die Thüre geschlossen war. Die Thurmuhr hatte bereits die zwölfte Stunde geschlagen, als sie endlich den Schlaf fand.

Früh, der Tag war kaum angebrochen, kam die Laienschwester und weckte Isabella.

Erstaunt sah die Erwachende um sich.

„Ach Gott,“ rief sie, „zu was mich wecken, es ist doch gewiß noch nicht zehn Uhr?“

„Nein Kind,“ lachte Maria, „es ist noch ein Viertel bis fünf, hier geht man eben frühzeitig zu Bett, steht früh auf. Mach' jetzt, erhebe und wasche Dich. In einer Viertelstunde hole ich Dich zur Frühmesse.“

Isabella dehnte und reckte sich noch ein paarmal und hatte die beste Lust, sich wieder auf die Seite zu legen, als ihr Blick auf die Geißeln fiel. Mit einem Sprung war sie aus dem Bette, wusch sich und zog die Kutte an. Als sie aber in dem winzigen Spiegel ihre gänzlich zerstörte Frisur betrachtete, denn begreiflich hatte sie auch keine Nachthaube gefunden, da rief sie ganz entsetzt:

„Mon dieu, wie sehe ich aus, nein c'est abominable, so darf ich mich doch en société nicht sehen lassen. Aber wer macht mir hier mein Toupet, das dauert ja eine volle Stunde, bis meine Kammerjungfer die Frisur nur einigermaßen rangirt hat.“

„Das geht hier viel schneller," sprach Maria, deren Eintritt Isabella nicht hören konnte. „Laß nur mich machen, in zwei Minuten ist das Toupet fertig."

Rasch kämmte sie nicht gerade sanft die Haare nach hinten, wand sie zusammen und band den Schleier darüber.

„So, jetzt komm', hörst Du, es läutet schon, morgen muß das schneller gehen. Im Bade waschen wir Dir das garstige Mehl vom Kopf, lehren Dich, das Haar in zwei Zöpfe flechten, aufbinden und den Schleier darüber befestigen. Wenn es zur Frühmette läutet, soll die Novize gewaschen, gekämmt sein, ihr Bett gemacht haben."

„Ja muß ich dies selbst thun?"

„Ganz natürlich und jeden Tag Deine Zelle wischen, am Samstag den Boden aufwaschen. Glaubst Du allenfalls, die Novize habe eine Magd? Arbeit versüßt das Leben."

Isabella seufzte, der Spruch gefiel ihr nicht. Dagegen bemerkte sie in der Kirche, daß noch zwei Novizen da waren, junge, blühende Gesichter, die ihr freundlich zulächelten. Also doch Gefährtinnen. Das Rituale war ihr geläufig, sie beging keinen Fehler und folgte dann den Andern wieder in die Räume, welche für die Novizen bestimmt waren. Dort fand sie die Novizenmeisterin, Schwester Anastasia, eine ältere, ziemlich mürrische Nonne. Diese gab ihr sofort einen Karton, auf den die Regeln für die Novizen aufgeklebt waren.

„Da," sagte sie, lies laut und verständlich, nachher gebe ich sie Dir in die Zelle, damit Du sie auswendig lernst."

Isabella las und schauderte. Was die Laienschwester gesagt, mußte sie vor der Frühmette verrichten, fünfmal täglich zur Kirche gehen. Nach dem ersten Frühstück baden, dann arbeiten, ohne laut sprechen zu dürfen. Singen, jubeln u. s. f. war streng verboten. Der Oberin hatte sie beim Ein- und Austritt aus deren Zimmer den Fuß, jeder Nonne die Hand zu küssen. Dem Beichtvater sollte sie treulich auch den kleinsten Fehler beichten, jede von ihm diktirte Buße ohne Murren ertragen. Den Vorgesetzten war sie blinden Gehorsam schuldig. Wollte sie an irgend Jemand außerhalb des Stiftes schreiben, so mußte sie erst die Oberin um Erlaubniß bitten, ihr den Brief offen zur Besorgung übergeben. Nur alle Vierteljahre einmal durfte sie Besuch im Sprechzimmer hinter dem Gitter empfangen und zwar nur in Begleitung der Novizenmeisterin. Geld durfte sie nicht haben. Auch

auf den geringsten Fehler folgte körperliche Züchtigung von sechsunddreißig bis auf hundertdreißig Geißelhiebe im Beisein der andern Novizen.

Allein was war zu machen. Sie war hier, an ein Entrinnen war nicht zu denken.

Man brachte das Frühstück, ein gutes Hafermues nebst einer Schale süßer Milch, statt der Chokolade mit frischem Brod, Butter und Honig, wie sie es zu Hause gehabt. Ihre Gefährtinnen lächelten, als sie sahen, wie Isabella an dem Mues würgte.

„Iß nur,“ flüsterte die Eine ihr zu, „uns ging es auch so, in zwei, drei Tagen bist Du es gewöhnt. Das Mittag- und Abendessen ist schon besser.“

Nach dem Frühstück führte man sie ins Bad. Eine Laienschwester kam herbei und wusch ihr mit Seife den Puder aus den Haaren, wies sie an, wie sie die Haare zu kämmen, in zwei Zöpfe zu flechten und auf den Hinterkopf aufzubinden habe, wozu man ihr einen Kamm von Messing gab.

Seufzend machte sich die Arme an das Werk, das sie noch nie selbst verrichtet hatte. Sie fühlte sich bereits namenlos unglücklich und bekam nicht übel Heimweh. Indeß gelang ihr Alles ziemlich gut. Begreiflich hatte sie auch keine Dienerin, um sie abzutrocknen und die Handtücher glichen nicht von ferne den feinen Linnen, deren sie sich zu Hause bediente. Alles war so gemein, paßte für Mägde, aber nicht für ein altadeliges Fräulein.

Aus dem Bade ging es, statt zu Bette, in den großen, wohlgepflegten Garten. Allein statt sich an dem prachtvollen Blumenflor, den duftenden Rosen, der würzigen Luft zu erfreuen, seufzte Isabella laut auf. Die Wege waren mit feinem Kies belegt und sie glaubte, es sei gar nicht möglich, barfuß auf den kleinen Steinen zu gehen. Sie suchte und fand eine Bank, auf welche sie sich setzen wollte, als die Novizenmeisterin herbeikam und sie hart anfuhr:

„Was ist das,“ rief sie zornig. „Gehen mußt Du, dazu darfst Du in den Garten. Sitzen kannst Du im Hause mehr als genug.“

„Aber, würdige Frau Schwester,“ bat Isabella, „es ist mir unmöglich, ohne Schuhe auf dem Kies zu gehen. Ich bin es nicht gewöhnt.“

„Ah, nicht gewöhnt,“ höhnte die Nonne. „Du glaubst wohl, wir seien es bei dem Eintritt in dieses gottgeweihte Haus gewöhnt gewesen? — Geh', schäme Dich, so verzärtelt zu thun. Denke an unseren



Heiland, seine gebenedeite Mutter, welche ohne Schuhe und Sandalen, weite Strecken auf steinigen Pfaden in brennendem Sande zurücklegten. Nur der Weg des Lasters ist mit Rosen bestreut, der Pfad der Tugend aber ist rauh. Steh' auf und gehe, oder ich muß Deine Widersetzlichkeit bestrafen."

Eine Thräne im Auge gehorchte Isabella, allein ihr Gang war so lächerlich, daß die beiden andern Mädchen halblaut kicherten. Isabella warf ihnen zornige Blicke zu, was die Eine, Laura, veranlaßte, ihr zuzuflüstern:

„Nur Muth. Sieh, das haben wir Alles auch durchgemacht, es ging uns um kein Haar besser. Jetzt schreiten wir über den Kies wie über Teppiche und schau, wie die Zehen hübsch rund und vollkommen werden."

Isabella warf einen Blick auf den Fuß der Sprecherin. Es war, wie diese sagte, während ihre eigenen ganz verkrüppelt und abgeplattet waren. Diese Wahrnehmung gab ihr Muth, sie nahm sich zusammen und nach einer Stunde hatte die Qual ein Ende. Freilich bluteten die Zehen an verschiedenen Stellen.

Aus dem Garten wurden die Novizen in ein großes, helles Gemach geführt, Laura und Helene setzten sich an den Stickrahmen und Isabella erhielt eine ähnliche Arbeit. Kaum hatte die Novizenmeisterin das Gemach verlassen, so flüsterte Laura:

„Du mußt nicht böse sein, daß wir lachten. Es war auch gar zu drollig, wie Du einhergingest, gerade als wäre der Boden mit Eiern bedeckt gewesen, von denen Du keines hättest zerbrechen dürfen."

„Ja, es schmerzte auch heillos, thut mir jetzt noch weh."

„Du wirst Dich daran gewöhnen müssen, noch Vieles schwer finden, ehe Du geweiht wirst."

„Du glaubst wohl, ich habe im Sinne, Nonne zu werden? Jamais. So dumm bin nicht. Meinetwegen sagt es der Meisterin, oder nicht."

„Fällt uns nicht ein, Isabella, und Dein Vorsatz freut uns um so mehr, als wir zu dem Gleichen entschlossen sind. Da ich dies nun weiß, so bitte ich Dich, sei offen, aufrichtig gegen uns, eine Verrätherin würden wir sicher so quälen, daß ihr das Handwerk bald verleiden müßte. Halte fest zu uns, es wird Dein Schade nicht sein."

Isabella drückte der neuen Freundin heftig die Hand und erzählte nun offen, warum sie hier sei, worauf ihr die Mädchen mittheilten,



wie Laura einen unbemittelten Offizier, Helene einen bürgerlichen Beamten liebe, die Eltern aber diese Verbindungen nicht zugeben wollen. Laura fuhr fort:

„Hier ist es gar nicht so übel, wie es Dir jetzt noch scheint. Die Aebtissin ist eine seelengute Frau, die gar nicht wünscht, daß junge Mädchen hier Nonnen werden. Im Gegentheil, ihr Möglichstes thut, um einen Zwang zu verhindern. Ich bin schon viel länger hier, als gewöhnlich Novizen bleiben ohne geweiht zu werden, allein sie behauptet den Eltern gegenüber, ich sei noch weit entfernt von den Gesinnungen, die eine geweihte Nonne haben müsse. Ich zweifle gar nicht, sie kennt meine Liebe, und will mich nicht unglücklich machen. Allerdings, den Ordensregeln müssen wir uns unterziehen, in dieser Hinsicht ist die Novizenmeisterin strenge, sonst aber trotz ihrem mürrischen Aussehen gar nicht boshaft. Sie läßt uns oft Stunden lang allein. Das Essen ist ausgezeichnet und was will das heißen, barfuß gehen? Ich thue es jetzt lieber als mit den dummen Schuhen auf den hohen Absätzen zu riskiren, ein Bein zu brechen.

Höre, Isabella, ich glaube, Du bist verschwiegen, zumal es in Deinem eigenen Interesse liegt, zu uns zu halten und deshalb wollen wir offen gegen Dich sein. Bist Du erst Mitschuldige, so hast Du von dem Verrath ebensoviel zu fürchten, als wir. Es gibt keine Mauer, über die man nicht steigen kann, und zu jedem Schloß macht man einen Schlüssel. Nun gibt es aber fast überall Leute, die dem Glanze des Goldes nicht widerstehen können und für dasselbe Alles thun, was nicht gerade ein Verbrechen ist, ja sogar dieses. Auch hier im Kloster lebt eine solche Seele, die gerne armen Liebenden hilft, wenn ihre Hilfe mit Gold aufgewogen wird. Diese hilfreiche Fee heißt Maria und ist die Laienschwester, die uns weckt, auch hie und da behilflich ist. Ich merkte recht bald, daß sie die Dukaten mehr liebt als Kupferkreuzer, ließ ein paar goldene Vögel fliegen und acht Tage darauf konnte ich meinen Rudolf sehen."

„Ach das ist Alles recht und schön," seufzte Isabella, „aber ich habe keinen Kreuzer, geschweige einen Dukaten. Mein Geld befindet sich in der Tasche meines Rockes, den man mir wegnahm. Ich konnte doch die Börse nicht herausnehmen, behalten."

„Gewiß nicht, Isabella," lachte Laura, „denn hier sollst Du kein Geld haben. Ich war in dieser Beziehung glücklicher. Eine Ver-

wandte von mir ist Nonne im Zisterzienser-Stift zu Gnadenthal. Ich besuchte sie mehrmals und noch kurz bevor man mich hierher brachte. Von Cäcilie wußte ich, wie es bei der Einkleidung der Novize in den Zisterzienserklöstern zugeht; daher ließ ich mir vor der Abreise durch meine Kammerfrau mein Taschengeld, zehn Dukaten, in dem Toupet verstecken und brachte sie glücklich in meine Zelle."

„Ja hätte ich nur auch so viel."

„Isabella, Freundinnen helfen einander. Ich lieh später der Helene und bin gerne bereit auch Dir zu geben. Wenn wir zur Kirche gehen, gebe ich Dir die Hand, in der sich zwei Dukaten befinden werden. Diese lässest Du oben in die Kutte gleiten. Uebermorgen steckst Du sie in die Zöpfe, bittest Maria, Dir beim Kämmen behilflich zu sein. Das Gold rollt heraus. Du sagst ihr, sie solle es behalten, da Du hier kein Geld brauchest. Das Andere gibt sich dann von selbst. Aber gib' genau Acht, ob Niemand durch das Ochsenauge guckt, wenn Du das Gold aus der Kutte nimmst und versteckst."

„Ja, was ist das, das Ochsenauge?"

„Weißt Du dies nicht?"

„Nein."

„Sieh dort in der Thüre das kleine runde Loch mit dem winzigen Fensterchen. Durch dieses beobachtet man Dich, mehr als Du ahnst. Gehen hörst Du Niemand, da Alles barfuß läuft."

Der Eintritt der Meisterin unterbrach die Unterhaltung, die selbstverständlich nur leise geführt wurde. Man deckte den Tisch. Laura betete vor, Helene nach der Mahlzeit. Das Essen war sehr gut. Jede bekam einen großen Becher voll Rothwein. Nach der Mittagsmesse erging man sich wieder im Garten.

Nach dem Spaziergang wurde wieder gearbeitet, da aber die Meisterin sich nie entfernte, drehte sich das halbleise Gespräch um ganz gewöhnliche Gegenstände. Um sechs Uhr war Andachtsübung. Um sieben wurde gespeist und um halb neun lag Alles im Bett.

Alles verlief genau wie Laura es vorhergesagt, am zweiten Morgen konnte Isabella ihrer Freundin zuflüstern: „Alles in Ordnung". — Die Laienschwester hatte ihr versprochen, Arthur von ihrem Aufenthalt in Kenntniß zu setzen. Sie fühlte, es hing nur von Arthur ab, sie zu sehen.

Mit täglich wachsender Ungeduld sah sie irgend einer Nachricht entgegen, allein es schwand ein Tag nach dem andern, es kam nichts,



so oft sie Maria sah, machte diese ein verneinendes Zeichen. Was sollte sie denken? Hatte Arthur sie schon vergessen? Hatte er nicht den Muth, etwas zu wagen, um sie zu sehen, ihre Rettung zu bewerkstelligen? Hatte der Vater Recht, wenn er behauptete, auch der nobelste Plebejer gleiche nicht von ferne dem ritterlichen Adeligen? Mit diesen Fragen marterte sie sich selbst derart, daß sie anfing, den Appetit zu verlieren, blaß zu werden und so zerstreut, daß die Meisterin sie mehrmals tadelte, wegen Nachlässigkeit in der Ausführung ihrer Arbeiten, ihr endlich mit Züchtigung drohte. Dies brachte sie zu sich selbst. Sie nahm sich zusammen, faßte den festen Entschluß, Arthur zu vergessen und nach Ablauf des Noviziates — — dem Obersten die Hand zu reichen. Einmal darin fest, blühte sie wieder auf und gewann einen Theil ihres Frohsinns wieder. Der Zorn über den Ungetreuen half sein Angedenken zu verblassen.

Zwei volle Monden waren so verflossen, als ihr Maria an einem Morgen zuraunte:

„Heute Nacht im Garten. Er war auf einer Reise, konnte nicht früher kommen.“

Nur mit Mühe vermochte Isabella einen lauten Freudenschrei zu unterdrücken. Wo waren nun Zorn und gefaßte Entschlüsse? — Spurlos verschwunden! — Ihre Wonne war so groß, daß Laura ihr in der Arbeitsstube zuflüstern mußte:

„Nimm Dich zusammen, sonst muß die Meisterin Verdacht schöpfen.“

Indeß ging der Zeiger der Uhr seinen regelmäßigen Gang. Jedesmal nach sechszig Minuten hob sich der Hammer und schlug die Zahl der abgelaufenen Stunde, endlich auch die achte des Nachmittags. Isabella eilte in ihre Zelle. Aber nun erst begann die wahre Qual. „Kommt er auch?“ „Hat ihn nichts verhindert?“ u. s. f. Das waren Fragen, die sich mit jeder Minute bis zu fieberhafter Aufregung steigerten. Es schlug neun, dann zehn. Der kalte Schweiß stand auf der Stirne. Jetzt schlug es elf. „Er kommt nicht,“ flüsterte sie, „ich habe mich umsonst gefreut. Es soll nicht sein, wir werden uns nie angehören. Ein unendliches Weh erfaßte ihre Seele, sie legte sich zu Bett, aller Muth hatte sie verlassen. Hätte sie nur weinen können, allein das Herz war zu voll, keine Thräne wollte das brennende Auge befeuchten. Jetzt war es Mitternacht und kaum hatte der letzte Schlag ausgeklungen, so stand eine Gestalt vor ihrem Bette.

„Komm," flüsterte der graue Schatten. „Er wartet, aber um Gotteswillen keinen Laut."

So schnell war Isabella noch nie aufgestanden, hatte die Kutte übergeworfen, Gürtelstrick und Schleier ließ sie liegen. Maria faßte ihre Hand und führte sie hinab in den Garten. Lautlos, Geistern gleich huschten sie durch die Gänge, zur Thüre hinaus ins Freie.

Die Nacht war sternenhell, Millionen funkelten am wolkenlosen Himmel. Nur hie und da erleuchtete ein greller Schein den südlichen Horizont, der Widerschein der Blitze eines Gewitters, das jenseits des Jura tobte. Feierliche Stille herrschte ringsum, nur unterbrochen von der Nachtigall, die im Gebüsch längs dem Violenbach ihr Liebeslied flötete.

Von All' dem sah und hörte Isabella nichts, sie flog den Kiesweg entlang, fühlte die Steinchen nicht.

In dem Laubgang längs der hohen Gartenmauer stand Arthur plötzlich vor ihr, und nun beriethen die Geliebten die Flucht, da an eine Einwilligung des Vaters nie und nimmer zu denken war.

Isabella hatte den romantischen Entschluß gefaßt, nach Wien zu gehen, dem Kaiser zu Füßen zu fallen, ihm Alles zu gestehen und seine Vermittlung zu erflehen. Arthur sollte sie begleiten. Dieser konnte ihrem schlagenden Grunde nicht länger widerstehen, war jedoch kaltblütiger als die Geliebte. Er hatte schon mit seinem Vater darüber gesprochen, der ihn einen Narren nannte, welcher um der Schönheit willen eine Adelige heirathen wolle, der er das Hochzeitskleid kaufen müsse. Trotzdem billigte er, in Anbetracht der Umstände, Isabellens Plan und that sein Bestes, um den Wunsch der jungen Leute in Erfüllung zu bringen. Er hatte selbst den Paß für Isabella besorgt, der zwar auf den Namen seiner Tochter Friederike lautete, jedoch so ziemlich für die zukünftige Schwiegertochter paßte.

Die Entführung fand ohne irgend welches Hinderniß statt. Eine lange Strickleiter ermöglichte die Uebersteigung der Gartenmauer. Einmal draußen, eilten Beide, Hand in Hand, dem Violenbach nach gegen Giebenach hinunter. Dort harrte ihrer ein für jene Zeit bequemer Reisewagen, in dessen Innerem die Novize sich in eine Weltdame verwandelte. Dann ging es weiter, von Säckingen ab mit Extrapost der Kaiserstadt zu.

Groß war der Lärm zu Olsberg, als man Isabella am Morgen [illegible]hte und die Zelle leer fand. Es fand eine peinliche Untersuchung



statt, die aber zu keinem Resultate führte. Die Strickleiter zeigte allerdings den Weg, auf welchem die Ausreißerin entkommen, allein wer sie herübergeworfen, blieb für das Klosterpersonal ein Räthsel, nur die Hochwürdige errieth den Entführer. Um aber jeden unnützen Lärm zu verhüten, der ja dem Stift nur schaden konnte, befahl sie ein allgemeines Schweigen über die Sache.

XIV.

Die Aufhebung des Klosters.

Vier Wochen später lag Viktoria von Schönau in der kühlen Gruft, mit ihr schloß sich die lange Reihe der Aebtissinnen von Olsberg. Kaum war sie bestattet, so erschienen kaiserliche Kommissäre im Stifte, dasselbe als unzeitgemäß aufzuheben (1788). Im Namen des hochherzigen Kaisers Josef II. erlaubten die Kommissarien sämmtlichen Nonnen, aus dem Kloster und Orden zu treten. Die jüngeren heiratheten, nur drei blieben zurück, um als Vorsteherinnen des Fräuleinstiftes zu walten, in welches das Zisterzienserkloster umgewandelt wurde.

Jetzt kehrte Lust und Freude in die Räume ein, in denen sich früher so Manche abgehärmt hatte. Im stillen Thale hörte man den Gesang der jugendlichen Bewohnerinnen, die jederzeit austreten, sich verehelichen durften. In Begleitung einer Assistentin besuchten die adeligen Töchter die Bälle zu Rheinfelden und Basel, unschwer erhielten sie die Erlaubniß, eine Nacht außer dem Stift zuzubringen, durften nach Einholung der Einwilligung durch die Kreisregierung längere Zeit bei Verwandten oder Freundinnen zubringen. Nichts erinnerte an das Kloster als die Kleidung der Stiftsfräulein. Diese war schwarz, rechts trugen sie das Bild des heiligen Leopold, links den Namenszug des Kaisers. Täglich hörten sie eine Messe und beteten ein de profundis für die Verstorbenen im Fegefeuer. Sonst waren sie frei, spazierten in der Nähe des Klosters, musizirten und beschäftigten sich nach Gutfinden. Geißel und Bußgürtel waren verschwunden.

Ein Jahr nach Isabella's Flucht begrub man ihren Vater, den Letzten seines altadeligen Geschlechtes. Aaron erstand das Gut, das unter den Hammer kam. Kurz darauf sah man in dem Garten desselben eine Dame spazieren. Sie trug ein Kleid von schwarzem Seidenstoff mit Aermeln, die den Vorderarm unverhüllt ließen. Die Gestalt schloß

fest an den Leib, war sehr lang, an diese schloß sich der eigentliche Rock, nicht gerade allzu weit, aber hinten weit herausstehend. Dieses Urbild der famosen Tournüre unserer jüngst vergangenen Zeit bildete eine Art Ueberwurf über das eigentliche Kleid, das von der Gestalt abwärts, die Rückseite der Dame bis zum Rockrande hinab schützte, die gepuderten Haare fielen in künstlichen Locken auf die Schultern nieder und auf dem Haupte thronte ein reichgarnirter, platter Hut in der Weise, daß er von der Stirne fast senkrecht in die Höhe stieg. In der Rechten hielt sie einen langen Spazierstock, in der Linken den aufgespannten Fächer. Vorn war die Brust bis zur Mitte des Busens bloß, um den Hals trug sie ein schwarzes Seidenband, mit künstlicher Schleife. Neben ihr ging ein junger Herr in feinem schwarzem Tuchrock, der bis zu den Knieen reichte, die Beinkleider von schwarzem Sammet reichten bis unter die Kniee, von wo ab bis zu den Schnallenschuhen weiße Seidenstrümpfe das kräftige Bein bekleideten. Die weiße Weste, mit Goldtressen eingefaßt, reichte bis auf die Mitte der Schenkel und ließ oben die weiße Halsbinde, den feingestickten Jabot sehen. Das gepuderte Haar bildete zu beiden Seiten des Kopfes Locken, einem liegenden Cylinder ähnlich, hinten baumelte der obligate Zopf der Rokkokozeit mit schwarzer Schleife. Den weißgarnirten Dreispitz trug er in der Linken.

Etwas hinter den Beiden trug eine dralle Schwarzwälderin ein hübsches Töchterchen von etwa neun Monden.

Das war nun Isabella von F., jetzt Gemahlin des Herrn Arthur Falk, Besitzer des Rittergutes von F. nebst dem Pfand ihrer beiderseitigen treuen Liebe.

Isabella hatte ihren Plan ausgeführt. Leicht erhielt sie Audienz bei dem kaiserlichen Menschenfreund, warf sich ihm zu Füßen, gestand Alles und bat ihn um Hilfe. Josef II., der sämmtliche Frauenklöster in seinem Reiche aufhob und die Zahl der Ordensleute von 63,000 auf 27,000 herabdrückte, gab sofort Befehl, auch Olsberg zu säkularisiren, in ein Fräuleinstift umzuwandeln, wie wir es oben beschrieben haben. Den beiden Liebenden gab er die schriftliche Bewilligung, ihren Bund durch die Kirche sanktioniren zu lassen, wünschte aber, sie möchten ferne von Hause bleiben, bis er den Vater Isabella's versöhnlicher gestimmt haben werde. Der Tod kam ihm zuvor. Das junge Ehepaar nahm seinen Aufenthalt in Mailand, wo Arthurs Va-

ter eine Filiale seines großen Geschäftes besaß und kehrten erst heim, als der Vater schrieb, der adelsstolze, arme Herr sei gestorben, er habe durch Aaron das Rittergut erworben.

Einer Entführung verdankte Olsberg seinen Ursprung, eine Entführung beschleunigte die Aufhebung. Allein wie verschieden waren doch die beiden Ereignisse. Dort die reine Jungfrau, die sich ohne Furcht dem kühnen, trotzigen Krieger anvertraut, Noth und Gefahr mit ihm theilt, hier die Verliebten des sittenlosesten aller Jahrhunderte, seit man in Germanien nach Christi Geburt zählte. Nun, es lagen auch achthundert Jahre zwischen Beiden.

XV.

Die neue Zeit.

Indeß sollte Olsberg noch keine Ruhe finden. Die Stürme der französischen Revolution brausten heran, verursachten ein Chaos, aus dem neue Staaten emporstiegen. Oesterreich büßte all' seine Besitzungen am Rheine ein. Laufenburg, Rheinfelden, das Frickthal wurden schweizerisch. Der Violenbach, früher eine Grenze zwischen Oesterreich und der schweizerischen Eidgenossenschaft, bildete jetzt die Scheide zwischen Basel und dem neuen Kanton Aargau, dessen Regierung sich beeilte, das adelige Fräuleinstift aufzuheben. Die Aebtissin Josepha von Forimthal, die Assistentin und eine Frau von Reinach, sowie die dienenden Schwestern wurden pensionirt. Die Erste starb 1813 zu Frick. Aus dem Stift wurde ein Töchterinstitut, in welchem vier weltliche Lehrerinnen wirkten. 1830 wurde auch dieses Institut aufgehoben, der Ertrag der Güter dem kantonalen Schulfond zugewiesen. Bis 1846 standen die Klosterräume öde. Dann zog neues Leben ein, eine Klosterschule im Sinne und Geist Pestalozzi's. Am hundertsten Geburtstage dieses hochherzigen, einzig dastehenden Kinderfreundes wurde im Kloster eine Erziehungsstalt für arme, verwahrloste Knaben errichtet. Im Geiste Pastalozzi's werden fünfzig bis sechszig Knaben mit all' den Waffen ausgerüstet, mittelst deren sie auf gesetzlichem Wege den Kampf um das Dasein kämpfen können.



Franz August Stocker,

der Begründer und Herausgeber dieser Zeitschrift, ist am 19. Oktober unerwartet rasch im seinem 60. Lebensjahre vom Tode gemäht worden.

Am 1. November jährte es sich, daß er eine kühne Fahrt auf dem Luftschiff über die Baselstadt hinaus, vom Schwarzwald zum Jura, gethan hat, die er uns im vorigen Jahrgang (Seite 277—288) mit seltener Frische und Anmut schilderte. Da steht auch zu lesen: „Wir ziehen wie auf geheimen Bahnen immer weiter. Da ist der Friedhof, das „Kannenfeld“. Morgen ist Allerseelentag. Da liegen sie Alle in Reih und Glied, wie sie auf Erden gestanden, gekämpft, gelitten, als sie noch das Licht des Lebens geschaut! Ein Zauber der Wehmut ruht auf unsern Friedhöfen. Dort liegt auch meine Liebe und mein Glück begraben!“ — — Und in demselben Hefte (Seite 311—318) rief er seinem Freunde, dem am 15. Dezember 1891 gestorbenen Dichterpfarrer Friedrich Oser zum Abschied für's Erdenleben nach: „So ist er nun dahingegangen, in jene schönen, poesievollen Lande, wo ewiger Frühling herrscht, wo die Prosa des Lebens nicht hinkommt mit ihrer Qual. Der schweizerische Dichterkreis lichtet sich — — — Lebewohl, Friedrich, grüße mir die Freunde!“

Jetzt grüßen sie ihn im Saale seliger Unendlichkeit, und wir sagen ihm hier dankbaren Scheidegruß. Daß es so rasch geschehen mußte, ist unser Leid. Es ist in der Baselstadt und weit umher im Schweizerlande bekundet worden, wohin immer sein männertreues Wort gedrungen ist, sei es im strengen Joch des Journalisten-Berufes, sei es im holden Dienst der Poesie.

Franz August Stocker wurde geboren in Frick, Kanton Aargau, am 21. März 1833 als Sohn des dortigen Adlerwirthes und Posthalters. Im musterhaft geführten, behäbigen Elternhause, wo altösterreichische Gemüthlichkeit und schweizerischer Biedersinn daheim waren, genoß er eine fröhliche Jugend, aber auch ernste Erziehung zu künftiger Tüchtigkeit. Auch er hatte, wie Göthe und viele der Besten, „vom Vater her wohl die Statur, des Lebens strenges Führen, vom Mütterchen die Frohnatur, die Lust am Fabuliren." Noch nicht den Jünglingsjahren entwachsen, aber in Rheinfelden auf der Bezirksschule, in Aarau zwei Jahre auf der Kantonsschule und in der welschen Schweiz genügend gerüstet, wandte sich Stocker zielbewußter litterarischer Arbeit zu, davon uns schon aus jener Zeit manch eine unverwelkte Blume erhalten blieb. Ziel war ihm, um's bündig zu sagen, die Wahrhaftigkeit in Gesinnung, Beobachtung und Darstellung. Ihr danken wir seine kerngesunden und treuherzigen Schilderungen und Erzählungen in den neun Jahrgängen dieser Zeitschrift für Geschichte und Sage, für Land und Leute, die, ohne gemachte Alterthümelei, durch knappe Sprache und klare Bildlichkeit oft an gute altdeutsche Holzschnitte erinnern; sie weht und wirkt auch in seiner ganzen übrigen, namentlich journalistischen Thätigkeit, gekräftigt und geadelt durch den Herzschlag seiner bis zum Tode jungfrischen patriotischen Begeisterung.

Dieser Skizze ist's unmöglich, ein geschichtlich treues Charakterbild des Verklärten zu zeichnen. Das erforderte die Darstellung und Entwicklung seiner Anlagen und Kräfte durch die Anregung und im Kampfe des Schicksals. In Umrissen nur soll der weitere Lebensgang angedeutet werden. Vorher aber sei der ganze ideale Mann durch ein Kernwort charakterisirt, das er seinem eben in dritter und vermehrter Auflage erschienenen Werke:

„Das Volkstheater in der Schweiz“ (Aarau, H. R. Sauerländer und Co.) als Geleite mitgegeben hat.

„Die Schaubühne hat vor allen Bildungsanstalten den Vorzug der Unmittelbarkeit für sich, der namentlich für weniger Gebildete nie hoch genug angeschlagen werden kann. Sie hält dem Menschen einen Spiegel seines eignen Treibens vor, sie warnt, straft, tröstet ihn, sie belohnt den Menschen und gibt ihm wieder Hoffnung. Dieses Alles hat für den Menschen mehr Werth, als bloße Gebote und Verbote, leere Tröstungen und Versprechungen.

„Auch die religiöse Seite des Menschen wird öfters im Theater berührt. Man kann selbst im Theater sich erbauen. Eine solche Behauptung könnte Manchem gottlos erscheinen, aber der Ort, an welchem der Mensch sich in das Gefühl der Andacht versenkt, ist gewiß gleichgültig, das Gefühl selbst ist überall das gleiche.

Der Theaterbesuch ist somit ein sittliches Vergnügen, er erhebt die besseren Gefühle und hilft zur Unterdrückung der schlimmen Neigungen, mit einem Worte, er veredelt den Menschen.“

Nach einer Erinnerung an die kulturgeschichtliche Bedeutung des Theaters im alten Griechenland schließt er: „Etwas Aehnliches kann auch die Gegenwart unter veränderten Verhältnissen hervorbringen, so sehr auch die vorherrschende Richtung derselben eine, wie man sagt, materialistische und industrialistische sein mag. Nie mehr, als grade in so materialistischen Zeiten, wie die gegenwärtigen es sind, bedarf die Kunst, die Wissenschaft einer unausgesetzten Pflege. Die Pflege des Ideals ist ein Gegengewicht des alles Geistige erdrückenden Materialismus. Dieses Gegengewicht finden wir in der Auffrischung und neuen Erhebung des Volksgeistes durch Vorführung seiner ganzen Vergangenheit, Schilderung seiner Gegenwart und Veranschaulichung seiner Zukunft.“



Stocker selbst hat einige Volksschauspiele geschrieben und die derzeit 35 Bände umfassende „Bibliothek vaterländischer Schauspiele" herausgegeben, ein Unternehmen, das in die erste Zeit seiner Selbständigkeit fiel, aber so wenig seinen Mann nähren konnte, daß er das in Frick betriebene Buchdruckereigeschäft aufzugeben genöthigt war. Anfangs der Sechzigerjahre übernahm er daher in Aarau die Redaktion des „Schweizerboten", den Heinrich Zschokke 1804 als „aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten" in's Leben gerufen hatte. Stocker hat ihn im Geiste seines großen Vorgängers geleitet und durch ihn nach dem Maße seiner Kraft fruchtbares Wissen in breite Schichten des Volkes getragen, um es zu innerer Freiheit erziehen zu helfen. Im Jahre 1871 wurde er von den damaligen Besitzern der „Basler Nachrichten", den Herren Zehntner und Reinisch, als Mitarbeiter berufen, im März 1872 erwarb er mit seinen Freunden, dem im Februar 1886 verstorbenen Dr. Gottfried Wackernagel, dem jetzigen Bundesrath Emil Frey und dem Verlagshändler Benno Schwabe, das Eigenthum der Zeitung und blieb ihr auch als Redaktor treu, als sie 1884 in den Alleinbesitz Dr. Wackernagels übergegangen war. Die Politik besprach er nur nothgedrungen, unausgesetzt aber vaterländisches Volksthum. Das gab ihm Stoff zu rastloser Arbeit, die ihm, einem Helden der Arbeit, derart anwuchs, daß er ihr vor neun Jahren in unserer Quartalsschrift „Vom Jura und Schwarzwald" ein neues Absatzgebiet erschloß. Die Leser kennen, würdigen und danken dem treuen Manne diese Arbeit. Sein Forscher- und Sammeleifer that sich aber auch damit nicht genug. Unablässig bereicherte er die schweizerische Geschichtsliteratur mit neuen Gaben zum Theil von dauerndem Werth. Hier seien nur genannt seine „Basler

Stadtbilder" und die im vorigen Jahre in Buchform erschienene Erzählung „Die Salpeterer".

Der seit 1870 wieder einmal aufgeflammte Kultur- und Kirchenkampf packte den freiheit- und lichtfrohen Mann in tiefster Seele. Es gehört nicht zu dieser vorzugsweise litterarischen Skizze, was er im Dienste der katholischen Reformbewegung als einer der Vordersten geleistet hat. Bekannte er's doch noch neulich im September unter den großen Eindrücken des zweiten internationalen Altkatholiken-Kongresses zu Luzern: Diese letzten zwanzig Jahre seien die werthvollsten seines Lebens gewesen und um keinen Preis wollte er nicht dabei gewesen sein. Dieser seiner Herzenssache entstammen, außer vielen Gelegenheitsschriften, auch die wohldurchdachte Uebersetzung der „Blüthen und Knospen" des Genfer Denkers Petit-Senn und sein Schauspiel „Zwei Reformatoren", das den geistigen Kampf zwischen Calvin und Servet zu fesselnder Anschauung bringt.

Nun ist ihm die fleißige Feder für immer entsunken. Seit drei Jahren spürte er Müdigkeit, aber an's Feierabendmachen dachte er nicht. Danken und opfern wir dem Getreuen und Tapferen mit immergrünem Lorbeer, denn — nehmt Alles nur in Allem — er war ein Mann, und der Seltenen Einer.

* *



